

10 369

Aus dem Lande der Mitte

Re 1010

Schilderungen

der Sitten und Gebräuche der Chinesen

Von

Ernst Ruhstrat

Beamter im kaiserlich-chinesischen Seezoldienst.

Mit 20 einseitigen und 2 doppelseitigen Vollbildern.



BIBLIOTHEK
d. K. KRIEGS-SCHULE
ZU NEISSE.

Berlin



Alfred Schall

Hofbuchhändler

K. Majestät des Kaisers und Königs
K. Kgl. Hoh. d. Herzogs Carl in Bayern

Verein der Bücherfreunde.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168031

Alle Rechte vorbehalten.



10369

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

17H-68467

17-4828405/ITMK

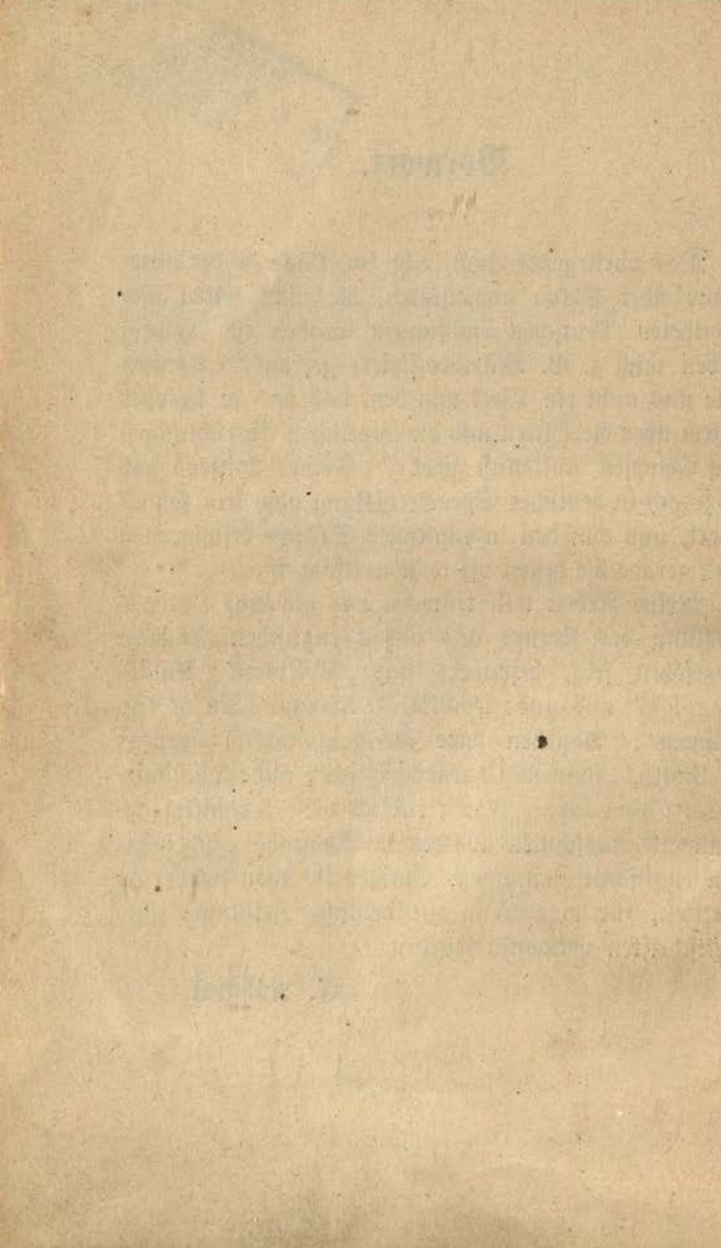
Vorwort.



Das vorliegende Buch sucht eine Lücke in der Literatur über China auszufüllen, die nicht selten von gebildeten Deutschen empfunden worden ist. Häufig haben mich z. B. Marineoffiziere gefragt: „Können Sie uns nicht ein Werk angeben, das uns in knapper Form über die Sitten und die staatlichen Einrichtungen der Chinesen Aufschluß giebt?“ Meines Wissens gab es jedoch in deutscher Sprache bislang noch kein solches Werk, und von den in englischer Sprache erschienenen sind gerade die besten oft recht weitschweifig.

Meine Arbeit will teilweise nur als eine Heraus-schälung des Kernes aus diesen englischen Büchern angesehen sein, besonders aus: Williams' „Middle Kingdom“ und aus: Doolittle's „Social Life of the Chinese“. Daneben habe ich hauptsächlich benutzt: A. Smith, „Chinese Characteristics“, und: Vladimir, „The China-Japan War“; endlich viele sorgfältig gesammelte Ausschnitte aus den in Schanghai erscheinenden englischen Zeitungen. Einiges ist schon vorher zu Artikeln für mehrere große deutsche Zeitungen und Zeitschriften verwandt worden.

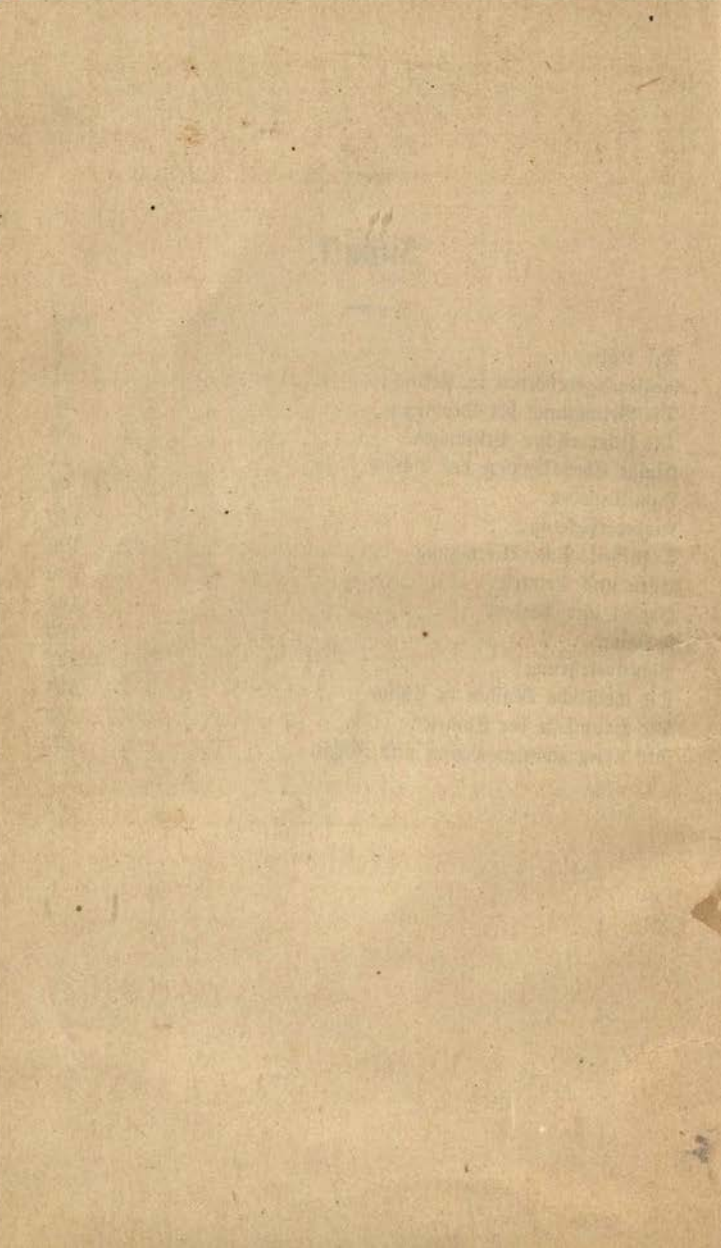
G. Ruhstrat.



Inhalt.



	Seite
Der Kaiser	1
Regierungsbehörden in Peking	21
Die Verwaltung der Provinzen	27
Die litterarischen Prüfungen	56
Einige Charakterzüge des Volkes	74
Familienleben	86
Kindererziehung	110
Krankheit, Tod, Beerdigung	120
Essen und Trinken	142
Handel und Verkehr	161
Religion	182
Ahnenverehrung	227
Die christliche Mission in China	234
Die Hauptfeste der Chinesen	243
Der Krieg zwischen China und Japan	257





Der Kaiser

Ueber den Kaiser von China ist recht wenig bekannt. Selten bringen die in Ostasien erscheinenden chinesischen und nicht chinesischen Zeitungen etwas, das ihn betrifft. Dieser merkwürdige Zustand, daß der Herrscher eines Reiches von dreihundert Millionen Menschen der Außenwelt so gut wie unbekannt ist und mit ihr fast gar nicht in Berührung kommt, hat keineswegs immer bestanden. Vielmehr reisten noch die ersten Kaiser aus der jetzigen Dynastie, besonders Kang Hi, der von 1661 bis 1722 regierte und ein ebenso thatkräftiger wie bedeutender Herrscher war, viel in ihrem Lande umher und stifteten dadurch manchen Segen. Im ganzen wird man sagen können, daß die Chinesen nur wenige bessere Herrscherhäuser gehabt haben, als die Mandschudynastie. Aber diese ist jetzt nicht mehr das, was sie vor zweihundert Jahren war. Es war ein großes Unglück für China, daß während des kriegerischen Zusammenstoßes des alten Reiches mit England und Frankreich im Jahre 1860 einer der unnachgiebigsten Herrscher

regierte, die jemals auf dem Drachenthron gesessen haben, der Kaiser Sien Jung. Als dieser, der seine von den „fremden Barbaren“ entweihete Hauptstadt nicht wieder betreten wollte, im August 1861 in Scherhol starb, da folgten während der nächsten drei Jahrzehnte zwei unmündige Knaben.

Der erste von ihnen, Tung Tschu, wurde zwar im Jahre 1873 für mündig erklärt und regierte dann dem Namen nach bis zu seinem zwei Jahre später erfolgten Tode; er war aber niemals mehr als ein Schemen. Als er im Sterben lag, gab es im Peking Palast eine mächtige Partei, die die beiden Gemahlinnen Sien Jungs nebst ihrem Anhang aus dem Wege räumen und einen Sohn des Prinzen Kung auf den Thron erheben wollte. In ihrer Not wandten sich die Kaiserinnen an Li Hung Tschang, dem als Vizekönig der Provinz Tschihli der besondere Schutz der Dynastie oblag. Li zögerte keinen Augenblick, sondern brach sofort mit seiner viertausend Mann starken Leibgarde, bestehend aus allen drei Waffengattungen, in Eilmärschen von Tientsin nach Peking auf, ohne daß irgend jemand sonst etwas davon wußte. Auf seine Truppen konnte er sich unbedingt verlassen, da sie aus seiner Heimatprovinz Anhui stammten. Der etwa 130 km lange Weg nach der Hauptstadt wurde in 36 Stunden zurückgelegt. Um Mitternacht kam Li an einem der Thore an, das ein Prinz, der ein Anhänger der Kaiserinnen war, öffnete. In tiefstem Schweigen ging es darauf dem Palaste zu. Die Hufe der Pferde waren mit Zeug umwickelt, und jeder Mann mußte



Der regierende Kaiser und sein Vater, Prinz Tschun
Mit Genehmigung der China-Inland-Mission in London



auf Li's Befehl einen Eßstab im Munde halten, wodurch er am Sprechen verhindert war. Mit Leichtigkeit bemächtigte man sich der verschiedenen Wachen im kaiserlichen Stadtteil, da die Kaiserinnen Eunuchen geschickt hatten, die als Führer dienen und alle verdächtigen Personen bezeichnen sollten. Nach kurzer Zeit war die kleine Schar in unbestrittenem Besitze des ganzen, sehr ausgedehnten Palastes mit seinen vielen Nebengebäuden und offenen Flächen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden wäre, in orientalischen Ländern wahrlich eine seltene Mäßigung. Als der Tag anbrach, war das Erstaunen und die Bestürzung derjenigen Verschwörer, die während der Nacht noch nicht festgenommen worden waren, grenzenlos. Die Rädelsführer mußten ihr Vorhaben in aller Stille mit dem Tode büßen, doch die Mehrzahl traf nur Verbannung. Am folgenden Tage wurde der vier Jahre alte Sohn des Prinzen Tschun zum Kaiser erklärt. Als alles mit einer für chinesische Verhältnisse erstaunlichen Schnelligkeit geordnet war, ging Li ebenso unauffällig, wie er gekommen war, mit seinen Truppen nach Tientsin zurück. Man hatte diesen Staatsstreich so gut geheim gehalten, daß nur sehr wenige Menschen wußten, wieviel damals davon abhing, ob Li Hung Tschang der Dynastie treu blieb oder nicht.

Die vorstehende Erzählung mag vielleicht nicht in allen Einzelheiten verbürgt sein. Etwas Wahres ist aber sicher daran. Sie stand wiederholt in ostasiatischen Zeitungen, ohne daß Widerspruch dagegen erfolgt wäre; auch kann man sie in Peking von Chinesen

hören. Der große Einfluß, den Li Hung Tschang lange Zeit am Peking's Hofe hatte, ist auf diese Weise leicht erklärt. Die noch lebende Kaiserin-Witwe hat ihm seine Treue in einer für sie angstvollen Zeit offenbar niemals vergessen. Der Kaiser selbst scheint sich freilich seit dem unglücklichen Kriege gegen Japan mehr von Li abgewandt zu haben. Doch daran mögen hauptsächlich Lis zahlreiche Neider und Feinde schuld sein.

Während der letzten Jahrzehnte haben also in China keine Kaiser, sondern Regentschaften das Staatsruder geführt. Dies ist kaum vorteilhaft für das Reich gewesen. Es fehlte an einem ganzen Manne von unbeugsamer Willenskraft, der aber zugleich genügenden Weitblick hätte besitzen müssen, sich zu sagen, daß die frühere Abgeschlossenheit des Landes nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre. Für die Zukunft wird viel davon abhängen, ob der Kaiser stark genug sein wird, seinem eigenen Willen zu folgen, und ob er sich vor allen Dingen dazu entschließen kann, sich die Zustände in den Provinzen mit eigenen Augen anzusehen und sich nicht lediglich auf die oft sehr lügnerischen Berichte seiner Untergebenen zu verlassen. Was man dem Kaiser darin zu bieten wagt, dafür sei nach dem „North China Herald“ ein besonders starkes Stück erzählt. Vor einiger Zeit stand in der amtlichen „Peking's Zeitung“ eine wichtig aussehende Eingabe an den Thron. Darin berichtete ein hoher Provinzialbeamter über die Unterdrückung einer nicht ungefährlichen Empörung und setzte ausführlich auseinander, was dieses Unternehmen gekostet habe, und welche

Mandarinen sich dabei ausgezeichnet hätten. Der Kaiser gab, wie gewöhnlich, seine Zustimmung zu den vorgeschlagenen Beförderungen. Was würde er wohl sagen, wenn er den „North China Herald“ läse! Denn ein Berichterstatter, den diese Zeitung für durchaus zuverlässig erklärt (wahrscheinlich ein Missionar), giebt an, er sei zu derselben Zeit, wo die Empörung stattgefunden haben sollte, in der betreffenden Gegend gewesen. Von irgend welcher Aufruhr habe man dort aber weit und breit nichts gehört. Dagegen habe er in dem chinesischen Gasthause, wo er abgestiegen sei, drei Soldaten getroffen, die ihm erzählten, sie verfolgten einen gefährlichen Räuber, den der Bezirksrichter innerhalb einer gewissen Zeit festnehmen lassen müßte. Dies war die ganze Grundlage für eine lange und aufregende Geschichte in der „Peking-er Zeitung“.

Nach den Angaben der „Peking-er Zeitung“ hat der Kaiser in den letzten Jahren nur aus drei Gründen seinen Palast verlassen: erstens, um gelegentlich in einem Tempel zu beten und zu opfern; zweitens, um die Kaiserin-Witwe in einem ihrer außerhalb Peking's liegenden Schlösser zu besuchen; und drittens, einmal in jedem Frühling, um selbst die Pflugchar zu führen. Man wird hoch rechnen, wenn man annimmt, daß sich zur Zeit die Palastthore zehn- bis zwölfmal im Jahre für die kaiserliche Sänfte öffnen. In jedem solchen Falle herrscht das strengste Absperrungssystem. Kein Mensch darf sich dann auf den Straßen oder an den Thüren — Fenster haben chinesische Häuser gewöhnlich nicht — sehen lassen, wenn der kaiserliche Zug vorüberzieht,

damit den Sohn des Himmels ja kein Blick aus profanen Augen treffe. Die in Peking wohnenden Ausländer werden bei solchen Anlässen höflich aber dringend ersucht, die betreffenden Straßen dann nicht betreten zu wollen, um nicht mit der kaiserlichen Leibgarde in Streit zu geraten, wie es dann und wann vorgekommen ist.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln wird aber während eines solchen Zuges doch zuweilen „die kaiserliche Ruhe gestört“. Als der Monarch einmal die Kaiserin-Witwe in ihrem Palast von Eho besuchen wollte, kam der Zug an einem stark besuchten Theehause vorüber. Herolde ritten voraus und verkündeten überall mit lauter Stimme, daß jedermann alle Thüren schließen und im Hause bleiben mußte, bis der Kaiser vorüber wäre. Nun hatte das genannte Theehaus einen Balkon, der gewöhnlich offen, jetzt aber durch Laden geschlossen war. Das war eine gar prächtige Gelegenheit für die neugierigen, theetrinkenden Müßiggänger, durch die Laden hindurchzulugen, um den Zug zu sehen. Der Balkon konnte aber die herandrängende große Menge von Gassern nicht tragen, er gab nach, und ein Klumpen von Menschen purzelte fast unmittelbar vor der kaiserlichen Sänfte auf die Straße. Darauf ungeheures Geschrei der zahllosen Hofdienerschaft. Dann ließ man die Sänfte sobald wie möglich weitergehen; aber das Unglück war geschehen, die kaiserliche Ruhe war gestört, und der Besitzer des Theehauses mußte einer ziemlich strengen Bestrafung entgegensehen.

Ein andermal sprach der Kaiser sein höchstes Mißfallen darüber aus, daß nicht immer überall in seiner Gegenwart ehrerbietiges Schweigen geherrscht habe, wie es sich doch gehöre. Er erließ deshalb eine Verfügung, worin es hieß: „Als Wir neulich geopfert hatten, hörten Wir bei der Rückkehr in Unfern Palast in der Nähe eines der zum kaiserlichen Stadtteile führenden Thore ziemlich starkes Stimmengeräusch. Dies beweist, daß das Volk nicht die nötige Achtung vor der Majestät des Herrschers hat, es beweist aber auch, daß Unsrer Leibgarde ihre Pflicht nicht ordentlich gethan hat. Die Offiziere, die bei dem Thore Dienst hatten, werden daher vom Kriegsministerium bestraft werden. In Zukunft aber sollen alle Offiziere, hohe wie niedre, darauf achten, daß sich ein so unwürdiger Vorgang nicht wiederholt.“

Daß es eine gefährliche Sache ist, dem Monarchen, wenn er unterwegs ist, persönlich mit einer Bitte zu kommen, ist nach dem Vorstehenden begreiflich. Stellt es sich heraus, daß der Bittende keine völlig ausreichende Veranlassung zu seinem Schritte hatte, dann wird er wegen unbefugter Aufhaltung des kaiserlichen Zuges für den ganzen Rest seines Lebens an die äußersten Grenzen der Mongolei verbannt. Wiederholt berichtete die „Peking- Zeitung“ von solchen Fällen.

Die wichtigsten Opfer, die der Kaiser zu verrichten hat, sind die während der beiden Sonnenwenden im Tempel des Himmels. Hierbei kann ihn kein anderes menschliches Wesen vertreten, weil nur er vom Himmel

die Macht erhalten hat, auf Erden zu regieren. Ist der Kaiser also krank oder minderjährig, dann müssen diese Opfer ausgesetzt werden. Er ist dem Himmel und der Erde dafür verantwortlich, daß unter den Menschenkindern Ruhe und Zufriedenheit herrscht. Bei Seuchen oder Hungersnot ist es seine Sache, mit dem Himmel ein baldiges Ende der schlimmen Zeit zu vereinbaren. In Nord- und Mittelchina regnet es oft viel zu viel oder lange Zeit gar nicht. Wollen dann die Gebete gewöhnlicher Sterblicher nichts mehr helfen, so muß sich der Kaiser dazu entschließen, selbst den Himmel um eine Aenderung des Wetters anzuflehen. Die bevorzugte Stellung des Kaisers zeigt sich auch in der Art und Weise, wie er seine Gebete verrichtet. Während er selbst nämlich von andern Menschen verlangt, daß sie sich vor ihm niederwerfen, kniet er bei seiner Andacht nur dreimal nieder und macht zugleich neun tiefe Verbeugungen. Dies ist ein Zeichen dafür, daß er den himmlischen Gewalten näher steht, als den sterblichen Menschen. Betet er zum Himmel, so trägt er ein blaues Gewand, nach der Farbe des Firmamentes; zur Erde betet er dagegen in gelber, zur Sonne in roter und zum Monde in weißer Kleidung.

Da es durch eins der hübschen Rätsel in Schillers Turandot in Deutschland bekannt geworden ist, daß der Kaiser von China alljährlich einmal selbst den Pflug führt, um dadurch die hohe Wichtigkeit des Ackerbaus zu betonen, so sei hier nach einer chinesischen Zeitung angegeben, wie eine derartige Zeremonie ver-

läuft. Der Kaiser verläßt bei Tagesanbruch mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge seinen Palast. Der Zug gewährt einen überaus prächtigen Anblick, der noch dadurch erhöht wird, daß auch die Straßen, durch die er geht, aufs schönste ausgeschmückt sind. Vor den Schreinen der den Ackerbau schützenden Götter bringt Se. Majestät Opfer dar und nimmt dann in einer kaiserlichen Halle das Frühstück ein. Nach dem Frühstück begiebt sich der Herrscher mit seiner Begleitung aufs Feld. Das für den kaiserlichen Pflug bestimmte Stück Landes ist durch Pfähle abgegrenzt, von deren Spitzen unzählige Flaggen und Banner von jeder Art und Farbe flattern. An den vier Ecken sind Pavillone errichtet, worin Weizen und andre Halmfrüchte bereit liegen. In der Mitte des Feldes stehen Höflinge in prächtigen Gewändern mit bunten Flaggen in der Hand, und zur Seite des Weges eine Anzahl ehrwürdiger Landleute mit weißen Haaren, jeder mit einem Gerät für den Ackerbau versehen. Der Kaiser faßt nun den Pflug mit der linken und die Peitsche mit der rechten Hand und beginnt zu pflügen. Der vor den Pflug gespannte Stier ist mit gelben Tüchern (gelb ist die kaiserliche Farbe) geschmückt und wird von zwei Männern aus der Leibgarde geleitet. Einige Personen des Gefolges führen unterdessen den für sie bestimmten Teil der Zeremonie aus, bearbeiten den Boden mit den verschiedenen Ackergeräten und streuen den Samen aus. Wenn der Kaiser einmal ganz herumgegangen ist, kommen drei Prinzen und nach ihnen neun hohe Höflinge an die Reihe, worauf der Zug

in den Palast zurückkehrt. Die ganze Sitte ist uralt. Sie wird von den Chinesen auf den Kaiser Wu Wang zurückgeführt, der sie im Jahre 1122 vor Christus eingeführt haben soll.

Einem gleichfalls sehr alten Brauche gemäß hat auch die Kaiserin von China in jedem Frühling eine ähnliche Zeremonie zu beobachten. Sie muß nämlich zu der Zeit, wo die Blätter des Maulbeerbaums zum Futter für den Seidenwurm reif werden, mit ihren Hofdamen einige dieser Blätter von den Zweigen pflücken, um hierdurch den Bürgern ein Beispiel fleißiger Arbeit zu geben. Den Tag für diese Zeremonie, bei der große Pracht entfaltet zu werden pflegt, bestimmt alljährlich der Kaiser.

Von Ausländern hatten den Kaiser von China vor dem Besuche des Prinzen Heinrich nur eine Anzahl Diplomaten gesehen, und auch diese nur während der kurzen Zeit einer Audienz. Der frühere deutsche Gesandte, Herr von Brandt, sagt, der Herrscher sähe nicht gerade kräftig, aber sehr intelligent aus, und er habe sich offenbar lebhaft für das ihm damals neue Schauspiel einer Audienz interessiert. Ein anderer, ungenannter Diplomat schrieb im Jahre 1894 an die „North China Daily News“: „Als die fremden Gesandten kürzlich dem Kaiser von China die Glückwünsche ihrer Staatsoberhäupter zum sechzigsten Geburtstag der Kaiserin-Witwe überreichten, fiel die Adresse des deutschen Kaisers ganz besonders auf. Da äußerliche Pracht jeder Art großen Eindruck auf alle Orientalen macht, so konnte Deutschland seine

guten Beziehungen zu China dadurch nur noch verbessern, daß es eine einfache Adresse zu einem kostbaren Kunstwerk gestaltete. Der kaiserliche Brief war auf Pergamentblätter mundiirt, die in Form eines Buches gebunden waren. Die Buchstaben aus Gold und andern glänzenden Farben machten einen künstlerischen Eindruck. Der Einband bestand aus zwei massiven Platten mit weißem, teilweise mit Gold belegtem Lederüberzug mit dem kaiserlichen Monogramm in der Mitte. Das ganze lag in einem hübsch geschnitzten hölzernen Kasten, der mit dem Buchstaben W in Gold und mit einer goldenen Kaiserkrone geschmückt war. Dieses prächtige Kunstwerk erregte die Bewunderung aller Anwesenden, als der deutsche Gesandte es dem Prinzen Tsching überreichte, damit dieser es dem Kaiser gäbe. Es war rührend zu sehen, wie sich das Gesicht des jungen Herrschers für eine kurze Weile erhellte, um gleich darauf, als man das schöne Geschenk auf einen Tisch neben dem Throne legte, wieder den gewöhnlichen Ausdruck unnatürlicher Melancholie anzunehmen. Dieses vorübergehende Lächeln ging allen anwesenden Ausländern zu Herzen; es war, als ob den jungen Fürsten für einen Augenblick ein Sonnenstrahl aus einer glücklicheren Welt träfe, als die ist, worin ihn die strenge chinesische Etikette zu leben zwingt.“

Diese fremde Welt muß dem Kaiser um so geheimnisvoller vorkommen, als sie es durchgesehen hat, daß ihre Gesandten nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, den Fußfall vor ihm zu machen brauchen,

sondern stehend von ihm empfangen werden. Von seinen Unterthanen dürfen dagegen selbst die höchsten Würdenträger nur knieend zu ihm sprechen. Auch darf in seiner Gegenwart kein Chinese auf einem Stuhle sitzen, sondern nur auf einem niedrigen Divan. Des Kaisers eigentlicher Name ist viel zu heilig für den gewöhnlichen Gebrauch, weshalb er durch einen andern Namen ersetzt werden muß. Während also z. B. der im Jahre 1872 geborene regierende Kaiser in Wirklichkeit Tsai Tien heißt, nennt man ihn Kuang Sü, was „Hochedle Nachfolge“ bedeutet. Genau genommen ist es daher etwas wunderlich, von „Er. Majestät dem Kaiser Kuang Sü“ zu sprechen; gleichwohl geschieht dies der Bequemlichkeit halber ganz allgemein. Spricht der Kaiser von sich selbst, so sagt er entweder kurz „Wir“, oder „Der einzige Mann“, oder „Der einzige Fürst“. Die abgeschmackten, von manchen ausländischen Schriftstellern angewandten Titel, wie Bruder der Sonne oder Bruder des Mondes, Enkel der Sterne, König der Könige u. ä. sind in China nicht bekannt. Dagegen hat der kaiserliche Palast viele bilderreiche Bezeichnungen, wie Stufen von Edelsteinen, rosige Halle, himmlische Stufen u. a. In jeder Provinzialhauptstadt ist eine eigene Halle für den Kaiser, in der sich die höchsten Mandarinen an seinem Geburtstage niederwerfen, als ob er selbst zugegen wäre.

Der Kaiser wird als der Ursprung aller Macht und aller Ehre, jedes Ranges und jedes Vorrechtes in seinem Reiche angesehen; ja die orthodoxe alt-

chinesische Meinung ist sogar, daß es auf Erden überhaupt keine dem Sohne des Himmels gleichstehende Macht gebe, sondern daß alles ihm untergeordnet sei. Bei einer derartigen Auffassung von der unnahbar hohen Stellung des chinesischen Kaisers war lange Zeit nicht daran zu denken, daß die Pekinger Mandarinen die Gleichberechtigung anderer Herrscher auch nur äußerlich zugestehen würden.

Der größte Teil des chinesischen Volkes wird wohl noch lange alle andern Fürsten für Vasallen des Sohnes des Himmels halten, und die Mandarinen thun nichts, diesen Wahn zu zerstören. Es ist hiermit ganz ähnlich, wie mit der Auffassung der römischen Kurie, die auch niemals von dem Anspruch des Papstes abgegangen ist, der Wächter des Seelenheils aller Menschen zu sein. Die absolute Macht des Kaisers von China geht durch seine Gnade auf seine Vertreter in den Provinzen, die Bizekönige und die Gouverneure, über. Der Kaiser ist zugleich das religiöse Oberhaupt der Nation. Er ist die Quelle alles Gesetzes und aller Gnade; ihm gegenüber giebt es kein Recht und keine Ansprüche irgend welcher Art. Alle Macht und alle Einkünfte seines Reiches gehören ihm, und streng genommen ist ganz China sein Eigentum.

Ist diese Theorie nun orientalischer Despotismus in seiner nacktesten Gestalt, so macht sich freilich die Sache in der Praxis ganz anders. Die öffentliche Meinung wird in China nämlich überall durch Gilden vertreten, die sich blutwenig um hohe Politik kümmern, dafür aber desto schärfer aufpassen, wenn es sich um

das Mein und Dein ihrer Mitglieder handelt. Diese Gilden sind oft so mächtig, daß sie selbst hohen Mandarinen, also den Vertretern des Kaisers, mit Erfolg widersprechen. Der Mangel eines guten stehenden Heeres und die Bestechlichkeit fast aller Beamten sind weitere Gründe, weshalb der Despotismus in Wirklichkeit nicht sehr schlimm ist.

Das Wahrzeichen der kaiserlichen Macht ist der Drache. Nach chinesischem Glauben wohnen Drachen in den Wolken. Sie haben den Kopf eines Kameel, das Gehörn eines Rehs, die Augen eines Kaninchens, die Ohren einer Kuh, den Hals einer Schlange, den Leib eines Frosches, die Schuppen eines Karpfen, die Klauen eines Habichts und die Taten eines Tigers. So muß also auch der kaiserliche Drache dargestellt werden. Der Drache in der chinesischen Flagge hält den weit aufgesperrten Rachen einer roten Scheibe entgegen. Der Ueberlieferung nach wurde diese, die aufgehende Sonne, das Wappen Japans, darstellende Scheibe vor ungefähr tausend Jahren vor den Rachen des Drachens gesetzt, als die Chinesen in Japan einfallen wollten. Sie suchten dadurch anzudeuten, daß der Drache die verachteten Japaner verschlingen würde. Aber es kam auch damals anders, denn die chinesische Angriffsflotte, die etwa hunderttausend Soldaten trug, wurde von Stürmen fast völlig vernichtet.

Die Darstellungen von Drachen für den kaiserlichen Gebrauch weisen fünf Klauen auf. Eigentlich soll kein anderer Mensch dies Attribut des Sohnes des Himmels besitzen, sondern jedermann hat sich mit

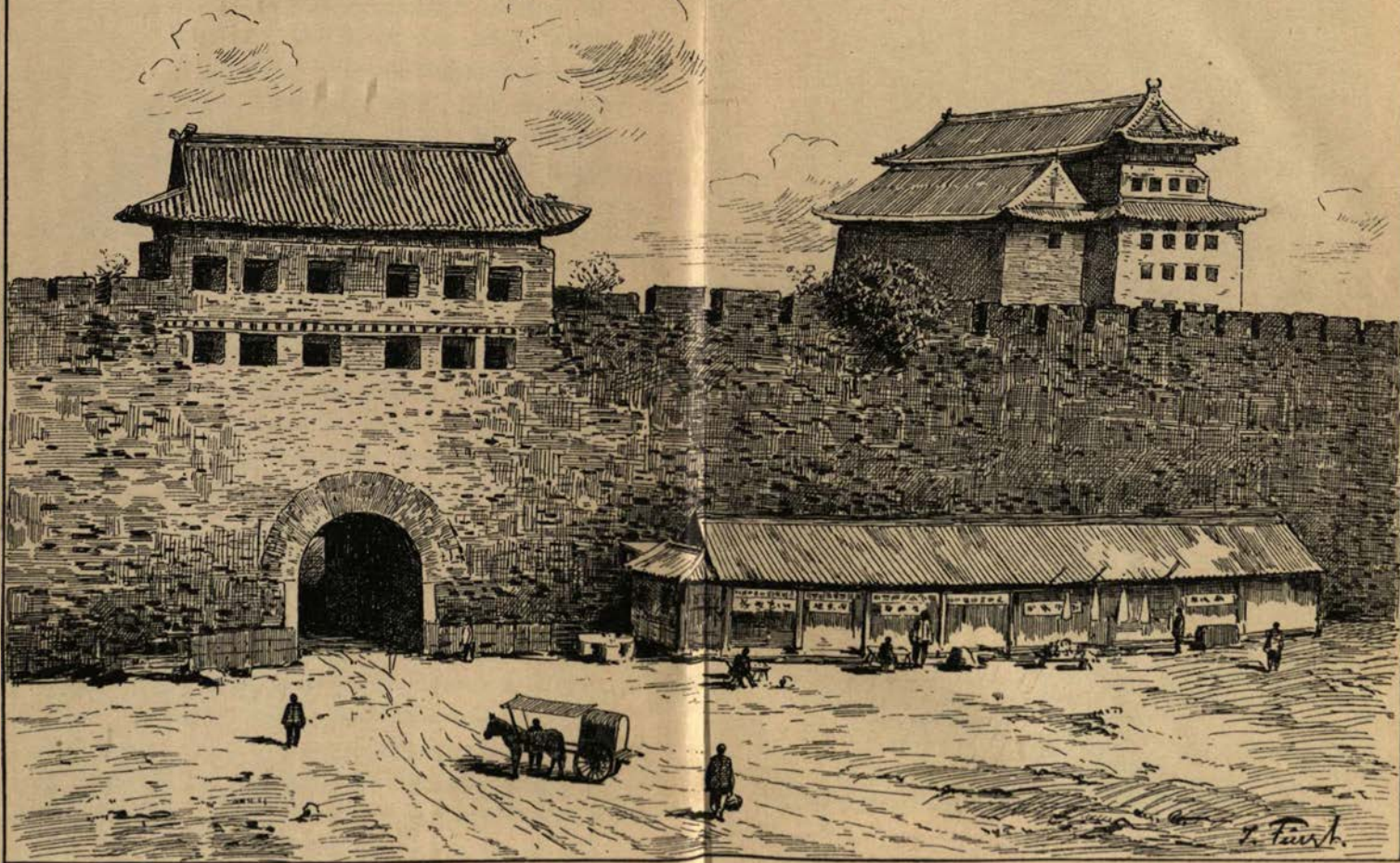
vierklauigen Drachen zu begnügen. Da sich nun aber die Ausländer nicht vorschreiben lassen, wieviel Klauen irgend ein ihnen gehörendes lebendiges, gezeichnetes oder gesticktes Tier haben darf, so ergeben sich daraus die sonderbarsten Verhältnisse. In den drei größten Städten des Hauptseidendistrikts Chinas, Nanking, Suttschau und Hangtschau, giebt es nämlich große kaiserliche Faktoreien, deren Erzeugnisse an Seidenwaren ausschließlich an den Hof von Peking gehen. Hier werden sie größtenteils an die Hofmandarinen verteilt. Sind diese nun in Geldverlegenheit — was in Peking häufig vorkommt, weil die Höflingschar keine Gelegenheit hat, sich so zu bereichern, wie es die Provinzialmandarinen allgemein können — dann wandern die ihnen durch kaiserliche Gnade zugekommenen herrlichen Seidensachen regelmäßig in eins der zahlreichen Leihhäuser, wo sie fast ebenso regelmäßig verfallen. Die Leihhausbesitzer schicken nun ihre Leute mit diesen Sachen in die Häuser der Ausländer, vor deren entzückten Augen die prachtvollsten Stickereien ausgeteilt werden, von einer Feinheit, wie man sie sonst selten findet. Unter diesen herrlichen Dingen giebt es auch gar manchen Drachen mit fünf Klauen, ein Zeichen, daß das betreffende Stück jedenfalls von Palastdienern gestohlen ist, denn fünfklauige Drachen werden niemals verschenkt. Die Händler geben dies auch meistens lächelnd zu, wenn man es ihnen gerade heraus sagt. Sie betreiben den Handel jedoch sozusagen unter den Augen des Hofes mit einer merkwürdigen Ungeniethheit.

Die umfangreichen kaiserlichen Palastgebäude in

Peking sind alle mit glänzenden gelben Ziegeln gedeckt, die in der fast immer sonnigen Luft der Hauptstadt weithin leuchten und den Spaziergängern auf der Mauer einen hübschen Anblick gewähren. Peking besteht aus zwei Theilen, die beide von einer Mauer umgeben sind. Die Mauer des nördlichen Theiles, der Tatarenstadt, worin jetzt aber auch viele Chinesen wohnen, ist breiter und höher als die des südlichen Theiles, der eigentlichen Chinesenstadt. Unten sechzig und oben vierzig Fuß breit und im Durchschnitt fünfzig Fuß hoch, ist diese Mauer der Tatarenstadt wohl die gewaltigste, die es giebt. Eigentlich ist es verboten, auf ihr zu gehen, aber bei den Ausländern ist glücklicherweise in dieser Beziehung immer ein Auge zugeedrückt worden. Dies ist sehr angenehm für sie, da sie sich, besonders im Sommer, gern aus dem schlimmen Schmutz und den abscheulichen Gerüchen der Peking'schen Straßen in die verhältnismäßig reine Luft auf der Mauer flüchten. Ganz herumzugehen erfordert ungefähr vier Stunden tüchtigen Marsches. Die Mauer ist nicht quadratisch angelegt, sondern der östliche und westliche Teil sind ziemlich viel länger als der nördliche und der südliche Teil.

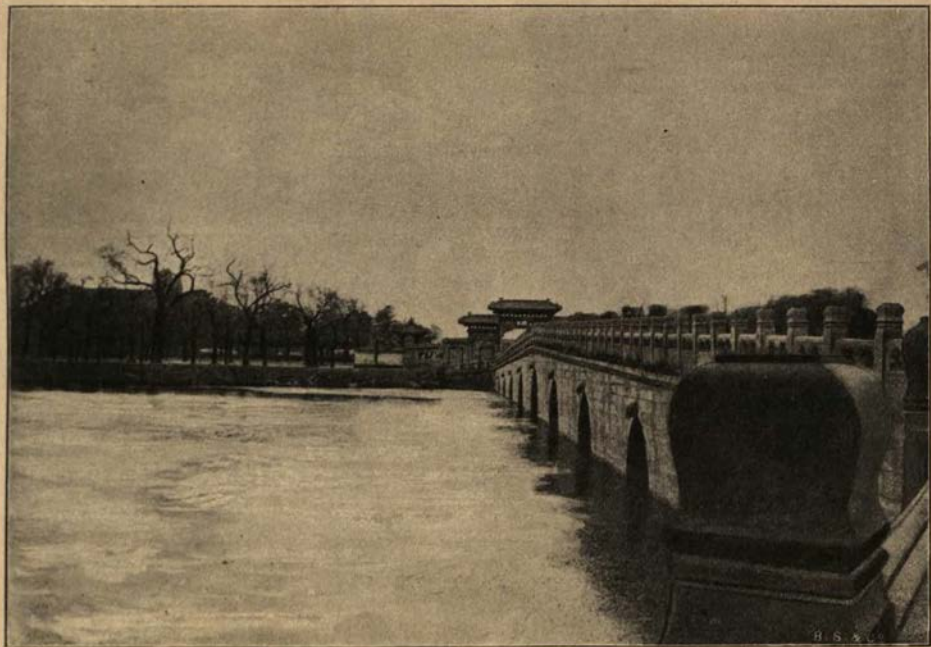
Mitten in der Tatarenstadt liegt, von einer eigenen Mauer umschlossen, die sogenannte „Verbotene Stadt“, wo sich eine große Anzahl von Staatsgebäuden wie von Wohnungen der Mandarinen erheben. Da jedoch jetzt auch viele andere Chinesen in der Verbotenen Stadt wohnen, und niemand der Zugang durch die Thore verwehrt wird, so paßt der Name längst nicht





Stadtmauer von Peking





Die Marmorbrücke im kaiserlichen Stadtteile von Peking



mehr. Dagegen sind die innerhalb der Verbotenen Stadt liegenden, wieder von einer eigenen Mauer umgebenen kaiserlichen Paläste und Gärten für alle Menschen außer den zum Hofe gehörenden Mandarinen und Dienern streng verschlossen.

Der Kaiser hat bei Schehol, ziemlich weit nordöstlich von Peking, einen prächtig angelegten Sommerpalast im Gebirge, der aber jetzt nur selten benutzt wird. Ein anderer, nicht weit von Peking liegender Sommerpalast wurde während des Krieges von 1860 zuerst von den Franzosen unter Montauban in ziemlich roher Weise geplündert, wobei eine Menge unschätzbare Erzeugnisse der chinesischen Kunst zu Grunde gingen, und bald darauf auf Befehl des englischen Bevollmächtigten Lord Elgin vollständig zerstört. Die That der Engländer ließ sich rechtfertigen, weil die Chinesen eine Anzahl englischer Parlamentäre gefangen genommen und brutal behandelt hatten; die Franzosen unter Montauban oder Palikao hatten aber keine Entschuldigung für die Plünderung.

Beim Friedensschluß im Jahre 1860 dachte man nicht daran, zu bestimmen, daß Mitglieder europäischer Herrscherhäuser bei einem etwaigen Besuche Peking's vom Kaiser von China als Vertreter gleichberechtigter Dynastien empfangen werden sollten. Während der folgenden Zeit scheinen sich die Hofmandarinen stets gesträubt zu haben, dieses Zugeständnis zu machen. Es ist deshalb ein bedeutender und nicht zu unterschätzender Erfolg der deutschen Politik, daß sie hier als erste eine Bresche gelegt hat.

Das deutsche Ansehen in ganz Ostasien wird dadurch viel gewinnen. Denn mögen auch vielen Europäern derartige Fragen unwichtig erscheinen, im Orient, und besonders in China, sind sie es nicht.

Der Unterschied gegen die Ansprüche, die der Peking Hof noch vor hundert Jahren erheben konnte, ist gewaltig. Im Jahre 1793 gab der Kaiser Kien Lung den englischen Gesandten Lord Macartney und Sir George Staunton einen Brief an, den König Georg III. von England mit, worin es heißt: „So hast du denn, o König, dein Herz der Zivilisation zugeneigt, indem du Gesandte weit über das Meer geschickt hast, die Uns deiner Ergebenheit versichern und Uns Erzeugnisse deines Landes bringen sollen. Wir haben die Adresse gelesen und müssen sagen, daß sie genügendes Zeugnis für deine ehrerbietige Unterwürfigkeit ablegt. Das ist zu loben. Wir Unsererseits haben in Unserer großen Gnade den Staatsministern befohlen, die Gesandten zu einer Audienz zuzulassen. Ferner haben Wir ein Festmahl für sie veranstaltet und ihnen auch in mannigfacher Weise Unsere Fürsorge zu erkennen gegeben. Der Gedanke indessen, dieser Gesandtschaft möge eine dauernde Vertretung deines Landes in Unserer Hauptstadt folgen, muß sofort abgewiesen werden, da er ganz gegen die Sitten unseres Hofes ist. Ein solcher Gesandter würde hier durchaus nicht am Plage sein, weil er sich in seiner uns fremden Kleidung nicht frei unter dem Volke bewegen könnte. Außerdem sind die Länder Europas recht zahlreich. Wenn sie Uns nun alle miteinander

dieselbe Bitte vorlegen wollten, wie könnten Wir diese Bitten sämtlich erfüllen, o König? Nein, daran ist auf keinen Fall zu denken! Fremde Handelsleute haben in China stets Entgegenkommen gefunden, deshalb brauchen sie hier gar keine eigene Vertretung. Allerdings könnte ein Gesandter unsere Zivilisation einmal gründlich kennen lernen. Aber selbst wenn ihm dies gelänge, so würde es doch weiter keinen Nutzen bringen, weil dein Land nicht fähig sein würde, unsere Zivilisation zu begreifen. Die Gaben, die Uns von deinen Gesandten gebracht worden sind, wollen Wir diesmal annehmen, weil sie einen so langen Weg über das Meer gemacht haben. In Zukunft brauchen Wir jedoch keine Geschenke mehr, da Unser Land alles im Ueberfluß hat. Unsere Unterthanen bedürfen daher auch nicht der Erzeugnisse ausländischer Barbaren. Eine Eröffnung von neuen Häfen für den Handel der Fremden würde also ganz zwecklos sein. Thee, Seide und Porzellan, diese für Europa unentbehrlichen Erzeugnisse Chinas, können wie bisher in Makao verschifft werden, wo Wir in Unserer Gnade einen solchen Handel erlaubt haben."

* * *

Seitdem Vorstehendes geschrieben wurde, ist mit einem Male in allen Zeitungen mehr vom Kaiser von China die Rede gewesen, als während seiner ganzen vorhergehenden Regierungszeit. Mit plötzlich hervortretendem großem Eifer suchte er mancherlei Reformen in seinem Reiche einzuführen. Aber die Kaiserin-

Witwe fiel ihm dabei in den Arm. Ob die Pläne des Kaisers durchführbar waren, oder ob er Unmögliches im Sinne hatte, darüber sind die Ansichten geteilt. Es kommt auch nicht darauf an. Denn die tieferliegende Ursache des Widerstandes der Kaiserin-Witwe waren schwerlich die Reformen als solche, sondern wohl hauptsächlich der Umstand, daß sich der junge Herrscher ganz von dem Einfluß seiner Tante loszumachen suchte. Daß wollte aber die Kaiserin-Witwe, die seit dem Jahre 1861, wo ihr Gemahl Sien Jung starb, stets eine beherrschende Stellung am Peking Hofe eingenommen hatte, nicht dulden. Im übrigen ist sie bisher nicht fremdenfeindlich gewesen. Dies hat sich jetzt auch wieder darin gezeigt, daß sie freiwillig die Damen der ausländischen Gesandtschaften in Peking zu einer Audienz eingeladen hat. Noch niemals zuvor war eine europäische Frau am Peking Hofe zugelassen worden. Bei diesem Empfang ist es durchaus würdig hergegangen. Allgemein rühmte man den Takt, womit sich die Kaiserin-Witwe in der ihr ganz neuen und fremden Umgebung zu bewegen wußte. Sie ist ohne Zweifel eine bedeutende und politisch kluge Frau. Deshalb ist es keineswegs ausgeschlossen, daß sie bald die Notwendigkeit einsieht, die Pläne des Kaisers wieder aufzunehmen.





H. S. & Co.

Grabdenkmäler der Ming-Dynastie bei Peking





Grabdenkmäler der Ming-Dynastie bei Peking





Regierungsbehörden in Peking

Es ist eine schwierige Aufgabe, die Einrichtung der chinesischen Regierung auf wenigen Seiten einigermaßen genügend zu besprechen. Der Versuch kann niemals ganz gelingen, weil man sich in eine ermüdende Aufzählung von Einzelheiten verlieren muß, wenn man nichts von Wichtigkeit auslassen will. Uebrigens sind auch nicht viele Chinesen zu finden, die die Kompetenz der zahlreichen Regierungsbehörden in Peking genau anzugeben vermögen. Manchmal möchte man wirklich glauben, daß dies überhaupt niemand kann. Als Herr Demetrius Boulger unlängst einem von ihm verfaßten Abriß der chinesischen Geschichte einen Anhang unter dem Titel „How China is governed“ hinzufügte, da sagte ein Kritiker in der „North China Daily News“: „Ja, wie China regiert wird! Kein Mensch weiß das genau, auch nicht Herr Boulger.“ Ich möchte also ausdrücklich bemerken, daß die folgenden Angaben nur Umrisse sein sollen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können.

Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war die wichtigste Behörde in Peking das Große Sekre-

tariat, das dem Kaiser täglich über alle wichtigen Angelegenheiten seines Reiches berichten muß. Den frühern, thatkräftigen Kaisern scheinen solche Berichte genügt zu haben. Sie trafen wohl meistens ohne weitere Hilfe von Ratgebern selbst die Entscheidung. Ein beratendes Kollegium ist erst im Jahre 1730 organisiert worden.

Jetzt nimmt dieser damals gegründete Große Rat, der einigermaßen dem Ministerium in europäischen Staaten entspricht, längst die einflußreichste Stelle ein. Er muß mit dem Kaiser über alle wichtigen Sachen beraten, und auf seinen Befehl manchmal selbständig entscheiden. Chinesische Mandarinen sind durchweg sehr frühe Aufsteher und sehr fleißige Arbeiter. Schon in den ersten Morgenstunden müssen die fünf Mitglieder des großen Rats, die teils Mandschuren, teils Chinesen sind, beim Kaiser erscheinen, wo sie, auf niedrigen Kissen sitzend, dem Herrscher ihre Meinung über die zu erledigenden Geschäfte zu sagen haben. Die oberste Pflicht sowohl des Großen Sekretariats als des Großen Rats ist es, den Kaiser stets über alle wichtigen, sein weites Reich betreffenden Angelegenheiten auf dem Laufenden zu erhalten.

Alle Erlasse des Kaisers werden in der „Peking-Zeitung“ veröffentlicht, der amtlichen Zeitung Chinas. Der Erlaß selbst steht dabei immer an der Spitze, auch wenn er sich auf eine Eingabe bezieht. Diese wird dann hinter dem Erlaß angeführt. Obgleich nichts weiter in der Zeitung steht, als Verfügungen der obersten Regierungsbehörden, so wird sie doch

überall in China in den gebildeten Volkskreisen viel gelesen. Da indessen die Gründe für Belohnungen wie für Strafen eingehend dargelegt werden, so können sich die Leser hieraus ungefähr ein Urteil über ihre Regierung bilden. In den Provinzen finden Tausende von Schreibern dadurch Beschäftigung, daß sie für solche Personen, die nicht Geld genug haben, sich die ganze Ausgabe der Peking'schen Zeitung zu kaufen, Auszüge daraus machen.

Die „Peking'sche Zeitung“ ist, streng genommen, die einzige chinesische Zeitung. Zwar erscheinen in Schanghai und in mehreren andern Vertragshäfen sowie in Hongkong, Singapur und San Francisco eine Anzahl von Blättern in chinesischer Sprache. Keines von diesen wird aber die Mitarbeit und häufig die Leitung von Ausländern entbehren können. Auch wird keines außerhalb der Fremdenviertel gedruckt, so daß man also sagen kann, im eigentlichen China erscheint nur die „Peking'sche Zeitung“. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die in den Fremdenvierteln gedruckten Blätter massenhaft in rein chinesische Städte gehen. Aber da diese Blätter fast ausschließlich geschäftliche Rücksichten verfolgen und die politischen Vorgänge nur kurz verzeichnen, so ist ihre Einwirkung auf die politischen Auffassungen ihres Leserkreises sehr gering.

Die Hauptorgane, die die zahlreichen, entweder unmittelbar vom Kaiser oder auf dessen Geheiß vom Großen Rat ausgehenden Befehle auszuführen haben, sind die Staatssekretariate für Zivildienst, Finanzen, Zeremonien, Krieg, Bestrafungen und öffentliche Ar-

beiten. Alle diese können auf eine sehr ehrwürdige Vergangenheit zurückblicken, weshalb sich das siebente, erst vor einigen Jahrzehnten errichtete Staatssekretariat des Auswärtigen, im Chinesischen Tsungli Namen genannt, neben ihnen wie ein Neuling ausnimmt.

Eine Pekingener Behörde, die stets in hohem Grade die Aufmerksamkeit der sich mit chinesischen Dingen beschäftigenden Ausländer auf sich gezogen hat, ist die der Zensoren. Sie besteht aus sechs hohen Mandarinen. Außerdem haben aber sämtliche Vizekönige und Gouverneure kraft ihres Amtes das Recht und die Pflicht, ebenso wie die sechs eigentlichen Zensoren jeden Mandarinen, und sei seine Stellung auch noch so hoch, den sie eines nennenswerten Vergehens zeihen können, beim Kaiser anzuklagen. Ja, die Pekingener Zensoren dürfen in dringenden Fällen sogar der kaiserlichen Majestät selbst Vorstellungen machen. Dies ist einem absoluten Herrscher gegenüber natürlich eine gefährliche Sache, und ein derartiges Wagnis pflegt dem furchtlosen Zensor häufig schlecht zu bekommen. Denn der alte Spruch: „Die Wahrheit ist ein seltenes Kraut, noch seltener, wer sie verdaut,“ hat bei den Fürsten des Orients stets besondere Geltung gehabt. Indessen weiß die chinesische Geschichte doch von manchen Zensoren zu berichten, denen ihre Freimütigkeit vom Kaiser nicht übel genommen wurde, so daß die Behörde also auf diese Weise zuweilen recht segensreich wirken kann. Ob sie dagegen in den zahlreichen Fällen, wo eins ihrer Mitglieder Mandarinen anzuklagen



Das Tsungli Yamen (Answärtige Amt) in Peking



hat, wirklich viel Nutzen stiftet, ist nicht leicht zu sagen, weil man niemals weiß, wieviel bei einer solchen Anklage Bestechung und Aliquenwesen, diese beiden unausrottbaren Uebelstände des Mandarinentums, mitspielen. Es scheint jedoch, als ob das bloße Dasein einer solchen, immer wie ein drohendes Damoklesschwert selbst über den höchsten Mandarinen hängenden Behörde viele allzu schlimme Auswüchse verhindern müßte, die ohne sie hervortreten würden.

Die Aufzählung der wichtigsten Behörden in Peking würde unvollständig sein, wenn das Hanlin Yuan, die kaiserliche Akademie für den höchsten litterarischen Rang Chinas, darin fehlte. Ein Hanlin zu werden, ist der sehnlichste Wunsch aller nach litterarischen Ehren strebenden Chinesen. Etwas Näheres hierüber wird am besten im Zusammenhange mit dem ganzen System der litterarischen Prüfungen angeführt.

Schließlich sei noch die kaiserliche Sternwarte erwähnt, aber nicht etwa darum, weil sie irgend etwas für die Wissenschaft leistete. Sie ist vielmehr ganz mittelalterlich. Aber sie hat gleichwohl für das Volksleben große Wichtigkeit, denn sie muß den chinesischen Kalender herausgeben, worin für das kommende Jahr die glücklichen und die unglücklichen Tage bezeichnet werden. Die abergläubischen Chinesen richten sich streng nach diesen Angaben. Mit der Hilfe eines Wahrsagers setzt man nach dem Kalender schon lange vorher die Tage für Hochzeiten und Beerdigungen fest (die in sehr starke Särge gelegten Leichen bleiben oft monatelang im Hause). Dabei auf irgend etwas an-

deres Rücksicht zu nehmen, fällt keinem Chinesen ein, was Europäer, besonders die Beamten in den Konsulaten und im Zollamt, oft in arge Verlegenheit bringt. Denn es kommt nicht selten vor, daß ein chinesischer Schreiber zu einer Zeit, wo er schwer zu entbehren ist, wegen eines solchen Glücks- oder Unglückstages plötzlich einige Tage Urlaub haben will. Stellt man ihm dann die dadurch verursachte große Ungelegenheit vor, so erhält man gewöhnlich zur Antwort, der Tag sei schon lange festgesetzt gewesen und lasse sich nicht mehr ändern. Die meisten Chinesen würden in dergleichen Fällen lieber ihren Posten aufgeben, als den Tag umsetzen. Der in Peking herausgegebene Kalender hat wahrscheinlich die höchste Auflage aller periodischen Drucksachen, da man ihn immer in mehreren Millionen Exemplaren herstellt.





Die Verwaltung der Provinzen

China ist häufig ein Nebeneinander von beinahe unabhängigen Provinzen genannt worden. Sogar in ostasiatischen Zeitungen begegnet man nicht selten derartigen, die Einheit des Reiches der Mitte verneinenden Auffassungen. Sie sind in gewisser Weise richtig, schießen aber, so allgemein gefaßt, doch über das Ziel hinaus. Erstens ist die Loyalität der Bevölkerung gegen die Mandschudynastie nicht so gering, wie man vielfach behauptet. Z. B. hat dies im November 1894 die trotz des unglücklichen Krieges gegen Japan recht herzliche Teilnahme des Volkes an der Feier des sechzigsten Geburtstages der Kaiserin-Witwe bewiesen. Sodann ist zu bemerken, daß die staatliche Entwicklung des chinesischen Reiches naturgemäß dahin führen mußte, daß die einzelnen Teile eine größere Selbständigkeit erlangten, als sich für uns mit der Bezeichnung Provinz zu vertragen scheint. In einem so riesigen Reiche mit so schlechten Verbindungen kam dies ganz von selbst. Ebenso begreiflich ist es, daß sich daraus ein gewisses Provinzialgefühl entwickelte, das man eine

Art Provinzialpatriotismus nennen kann. Ein Kantonese wird stets bereit sein, für die Verteidigung seiner heimatlichen Provinz Kuangtung Geld herzugeben, wogegen es ihm nicht so leicht einleuchten wird, daß es doch auch sehr vorteilhaft ist, äußere Feinde von andern chinesischen Provinzen fern zu halten. Die mögen für sich selbst sorgen, denkt er. Wenn sie das nicht können, beweist es in seinen Augen nur wieder ihre oft von ihm behauptete Minderwertigkeit. So halten sich noch manche Provinzen für besser als der übrige Teil des Reiches. Dies scheint nun allerdings für die Richtigkeit der Behauptung zu sprechen, daß China nur aus lose zusammenhängenden Provinzen bestände. Man muß jedoch nicht vergessen, daß bis in die Mitte dieses Jahrhunderts jede Provinz immer vollkommen imstande gewesen ist, sich ihre Feinde selbst vom Leibe zu halten. Eine derartige, durch lange Gewöhnung befestigte Auffassung kann sich nicht in kurzer Zeit ändern.

Worauf es bei der Beurteilung der Macht des Kaisers oder seiner Satrapen hauptsächlich ankommt, ist die Frage, ob der Kaiser Mühe hat, seine Befehle in seinem weiten Reiche durchzusetzen oder nicht. Die Antwort hierauf kann nur lauten: ein thatkräftiger Kaiser hat keine Schwierigkeit, seinen Willen überall zur Geltung zu bringen. Im Orient, und besonders in einem so großen orientalischen Reiche wie China, kommt alles auf die Person des Herrschers an. Die drei Jahrzehnte der Minderjährigkeit der Kaiser haben vielleicht die zentrifugalen Bestrebungen der Provinzen

etwas gefördert. Aber so schlimm ist dieser Einfluß doch nicht gewesen, daß er der Einheit des Reiches ernstlich geschadet hätte. Außerlich macht China freilich manchmal einen recht zusammenhangslosen Eindruck. Aber man braucht nur daran zu erinnern, daß selbst während der Minderjährigkeit des jetzigen Kaisers gegen den Widerspruch mancher hohen Provinzialmandarinen eine so wichtige Neuerung durchgesetzt werden konnte, wie die Einführung des elektrischen Telegraphen im ganzen Reiche, und man wird sich sagen müssen, daß es einem energischen Kaiser nicht schwer fallen kann, die Kräfte seines Landes mit starker Hand zusammenzufassen.

Sprechen die Chinesen von ihrem Lande, so nennen sie es meistens das „Reich der Mitte“, im Gegensatz zu allem, was „draußen“ liegt. Hiermit deuten sie an, wie unendlich ihr Land allen übrigen winzigen Staaten überlegen sei. Nur wenige Bewohner des Reiches der Mitte haben mehr als eine ganz undeutliche Vorstellung davon, daß es außer China noch andere nennenswerte Staaten giebt. Eine geographische Belehrung bewirkt bei Chinesen oft das Gegenteil von dem, was man beabsichtigte. Wer kann sich auch darüber wundern, daß ihnen die Größe Deutschlands oder Frankreichs auf der Karte nicht imponiert, sobald sie diese Länder mit ihrem Vaterlande vergleichen. Meistens wird zwar ein gebildeter Chinese viel zu höflich sein, sich so etwas merken zu lassen. Aber sicherlich haben schon viele gedacht: diese Reiche hätten wir uns doch umfangreicher vorgestellt; sie sind

ja nicht einmal so groß wie manche unserer Provinzen. England mit seinen vielen Kolonien wird schon mehr Eindruck auf sie machen, obgleich die Verstreutheit dieser Besitzungen keinen Gesamteindruck der Macht aufkommen läßt. Das einzige Reich, das sie an Größe neben sich gelten lassen, ist Rußland. Dies ist stets sehr vorteilhaft für den russischen Gesandten in Peking gewesen.

Die achtzehn Provinzen des eigentlichen Chinas werden nicht genau eine wie die andere von Mandarinen gleich hohen Ranges regiert. Vielmehr finden wir da eine ziemlich bunte Mannigfaltigkeit. Da sind zunächst die vier nördlichen Provinzen, die für die Dynastie eine besondere Wichtigkeit haben, weil in einer von ihnen, Tschihli, die Landeshauptstadt Peking liegt. Deshalb hat man Tschihli — der Name Petchihli gilt in China für veraltet — einen eigenen Generalgouverneur oder Bizekönig gegeben, während die drei andern, Schantung, Schansi und Honan, Gouverneure haben, die direkt unter dem Throne stehen. Sämtliche vier nördlichen Provinzen erhalten hierdurch eine weit größere Bedeutung, als ihnen bei ihrer geringen Wohlhabenheit eigentlich zukommt, und die sie schwerlich haben würden, wenn sich dort nicht der künstliche Schwerpunkt des Reiches befände. Der natürliche Schwerpunkt sind die gesegneten Provinzen Mittelchinas, die vom Yangtzejiang durchflossen werden. In Westchina sind zunächst noch zu nennen Kansu unter einem Bizekönig und Schensi unter einem Gouverneur, der dem Bizekönig von Kansu unterstellt ist.

Als dritte westliche Provinz folgt am oberen Yangtze-kiang Szetschuan, die größte und wahrscheinlich die reichste Provinz ganz Chinas, wo wegen der vorzüglichen Bewässerung sehr selten Mißernten vorkommen; sie hat einen eigenen Vizekönig. Weiter flußabwärts kommen wir nach Hunan und Hupeh, je unter einem Gouverneur, und beide zusammen unter einem Vizekönig, der in Wutschang am mittlern Yangtze-kiang residirt. Am untern Lauf des Stromes finden wir gar, daß der in Nanking wohnende Vizekönig drei große und fruchtbare Provinzen regiert, wo aber leider zuweilen böse Dürren herrschen, nämlich Kiangsi, Anhui und Kiangsu. Jede von ihnen hat einen Gouverneur. Von den sechs übrig bleibenden Provinzen, an deren Spitze ebenfalls Gouverneure stehen, sind je zwei und zwei einem Vizekönig unterstellt. Es sind dies an der mittlern Küste Tschehkiang, der „Garten Chinas“, und Fuhkien; im Süden das überbevölkerte Kuangtung mit der Hauptstadt Kanton, und Kuangsi; und endlich im Westen das halb von unabhängigen Eingeborenen bewohnte Kwehstschau und das große, sehr gebirgige Yünnan.

Wie groß mag die Gesamtbevölkerung des ausgedehnten Reiches sein? Zur Beantwortung dieser Frage sind wir bisher nur auf mehr oder weniger unzuverlässige Schätzungen angewiesen. Europäische Statistiker werden sich nicht immer der großen Schwierigkeiten bewußt sein, die eine solche Schätzung hier bietet. Daß Berechnungen, die alle für gleich gut gehalten werden wollen, zwischen 250 und 500 Millionen

schwanken können, liegt einfach an der Unmöglichkeit, einen sichern Maßstab anzulegen. Die Chinesen haben allerdings schon seit Jahrtausenden selbst Zählungen vorgenommen, aber diese betrafen niemals die Kopfszahl, sondern immer nur die Anzahl der Familienhäupter.

Was ist nun eine chinesische Familie? Das scheint keine schwierige Frage zu sein. Nach der Analogie europäischer Verhältnisse würde die Antwort heißen: Vater, Mutter, Kinder und vielleicht noch der eine oder der andere Verwandte, der mit ihnen zusammen wohnt. Doch im Reiche der Mitte liegt die Sache anders. Erstens wohnen hier in den wenig bemittelten Kreisen, also bei der großen Mehrzahl des Volkes, die Söhne nebst ihren Frauen und Kindern, und zuweilen sogar verheiratete Enkel, meistens bis zum Tode des Vaters oder des Großvaters, manchmal auch bis zum Tode der Mutter oder der Großmutter, mit den Alten unter einem Dache zusammengepfercht, mögen die einzelnen Männer selbst für ihre engere Familie sorgen oder nicht. Zweitens giebt es unter den Litteraten viele, die die schwierigen Prüfungen nicht bestanden haben, und die also nicht Mandarinen werden können. Was fangen diese nun mit ihrer Zeit an? Sie lernen ihren Konfuzius und ihren Menzcius unverdrossen weiter, um sich immer wieder zum Examen zu melden. Zu jeder anderen Beschäftigung halten sie sich für zu gut. Da nun das Lesen der alten Weisen kein Geld einbringt, so fallen solche nicht im Staatsdienst beschäftigten Litteraten nebst ihren Familien

— denn sie heiraten immer, weil sie sonst nach ihrem Tode keine Ahnenverehrung genießen würden — ihren Verwandten zur Last, bei denen sie meistens wohnen. In China findet niemand etwas Unwürdiges hierin.

Aus diesen Angaben ersieht man, wie verwickelt die Frage einer annähernd richtigen Schätzung der Kopfzahl ist. Die „North China Daily News“ berechnete vor einigen Jahren die Bevölkerung der Provinz Kiangsu, worin Schanghai liegt, nach amtlichen Quellen, die aus demselben Jahre stammten, auf 21 Millionen und auf 38 Millionen! Gegen beide Zahlen ließ sich gleich wenig einwenden. Ähnlich ist es mit andern Provinzen. Als Kuriosität sei hierbei noch angeführt, daß einmal einer der fremden Gesandten in Peking in seinem wissenschaftlichen Eifer auf den Einfall kam, die hohen Mandarinen zu bitten, ihm doch die ihnen zu Gebote stehenden zuverlässigsten Angaben über die Bevölkerungszahl der verschiedenen Provinzen mitzuteilen. Die Folge hiervon war köstlich. Der Gesandte hatte natürlich gedacht, die Chinesen würden diese Bitte ebenso harmlos auffassen, wie sie gemeint war. Aber da hatte er nicht mit ihrem, bei dem geringsten Anlaß hervortretenden Mißtrauen gerechnet. Irgend ein Zweck mußte doch dahinter stecken. Der rein wissenschaftliche lag den Mandarinen zu fern, also bemühten sie sich, einen praktischen zu ergrübeln. Schließlich glaubten sie das Richtige gefunden zu haben: die Abendländer wollten offenbar nach der Bevölkerungszahl die Anzahl der ins Reich der Mitte zu schickenden Missionare bestimmen. Deshalb gab man als Gesamt-

ziffer 215 Millionen an, ein volles Drittel weniger, als was bis dahin für richtig erklärt worden war. Als sich die Missionare trotz dieses Manövers nicht verminderten, kehrte man nach einiger Zeit zu der alten Schätzung von rund 320 Millionen zurück.

Die hohen Satrapen in den Provinzen haben eine sehr unabhängige Stellung. Wenn man sich daher in Europa gewöhnt hat, den Posten eines chinesischen Vizekönigs als einen der beneidenswertesten der Welt anzusehen, so mag dies für Friedenszeiten einigermaßen zutreffen. Der Vizekönig in Tientsin ist fast unumschränkter Herrscher über die dreißig Millionen seiner Provinz Tschihli, der Vizekönig in Wutschang über die fünfzig Millionen von Hunan und Hupeh, und der in Nanking gar über die neunzig Millionen der Provinzen Kiangsi, Anhui und Kiangsu. So lange alles gut geht und die Satrapen keine allzu einflussreichen Rivalen haben, redet man ihnen von Peking aus nur wenig in ihre Maßnahmen hinein. Sie können sogar, wie Li Hung Tschang bewiesen hat, auf eigene Faust solche Neuerungen wie den Bau langer Eisenbahnstrecken wagen. Aber haben sie auf der einen Seite große Rechte, so stehen denen auch Pflichten gegenüber, die uns grotesk vorkommen. Wenn z. B. ein Vizekönig für das in seiner Provinz durch Deichbrüche, Sturmfluten, Ueberschwemmungen, Mißernten oder irgend eine andere force majeure angeordnete Unglück aufkommen und selbst beim Kaiser seine Bestrafung dafür beantragen muß, dann erscheint uns dies als eine ins Ungeheuerliche getriebene Ver-

antwortlichkeit. Aber wir werden das System begreiflicher finden, wenn wir uns erinnern, daß der Kaiser als Sohn des Himmels für das Wohlergehen des ganzen Volkes verantwortlich ist, und daß man es am letzten Ende seiner schlechten Vermittelung bei den himmlischen Mächten zuschreibt, wenn ein Unglück nicht weichen will. Die Bizetkönige und Gouverneure haben nun, als die Stellvertreter des Kaisers, für ihren Bezirk dieselben Verpflichtungen, wie dieser für das ganze Reich. Ferner ist zu berücksichtigen, daß Asiaten nur durch ein sehr starkes Gefühl von Verantwortlichkeit überhaupt dazu gebracht werden, ihre Pflicht zu thun. Diese uns oft übertrieben vorkommende Verantwortlichkeit in den herrschenden Klassen und die Furcht vor dem Bambus beim niedern Volke sind wohl die beiden hauptsächlichsten Kräfte, die das gewaltige Reich der Mitte im Innersten zusammenhalten.

Es ist ganz natürlich, daß die Verantwortlichkeit der Bizetkönige auch auf Krieg und Empörung ausgedehnt wird. Sie haften dem Kaiser mit ihrem Kopfe dafür, daß der Feind aus ihrer Provinz vertrieben, oder der Aufruhr niedergeschlagen wird. Gelingt dies nicht, und haben äußere oder innere Feinde, die in altchinesischen Augen beide Rebellen sind, die Vermessenheit, erfolgreichen Widerstand zu leisten, so geht es dem zuständigen Bizetkönig zunächst an die Garderobe, wie das Beispiel Si Hung Tschangs gezeigt hat. Er verliert gelbe Reitjacke, Pfauensfeder, hohe Mandarinenknöpfe und sonstige äußere Ehrenzeichen. Streng

genommen soll er sie erst wiederbekommen, wenn er seine Pflicht erfüllt, also die Feinde vertrieben hat.

Die Bizekönige und Gouverneure haben ganz unabhängig von einander für Heer und Flotte in ihrem Bezirk zu sorgen. Man hat es oft einen Krebschaden Chinas genannt, daß in seiner Kriegsmacht gar keine Einheitlichkeit herrscht, da es außer dem Bekinger Korps und den in einigen Provinzen stehenden Mandschu-Soldaten keine eigentlich kaiserlichen Truppen giebt. Man muß aber nicht vergessen, daß eine so große Neuerung, wie die Errichtung eines einheitlichen chinesischen Heeres, selbst für sehr thatkräftige Männer eine gewaltige Aufgabe wäre, und dies weniger wegen der Riesenhaftigkeit des Raumes im himmlischen Reiche, als wegen der Riesenhaftigkeit des zu erwartenden Widerstandes der Provinzialmandarinen. Wie Ein Mann würden sie sich dagegen erheben, wie gegen jeden andern Versuch eines Eingriffs in das heiligste, was es für sie giebt, ihren Geldbeutel. Denn wäre das Heer kaiserlich, und würde es ordentlich beaufsichtigt, dann könnten sie nicht mehr die Hälfte der Truppen nur auf dem Papier stehen haben, und selbst den Sold für diese einstreichen. Jetzt wird es allgemein so gemacht, in Friedens- wie in Kriegszeiten. Bei einer Besichtigung durch höhere Offiziere weiß man sich zu helfen. Unerwartete Besichtigungen gehören in China zu den Unmöglichkeiten, weil es gegen allen Zopf wäre, so etwas heimlich abzumachen. Dies ist hier überhaupt nicht leicht, da alle Wände Ohren haben. Man denkt deshalb auch gar nicht daran, sondern läßt

es an dem nötigen Geräusch nicht fehlen, das immer dabei sein muß. Kündigt sich also das langsame und würdevolle Nahen eines hohen Herrn von weitem an, so braucht ein Befehlshaber nur eine Anzahl der überall zahlreich vorhandenen Kulis aufzutreiben und sie in Uniform zu stecken, um die Lücken in seinen Risten auszufüllen, worauf alles in bester Ordnung ist. Denn wenige Militärmandarinen würden sich zutrauen, die eben erst uniformierten Leute von den andern zu unterscheiden. Höchstens könnten ihnen die Kulis, die sonst ihrer Arbeit nachzugehen pflegen, weniger gesindelhaft vorkommen als die andern, unter denen oft die schlimmsten Landstreicher sind. Ist es doch eine mehrfach beglaubigte Thatsache, daß beim Ausbruch eines Krieges der Straßenraub, die ständige Landplage mancher Provinzen, abnimmt, weil sich dann viel lichtscheues Volk durch den versprochenen, verhältnismäßig hohen Sold aus seinen Schlupfwinkeln hervorlocken läßt.

Enthalten nun chinesische Truppenteile meistens derartige unlautere Bestandteile, so ist es auch keine Frage, daß die Mehrzahl der Offiziere ebenfalls nichts taugt. Sie denken ausschließlich an ihre Bereicherung, ganz unbekümmert darum, was aus ihren Untergebenen wird. Der Krieg gegen Japan hat in dieser Beziehung Zustände enthüllt, wie sie selbst die in China lebenden Ausländer doch kaum für möglich gehalten hätten.

Die Bizetönige und die selbständigen Gouverneure haben im allgemeinen nicht die Befugnis, die Todesstrafe an Verbrechern vollstrecken zu lassen. Nur wenn

es sich um Straßenraub, Empörung, Notzucht, See-raub und ähnliche sehr schwere Fälle handelt, ist eine Ausnahme erlaubt, die der betreffende hohe Mandarin dann sofort nach Peking berichten muß. Für gewöhnlich soll aber jedes Todesurteil dem Kaiser vorgelegt haben, ehe es giltig wird. Es wäre besser, wenn diese Bestimmung nicht da wäre, damit die Mandarinen, wenn sie es für nötig hielten, immer kurzen Prozeß machen könnten, und die bedauernswerten Gefangenen nicht auf eine barbarische Weise vom Leben zum Tode zu bringen brauchten. Denn handelt es sich um ganz klare Fälle, wo kein Widerspruch, vor allen Dingen aber auch kein Geld von irgend einer Seite zu erwarten ist, so sagen sich die untern Mandarinen: was sollen wir unsere Vorgesetzten erst damit belästigen; sie sind uns ja nur dankbar, wenn wir es nicht thun. Also lassen sie solche Gefangenen meistens einfach im Gefängnis verhungern und schreiben dann in ihre Berichte, sie wären an Erschöpfung gestorben.

Handelt es sich aber um ein besonders abscheuliches Verbrechen wie Kinderraub, so wird der Uebelthäter in einen engen Holzkäfig gesperrt. Mit dem Kopfe hängt er in einer oben angebrachten Oeffnung, und die Füße berühren kaum einige auf dem Boden liegende Steine. So ohne Speise und Trank den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, geht er langsam seinem Ende entgegen. Dauert den fühllosen Wächtern die Sache zu lange, dann ziehen sie dem Unglücklichen zur Abkürzung des Verfahrens die Steine unter den Füßen weg. Die Mandarinen geben hier als Todesursache



Chinesische Verbrecher



auch wieder Erschöpfung an. Solche Fälle kommen nun nicht etwa nur vereinzelt, sondern gar nicht selten vor.

Spricht man mit gebildeten Chinesen über solche Grausamkeit, so wird man recht merken, was unser Empfinden von dem ihrigen trennt. Die meisten pflegen gar nichts darin zu finden, vielmehr meinen sie lächelnd, ein so abgekürztes Verfahren sei doch für die Mandarinen sehr bequem. Sagt man dann gar, dem armen Kerl hätte doch lieber der Kopf abgeschlagen werden sollen, so erhält man die erstaunte Antwort, daß das doch eine noch viel härtere Strafe sei, weil dann der Geist des Enthaupteten auch immer ohne Kopf umhergehen müsse. Erdrosselt zu werden gilt daher allgemein lange nicht für so schlimm, als sein Haupt auf den Block legen zu müssen.

Eine eigentliche Gefängnißstrafe giebt es in China nicht. Nur werden, so unmenshlich es klingen mag, gemeingefährliche Irnsinnige zeitlebens eingekerkert. Irrenanstalten sucht man im ganzen Reiche vergeblich. Hat also jemand im Wahnsinn eine schlimme That verübt, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihn in eins der scheußlichen Gefängnisse zu sperren. Im übrigen kennt man nur Untersuchungshaft. Die Gefängnisse heißen im Volksmunde „Höllen“, und man nimmt allgemein an, daß in ihnen an Entbehrungen und an den Folgen der Folter mehr Menschen sterben, als von der Hand des Richters. Die „väterliche Regierung“, wie sie sich gern nennen läßt, hat zwar auch hier die besten Absichten, aber die Ausführung

ist, wie im ganzen Mandarinentum, sehr schlecht. Jeder Gefangene soll den Bestimmungen gemäß täglich zwei Pfund Reis und etwas Geld für Brennholz erhalten, damit er sich sein Essen kochen könne. Wer aber nicht imstande ist, die Wärter und Schließer des Gefängnisses gehörig zu bestechen, dem ziehen diese Halunken erbarmungslos etwas von seiner eben ausreichenden Portion ab. Umgekehrt darf sich ein Gefangener, der größere Mittel hat, alle mögliche Bequemlichkeit verschaffen.

Daß die Folter in China noch immer in Gebrauch ist, kann schon darum nicht wunder nehmen, weil nach dem chinesischen Gesetz niemand auf bloße Zeugenaussagen hin bestraft werden darf, sondern nur, wenn er seine That eingestanden hat. Ein Europäer, der dies zum erstenmal liest oder hört, wird ein solches Verfahren aufs höchste verdammen. Aber die Sache ist nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Es ist schwer zu sagen, wie auch beim besten Willen der Regierung eine Abhilfe möglich sei, solange der Charakter des chinesischen Volkes so bleibt, wie er jetzt ist. Denn damit, daß man auf Zeugenaussagen gar keinen Wert legt, ist von oben herab die Richtigkeit der bekannten Thatsache zugegeben, daß man sich auf die Aussage keines Chinesen verlassen kann. Solange dies aber der Fall ist, ist verdächtigen Personen kaum anders, als durch Gewalt ein Eingeständnis ihrer That abzunötigen. Außerdem erreicht man hierdurch meistens die Angabe der oft vorhandenen Helfershelfer, so daß dadurch wahrscheinlich mehr schuldige Personen

ermittelt werden, als unschuldige leiden müssen. Uns gehen jetzt derartige Dinge sehr gegen das Gefühl, vielleicht zu sehr, wie z. B. die Prügelstrafe. Aber wir müssen hier Rücksicht auf chinesische Verhältnisse nehmen. Uebrigens kann man es erleben, daß einem gut unterrichtete Chinesen im Gespräch über diese Dinge vorhalten: „Wie? Ihr regt euch darüber auf, daß wir wirkliche Uebelthäter etwas hart anfassen? Habt ihr denn nicht bis vor gar nicht langer Zeit Menschen um ihres Glaubens und um ihrer Ansichten willen viel schlimmer gefoltert und gar verbrannt? Das haben wir in China niemals gethan.“

Man kann nicht sagen, daß man häufig von raffinierten Torturen hörte, ohne daß ein ganz besonderer Anlaß dazu vorgelegen hätte. Daß es so ist, mag allerdings wohl weniger in menschlichen Gefühlen der Mandarinen begründet sein, als in der Furcht, sie könnten ihren Posten verlieren, wenn sie gar zu grausam wären. Denn gesetzlich erlaubt zur Erpressung von Geständnissen sind eigentlich nur Prügel mit dem Bambus und das Zusammenpressen der Hände oder Füße. Jedoch hört man so oft von einigen weiter gehenden Mitteln, wie Knieen auf Ketten, Schlägen auf die Rippen, bis diese ganz geschwollen sind, Aufhängen des Körpers an den Daumen, daß man diese und einige andere Arten wenigstens als geduldet ansehen muß. Die grausamern Foltern wendet man selten an. Erwähnt muß werden, daß sie ziemlich weit hinter den teuflischen Erfindungen zurückbleiben, die frühere Jahrhunderte in Europa gezeitigt haben.

Das chinesische Gesetz kennt nur fünf verschiedene Strafarten, nämlich zehn bis fünfzig Schläge mit dem leichten Bambus, fünfzig bis hundert mit dem schweren Bambus, Deportation, lebenslängliche Verbannung und Todesstrafe.

Der leichte Bambus wiegt zwei, und der schwere beinahe drei Pfund. Durch den Bambus wird, wie schon erwähnt, das große Reich zum guten Teil zusammengehalten, denn die Angst vor einer sichern Tracht Prügel, die nicht nur als Strafe an sich, sondern auch als Beigabe zu allen andern Strafen zu erwarten ist, schreckt sicherlich viele Menschen von Uebertretungen des Gesetzes ab. Wie verkehrt es ist, aus falscher Humanität die Prügelstrafe für Chinesen aufzuheben, beweisen die Beispiele der beiden Städte Hongkong und Schanghai. Begeht von den Hunderttausenden im Fremdenviertel von Schanghai wohnenden bezopften Menschen einer einen kleinen Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, so will man ihn dafür nicht gern der Gnade der Mandarinen überantworten. Diese würden ihn entweder zu schlecht behandeln, oder ihn laufen lassen. Andererseits kann man ihn auch nicht vor die Konsulatsgerichte bringen. Da ist man nun bald nach Begründung des englisch-amerikanischen Fremdenviertels von Schanghai auf den Ausweg verfallen, für solche Vergehen einen eigenen Gerichtshof zu begründen, den sogenannten Mixed Court. Vorsitzender ist ein chinesischer Richter, und Beisitzer ist abwechselnd ein englischer, ein amerikanischer oder ein deutscher Konsulatsbeamter. Das Recht, das sich all-



Chinesische Gerichtsszene



mählich für diesen Gerichtshof herausgebildet hat, ohne bisher die Form eines Gesetzbuchs angenommen zu haben, ist chinesisches Recht, nach abendländischen Begriffen zugeschnitten. Von der Folter ist selbstverständlich keine Rede, dagegen wendet man außer Geldstrafen, Gefängnis und Deportation bei rückfälligen Uebelthätern vernünftigerweise auch die Prügelstrafe an. Wie heilsam das wirkt, beweist ein Vergleich mit Hongkong. Während der Gemischte Gerichtshof in Schanghai sehr gut mit den Lumpen und Bagabunden des Fremdenviertels fertig wird, ist Hongkong oft in Verzweiflung über das aus China und besonders aus Kanton in die Kolonie strömende Gesindel. Geprügelt darf es nach englischem Gesetze nicht werden, und die Gefängnisse betrachtet es als vortreffliche Ruhestätten, wo man kostenlos unter Dach schlafen und sich satt essen kann. Da weiß man in Schanghai besser mit solchem Volk umzuspringen. Vor nicht langer Zeit hatte sich z. B. einmal ein chinesisches Frauenzimmer wegen nächtlichen Herumtreibens vor dem Gemischten Gerichtshof zu verantworten. Kaum stand die Person vor den Schranken, als ein Chinese vortrat und bat, die Angeklagte freizulassen, weil sie seine Frau wäre. Nach kurzer Ueberlegung erfüllte der Mandarin diese Bitte, befahl aber zugleich, dem Mann fünfzig aufzuzählen, weil er nicht besser auf seine Frau geachtet hätte. Eine ähnliche Behandlung könnte den Zuhältern unserer Großstädte nicht schaden.

Die Deportation, die verschiedene Formen hat, wird im allgemeinen als leichtere Strafe für die in China

so zahlreichen Sünden im Amte angewandt. Man behauptet, es gäbe nicht viele alte Mandarinen, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben gezwungen worden wären, sich auf kaiserlichen Befehl die Mongolei, Ostturkestan oder eine andere Gegend an der russischen Grenze anzusehen. Ist kehren sie unbefugterweise zu früh in ihre Heimat zurück. Dies hat fast immer verschärfte Verbannung zur Folge. Denn so etwas in China zu verbergen ist sehr schwer, weil wenige Menschen Geheimnisse für sich behalten können.

Lebenslängliche Verbannung gehört zu den schweren Strafen, da es einem Chinesen nicht leicht fällt, sich dauernd von der Heimat zu trennen. Sie wird hauptsächlich verhängt für fahrlässige Tötung und für Land- und Seeraub, wenn kein Menschenleben dabei zum Opfer gefallen ist. Häufig wird auch die Todesstrafe durch kaiserliche Gnade in lebenslängliche Verbannung umgewandelt.

Die Todesstrafe hat zwei Formen: Erdrosselung und Enthauptung. Weil sich nach dem Glauben der Chinesen jede Verstümmelung des Körpers nach dem Tode auf den Geist überträgt, so ist es ihnen ein entsetzlicher Gedanke, enthauptet werden zu sollen. Erdrosselung gilt deshalb für eine viel leichtere Form der Todesstrafe. Die geringsten Sünden, für die in China jemand zum Tode verurteilt werden kann, sind mehrfach wiederholter Diebstahl, und der Versuch, ein Brandmal, das jemand für frühere Vergehen erhalten hat, unkenntlich zu machen.

Außer dem Bizekönig und dem Gouverneur giebt



Enthauptung eines Verbrechers



es in jeder Provinz noch einige andere, gleichfalls recht hohe Mandarinen. Dem Gouverneur zunächst an Rang kommt der Provinzialschatzmeister, der dem gesamten Finanzwesen einer Provinz vorsteht. Das bedeutet, daß er die Geldangelegenheiten eines Bezirks zu beaufsichtigen hat, der oft das Deutsche Reich an Größe übertrifft. Ihm folgt der oberste Richter für die Provinz.

Die eigentlichen Verwaltungsmandarinen unter dem Gouverneur sind zunächst die vielgenannten Taotais oder Regierungspräsidenten eines „Fu“ oder Bezirks, deren es im Durchschnitt in jeder Provinz ein Duzend giebt. In Deutschland nimmt ja ein Regierungspräsident eine sehr angesehenene Stellung ein. In China ist dies nicht in demselben Maße der Fall, obwohl ein Taotai oft über mehrere Millionen Menschen herrscht. Aber der Umstand, daß es ihrer gar zu viele giebt, drückt den Rang etwas herab. Gleichwohl sind die Taotais als die untersten der höheren Beamten zu betrachten. Sie sind es, an die sich die ihnen an Rang gleichstehenden fremden Konsuln meistens zu wenden haben, wenn Streitigkeiten zwischen Ausländern und Chinesen geschlichtet werden müssen. In letzter Zeit hat man angefangen, den, genau genommen, nur für eigentliche Verwaltungsbeamte geltenden Titel eines Taotai auch auf andere Beamte zu übertragen, z. B. auf die Zivilgouverneure der modernen Festungen und die Direktoren der den Bizekönigen gehörigen Fabriken.

Die Unterabteilungen eines Bezirks sind die Kreise,

Tschoh*), mit einer Magistratsperson an der Spitze. Das ist ein sehr verantwortlicher und arbeitsreicher Posten, weil sich das Volk in allen Fragen der Verwaltung und der Justiz zuerst an diesen Mandarinen wenden muß. Ein solcher Beamter hat stets vollauf zu thun, wie es überhaupt in China wenig Sinekuren giebt.

An Rang gleich nach dem Gouverneur ist noch ein Mandarin zu nennen, der keinen Teil an der eigentlichen Verwaltung hat, aber gleichwohl ein sehr wichtiges Amt bekleidet, der Litterarische Kanzler für die Provinz. Im nächsten Kapitel wird mehr von ihm die Rede sein.

Die höchsten Militärmandarinen kommen nach den Zivilbeamten, mit alleiniger Ausnahme der Generale der Mandschu-Soldaten, die in manchen Provinzen stehen. Diese Generale, die gleichen Rang mit den Bizekönigen haben, erhalten ihre Befehle unmittelbar aus Peking. Offenbar soll hierdurch ein etwaiger Verrat der hohen chinesischen Mandarinen erschwert werden. Die chinesischen Streitkräfte einer Provinz stehen unter einem Generalkommandierenden, der sowohl

*) Es ist nicht recht verständlich, weshalb man im Deutschen nicht die Schreibweise Kiaotschoh angenommen hat. Die Chinesen sprechen das Wort so aus, ebenso die Engländer. Der unglückliche Doppellaut ou, den es im Deutschen gar nicht giebt, soll anscheinend jetzt auch auf Namen wie Hankou und Futschou ausgedehnt werden. Auch hier würde Hankoh und Futschoh besser sein. Jeder Ausländer in Ostasien spricht aber, dem dort nun einmal maßgebenden Englischen Hankow und Foochow folgend, Hankau und Futschau.

Heer als Flotte befehligt. Nur auf Weisung aus Peking unterstützen sich die Satrapen im Kriege gegenseitig.

Das Wort „Mandarin“ bedeutet einfach Beamter. Man unterscheidet neun Rangabzeichen, die jedoch nur den Rang, aber nicht die Stellung andeuten, wenn auch meistens höchster Rang und höchste Stellung zusammenfallen. Zuweilen ist dies indessen nicht so, weil ein hoher Beamter gelegentlich wegen irgend eines Vergehens zeitweilig im Range herabgesetzt wird, gleichwohl aber sein Amt behält. Besonders häufig kommt dies im Kriege vor, wenn einer die unverzeihliche Sünde begangen hat, die Feinde nicht sofort zu vertreiben, sondern sie sogar vordringen und Schlachten gewinnen zu lassen. Andererseits erhält zuweilen ein Taotai (Regierungspräsident), also keiner von den höchsten Beamten, den zweiten Mandarinrang, wenn er sich durch große Mildthätigkeit oder dergleichen hervorgethan hat, während seine Kollegen nur den dritten Rang haben.

Die Abzeichen des ersten Ranges sind: ein kostbarer Rubin auf der Mütze, ein Kranich auf beiden Seiten der Staatsrobe und eine mit Rubinen eingefasste Gürtelschnalle aus Nephrit. Die Militärmandarinen des ersten Ranges haben statt des Kranichs ein Einhorn. Kranich und Einhorn sind in der chinesischen Mythologie viel vorkommende Tiere. Die Mandarinen des zweiten Ranges haben einen roten Korallenknopf, einen goldenen Fasan (beim Militär einen indischen Löwen) auf der Robe, und eine goldene Gürtelschnalle

besezt mit Rubinen. Beim dritten Rang ist der Knopf aus Saphir, und an der Mütze wird außerdem eine Pfauensfeder mit einem Auge getragen; auf der Robe ist ein Pfau (beim Militär ein Leopard), und die Gürtelschnalle ist golden, wie beim zweiten Rang, aber ohne Einfassung von Edelsteinen.

Die Pfauensfedern mit zwei oder mit drei Augen werden nur als besondere Auszeichnung an hohe Mandarinen gegeben. Die Sitte ist mandschurisch, nicht chinesisch, und bis vor kurzer Zeit war die dreiäugige Feder überhaupt noch an keinen Chinesen verliehen worden, sondern nur an Mandschuren. Si Hung Tschang war, unmittelbar vor dem Kriege mit Japan, der einzige Chinese, der so ausgezeichnet wurde, worauf er nicht wenig stolz war. Aber nach den japanischen Siegen verlor er dieses Abzeichen seiner Würde mit allen andern, erhielt sie jedoch wieder, als man ihn zum Friedensunterhändler ernannte.

Seitdem man infolge des Krieges zwischen China und Japan den Verhältnissen des fernen Ostens in Europa mehr Aufmerksamkeit schenkt, als früher, ist es Sitte geworden, über die Mandarinenherrschaft in wegwerfendem Tone zu sprechen. Nun ist es ja richtig, daß die Korruption in den chinesischen Regierungskreisen groß ist, aber Europäer, die ohne weiteres annehmen, daß die Dinge nicht lange mehr so weitergehen könnten, sind doch im Irrtum, so lange es auf die Chinesen allein ankommt. Denn für die große Mehrzahl im Dreihundertmillionenreiche ist es überhaupt gar keine „Frage“, ob die Regierung reformiert

werden müsse oder nicht. Die meisten Chinesen sind mit ihrer Lage sicherlich ganz zufrieden. Sie haben im allgemeinen wenig von schlimmen Bedrückungen der Mandarinen zu leiden, denn diese ziehen die Erpressungsschraube gewöhnlich sehr vorsichtig an, weil sie sich hüten müssen, mit dem in ganz China ungemein ausgebildeten Gildenwesen in Streit zu geraten. Viele Gilden haben so viel Einfluß, daß sie ein etwa ungerecht eingekerkertes Mitglied durch ihren bloßen Einspruch befreien können.

Wohl denken die Beamten fast alle zunächst an ihren eigenen Geldbeutel und dann erst an das öffentliche Wohl. Aber man nimmt ihnen dies eigentlich nicht übel, weil ihr Gehalt so unbedeutend ist, daß sie unmöglich damit auskommen können. Sie sind also geradezu darauf angewiesen, sich auf andere Weise Geld zu verschaffen. Da scheint nun in ganz China eine Art stillschweigenden Uebereinkommens zwischen Regierung und Volk zu bestehen, wonach sich die Mandarinen durch Binnenzölle (Yikin) und andere Abgaben bereichern dürfen. Machen sie es aber zu arg, so wird wohl einmal ein allzu habgieriger Mandarin ohne weiteres vom Volke vertrieben. Die Regierung fügt sich dann einfach; sie straft zwar etwas, um den Schein zu wahren, schießt aber in solchem Falle sicher nicht den vertriebenen Beamten wieder, sondern einen andern, der vorsichtiger ist. Gelegentlich kommt es auch vor, daß eine neue Steuer nicht durchgesetzt werden kann, weil sie an dem Widerspruch der Gilden scheitert. Die vielfach verbreitete Auffassung, daß es in China gar

keine öffentliche Meinung gäbe, ist also nicht richtig. Es giebt allerdings keine in Fragen der hohen Politik, denn darum bekümmert sich der gewöhnliche Chinese nicht. Aber in allen Fragen des Geldbeutels giebt es sehr wohl eine, und manchmal eine sehr starke, wie viele Mandarinen zu ihrem Schaden erfahren haben.

Handelte es sich also nur um die Chinesen selbst, so könnte das alte Reich der Mitte noch ganz gut ein paar Jahrhunderte ohne Reformen weiterbestehen. Während des Krieges mit Japan erschien uns die Korruption besonders schlimm, aber das hatte wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß sie vorher selten so an das helle Tageslicht gezogen worden war. Die Chinesen selbst waren gar nicht sonderlich erstaunt darüber, weil es ihnen nichts Neues war. Nach der vielhundertjährigen Gewöhnung an die Mandarinenherrschaft ist von dem geduldigen Volke ein allgemeiner Ruf nach Reformen kaum zu erwarten. Wir Europäer haben diese Dinge immer viel zu sehr nur aus unserm Gesichtswinkel betrachtet. Wenn uns ein Zustand empörend vorkommt, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er einem Chinesen ebenso erscheint. Es handelt sich um keine innere chinesische Frage, sondern darum, ob sich China in dem wachsenden Verkehr mit dem Westen und bei der stetig steigenden Einführung ausländischer Einrichtungen allmählich unsern Anschauungen anbequemen wird.

Wie berechtigt es aber ist, die Zustände im Mandarinentum als in hohem Grade korrupt zu bezeichnen, dafür sei die einwandfreieste Quelle angeführt, die es

gieht, die amtliche „Peking-er Zeitung“. Wir wollen nur einen Tag herausgreifen, und wir werden finden, daß er eine reiche Blütenlese von Sünden der Mandarinen bringt. Zeigt nun auch nicht jeder andere Tag eine gleiche Musterkarte wie der 4. Januar 1897, so kann man sich nach diesen amtlichen Veröffentlichungen eines einzigen Tages doch einen Begriff davon machen, wie es im chinesischen Beamtentum aussehen muß. Die meisten der angeführten Fälle sind aus Kirin, der Hauptstadt der chinesischen Mandschurei. Wahrscheinlich gab es dort gerade einen thatkräftigen und strengen Gouverneur. Wie würde die „Peking-er Zeitung“ erst aussehen, wenn dies etwa in einem Duzend Provinzen auf einmal so wäre. Daß jedoch nur ein kleiner Teil aller Veruntreuungen und sonstigen Schlechtigkeiten der Mandarinen an die große Glocke kommt, dafür sorgt schon die allgemein übliche Bestechung.

Erster Fall. Der Vizemilitärgouverneur von Kirin ließ einige Soldaten enthaupten, obwohl er hierzu keine Befugnis hatte. Vielmehr wäre es seine Pflicht gewesen, seinem Vorgesetzten die gegen die Soldaten vorgebrachten Beschwerden zu berichten. Infolge der willkürlichen That entstand eine gefährliche Gährung in der ganzen Garnison, was leicht zu den bedenklichsten Folgen hätte führen können. Der Angeklagte ist deshalb aus der Liste der Mandarinen zu streichen, und er soll niemals wieder ein öffentliches Amt bekleiden.

Zweiter Fall. Der Vizekönig der Provinz Tschihli

beschwert sich über die Saumseligkeit der Verwandten eines verstorbenen Mandarinen, den bei dessen Tode vorgefundenen Fehlbetrag in der öffentlichen Kasse zu decken. Es wird daher befohlen, einigen diesen Leuten gehörenden Grundbesitz zu konfiszieren.

Dritter bis siebenter Fall. Der Zivilgouverneur von Kirin zeigt fünf höhere Offiziere auf einmal an. Da ist zunächst ein an der Grenze stationierter General, der sich Grausamkeiten gegen friedliche Einwohner hat zu Schulden kommen lassen. Außerdem hat er fortwährend eine Anzahl von Truppen nur auf dem Papier geführt, um den für sie bestimmten Sold in die eigene Tasche stecken zu können. Ein Zivilkommissar, der diese Dinge untersuchen sollte, ließ sich niemals sehen, war also wahrscheinlich von dem General bewogen worden, nicht zu kommen. Das für ihn bestimmte Gehalt nahm der General gleichfalls an sich. Ein Oberst in derselben Gegend wird auch verklagt, das Volk schlecht behandelt zu haben. Als eine Räuberbande einen Ort überfiel, sandte er nicht nur keine Truppen gegen sie aus, wie es seine Pflicht gewesen wäre, sondern er ließ seine Soldaten sogar die von den Banditen verschonten Häuser plündern. Ein dritter Offizier eignete sich wiederholt eine Anzahl Gewehre an, um sie zu verkaufen. Seine Truppen hatten deshalb niemals genug Gewehre zum Exercieren, und als es einmal gegen eine Räuberbande gehen sollte, wie sie die dortige Gegend häufig unsicher machen, waren nicht einmal für diesen Zweck Waffen in ausreichender Anzahl aufzutreiben. Derselbe Offizier hat auch fort-

während viele Soldaten nur auf dem Papier geführt. Diese drei Militärmandarinen — für deren Betragen der Kaiser übrigens keinen stärkern Ausdruck als „höchst unwürdig“ gebraucht — sind aus der Liste zu streichen. Endlich trifft noch einen General und einen Major der Vorwurf der Feigheit. Denn als sie eine Bergfeste der Räuber angreifen sollten, verzögerten sie zunächst ihren Marsch in unverantwortlicher Weise, und als sie dann endlich vor der Feste anlangten, wagten sie den Angriff nicht. Diese beiden Offiziere sind gleichfalls zur Warnung für andere zu kassieren.

Achter Fall. Einer der Zensoren hält es für angezeigt, dem Kaiser zu empfehlen, schärfere Bestimmungen gegen die ungleichmäßige Behandlung und die willkürliche Beförderung angehender Mandarinen zu erlassen.

Neunter Fall. Ein anderer Zensor stellt fest, daß in der letzten Zeit vielfach kaiserliche Befehle, in überschwemmten oder von Hungersnot heimgesuchten Gegenden des Reiches allgemein die Steuern zu erlassen, mißachtet worden sind. Habgierige Beamte haben sich vielmehr nicht gescheut, trotz dieser Befehle und trotz des großen Elends den armen Leuten die Steuern abzupressen. Die Mildthätigkeit und Güte des Kaisers ist auf diese Weise schändlich mißbraucht worden. So etwas soll durchaus nicht geduldet werden, und die hohen Provinzialmandarinen müssen solche pflichtvergesenen Beamten ohne Gnade anzeigen.

Zehnter Fall. Der Zivilgouverneur von Kirin rügt einen Mandarinen, weil er die Ausbesserung seiner

Amtswohnung zum Vorwande genommen hat, dem Volke neue Steuern aufzuerlegen. Da dieser Beamte zur Zeit in seiner Heimatprovinz Tschekiang auf Urlaub ist, so soll ihn der Gouverneur dieser Provinz anweisen, das widerrechtlich erpreßte Geld zurückzuerstatten. Außerdem wird noch eine weitere Strafe für ihn festgesetzt werden.

Jeder Europäer, der dies liest, wird bedenklich den Kopf schütteln. Zur Entschuldigung der Mandarinen muß aber noch einmal bemerkt werden: die Wurzel des Uebels ist in der viel zu geringen Bezahlung der Beamten zu suchen. Die Einnahmen der Pekinger Regierung sind zum größten Teile für den Hof und für sonstige Erfordernisse in der Hauptstadt bestimmt, die Provinzialmandarinen bekommen nicht viel davon. Das amtliche Gehalt eines Vizekönigs, also eines Mannes, der Landesteile von der Ausdehnung europäischer Großstaaten regiert, beträgt nur 15 000 Taels oder etwa 45 000 Mark, was bei den bedeutenden Ansprüchen an Repräsentation, die man an einen Vizekönig stellt, eine geringfügige Summe ist. Ein Gouverneur erhält 12 000 Taels, ein Provinzialschatzmeister 8000, ein Provinzialrichter 6000 und ein Taotai (Regierungspräsident), der meistens mehrere Millionen Menschen beherrscht, 4000 Taels.

Chinesische Beamte haben fast ausnahmslos für eine ganze Reihe von Verwandten nahen und fernen Grades zu sorgen, die es nicht ebenso weit gebracht haben wie sie selbst. Manche von diesen sind überhaupt ohne Anstellung; andere haben Posten mit zu

geringem Einkommen. Allen diesen hat der „große Mann“ zu helfen, entweder unmittelbar durch Geld, oder mittelbar, indem er ihnen nach und nach zu auskömmlichen Anstellungen verhilft. Thut er dies nicht, und zeigt er sich lässig in der Begünstigung des Nepotismus, wie er in China an der Tagesordnung ist, dann weiß ihm seine liebe Verwandtschaft das Leben sauer genug zu machen. Er wird sofort als ein „sauertöpfischer Bär“ und als ein „Mann ohne allen Familienjinn“ hingestellt, dem der Kaiser keinen so hohen Posten hätte anvertrauen dürfen. Derartige, immer wiederholte Nadelstiche machen dann die meisten Mandarinen schon bald mürbe.

Eine ernsthafte Reform im Beamtentum des Reiches der Mitte müßte bei einer allgemeinen Gehaltserhöhung anfangen. Nur wenn die festen Einnahmen der Mandarinen auskömmlich sind, kann man verlangen, daß sie sich keine Nebeneinkünfte mehr verschaffen, die nur zu leicht zu Uebergriffen und unberechtigten Erpressungen führen.





Die litterarischen Prüfungen

Die öffentlichen Prüfungen im Reiche der Mitte gewähren uns einen Einblick in eine der eigenartigsten Seiten des chinesischen Volkes. Fast jeder nicht allzu arme Chinese hält seine Söhne jahrelang zu unermüdlichem Lernen an, damit sie wenigstens eine der Prüfungen bestehen und dadurch vor ihren Mitbürgern ausgezeichnet sein mögen. Alle jungen Leute aber, die die Fähigkeit zu haben scheinen, tiefer in die Klassiker ihres Landes einzudringen, müssen jahraus jahrein daran weiter lernen. Reichen die Mittel der Eltern hierzu nicht aus, dann haben die Verwandten zu helfen, sie mögen es gern thun oder nicht. Denn sie würden sehr an Achtung verlieren, wollten sie einem halbwegs begabten, armen Jüngling aus ihrer Sippe ihre Unterstützung versagen. Zudem hofft jeder Chinese, daß in einem intelligenten Verwandten vielleicht ein künftiger Gouverneur oder Vizekönig stecke, der sich für die ihm geleistete Hilfe mit Zinsen und Zinseszinsen erkenntlich zeigen werde, wenn er erst eine hohe Stellung erklommen habe.

Aber es ist hier wie bei vielen Lotterien: neben wenigen guten Treffern giebt es eine erdrückende Anzahl von Nieten. Der Jüngling wird zum Manne, und immer noch strebt er demselben Ziele zu. Mißerfolge entmutigen ihn nicht, selbst dann nicht, wenn sein Haar bereits ergraut. Mit gleicher Unermüdlichkeit unterzieht er sich jeder der schwierigen Prüfungen für den zweiten litterarischen Grad, die alle drei Jahre abgehalten werden. Endlich fällt Schnee auf sein Haupt, aber noch immer giebt der gebückte Greis die Hoffnung nicht auf, vielleicht doch noch den ersehnten Grad zu erlangen. Diese Hoffnung ist nicht so trügerisch, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Denn ist solch ein hochbetagter Kandidat achtzig Jahre alt geworden, dann erhält er, selbst bei nicht genügender Arbeit, vom Kaiser endlich den ersehnten Rang honoris causa. Unerläßliche Bedingung dabei ist aber, daß sich der Prüfling ohne Ausnahme zu jedem Examen für den zweiten Grad eingestellt habe, einschließlich der sogenannten „Gnadenprüfungen“, die bei besonderen Gelegenheiten, wie vor einigen Jahren beim 60. Geburtstage der Kaiserin-Witwe, veranstaltet werden. Trotzdem findet man in der amtlichen „Peking-er Zeitung“ nach jeder solchen Prüfung mehrere derartige Fälle verzeichnet.

Wie gewaltig muß also in diesem Volke der Drang nach Auszeichnung sein, wenn viele Tausende wieder und wieder denselben Versuch machen, obgleich die Aussichten auf schnellen Erfolg ungemein gering sind! Wo sonst in der Welt findet man es, daß Großvater, Vater und Sohn in derselben Prüfungshalle sitzen,

was in China nichts Außergewöhnliches ist. Dabei ist zu berücksichtigen, daß keine Art von Schulzwang herrscht; niemand braucht seinen Kindern Unterricht geben zu lassen, der nicht will.

Ein Knabe pflegt nicht vor dem sechsten Jahre zur Schule geschickt zu werden. Oft ist er sieben Jahre alt, bevor man ihn zum Lernen anhält. Vorher hat er nach Herzenslust spielen dürfen, aber nun geht er einer wenig heitern Zukunft entgegen. Vom frühen Morgen bis gegen Abend muß er die krausen Schriftzeichen seiner Sprache studieren. Diese eintönige Arbeit wird von keinem Sonntage und von keinen freien Nachmittagen unterbrochen. Eigentliche Schulferien giebt es in China nicht. Die einzigen Pausen im Lernen bilden daher die auch von Erwachsenen beobachteten, wenig zahlreichen Feiertage. Nur um Neujahr gönnt sich alle Welt eine längere Erholung, und da darf sich auch der Schulmeister mit seinen Zöglingen ausruhen.

Jahrelang geht es zunächst auf eine und dieselbe Art weiter. Der Knabe muß seinem Gedächtnis tagaus tagein Schriftzeichen einprägen und ihre Aussprache erlernen. Von ihrer Bedeutung weiß er zunächst nichts. Erst wenn er mehrere tausend Zeichen auswendig kennt, beginnt der Lehrer ihn in den Sinn derselben einzuweihen. Nun erst steht der Schüler vor der Hauptaufgabe, dem Studium der Klassiker. Diese Arbeit hört dann häufig erst mit dem letzten Atemzuge des allmählich zum alten Manne gewordenen Schülers auf.

Allenthalben in dem weiten Reiche giebt es Schulen,

in jeder Stadt und in jedem Dorfe. Nirgends hat die Regierung etwas mit ihnen zu thun, sondern es sind durchweg Privatanstalten. Entweder mietet sich ein Lehrer ein Schulzimmer und sucht dann Böglinge zu bekommen, oder es thun sich umgekehrt einige Familien zusammen und lassen ihre Söhne von einem eigenen Lehrer unterrichten. In dem zweiten Falle, wo es sich meistens um wohlhabende Leute handelt, sind selten mehr als zehn Schüler bei einander, weil dann jeder einzelne desto besser unterwiesen werden kann. Dies ist um so wichtiger, als die Chinesen unser Klassensystem nicht kennen. Vielmehr bildet der einzelne Schüler sozusagen stets eine Klasse für sich. In dieser Hinsicht ist das chinesische System also ohne Frage das bessere. Ueber den Durchschnitt begabte Knaben können rascher vorwärts kommen, während von minder begabten nicht so leicht, wie bei uns, zu viel verlangt wird. Aber diesem Vorteil stehen große Nachteile gegenüber. Die ganze chinesische Art der Erziehung ist im höchsten Grade einseitig. Außer den verehrten Klassikern wird nichts gelehrt, auch nicht einmal die Anfangsgründe der Erdbeschreibung, der Mathematik oder anderer Wissenschaften. Das Ergebnis ist eine oft staunenswerte Kraft des Gedächtnisses, aber eine bedauerliche Unkenntnis des erwachsenen Menschen auf Gebieten, wo in Europa fast jeder Knabe vom Alter eines Quartaners schon einigermaßen Bescheid weiß. Erst in der neuesten Zeit fängt man an, hier Wandel zu schaffen.

Schulgebäude giebt es nicht. Der Unterricht wird entweder in irgend einem gerade zur Verfügung stehen-

den oder in einem eigens dafür gemieteten Zimmer erteilt. Ein Lehrer nimmt bis zu dreißig Schüler an. Alle diese Jungen lernen den ganzen Tag lang mit lauter Stimme auswendig. Da nun jeder eine Lektion für sich hat, so kann man sich vorstellen, was für ein Stimmengewirr aus einem chinesischen Schulzimmer herausschallt.

Die häufig aufgeworfene Frage, in wie großer Prozentsatz der Chinesen lesen könne, ist ebenso schwer zu beantworten, wie jede andere statistische Frage über das Reich der Mitte. Man wird jedoch kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß mit Ausnahme der ganz mittellosen, untersten Volksklassen fast alle Chinesen lesen können. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie nun auch imstande sind, das Gelesene zu verstehen. Weil nämlich etwa fünf Jahre darüber hingehen, bis einem Knaben als Anfangsgrund einige tausend Schriftzeichen eingepaukt worden sind, so ist es natürlich, daß manche arme Leute nicht imstande sind, ihre Söhne noch weiter lernen zu lassen. Wie viel Prozent aller Schüler diese bilden, ist nicht festzustellen. Selten trifft man selbst in den untern Kreisen einen Chinesen, der nicht wenigstens seinen eigenen Namen schreiben kann. Dagegen findet man ebenso selten eine Chinesin, die diese Fertigkeit besitzt. Die Bildung der Mädchen liegt im himmlischen Reiche noch ganz im Argen. Nur die Missionschulen haben auf diesem Gebiete bereits gute Leistungen aufzuweisen. An Begabung fehlt es den Mädchen durchschnittlich nicht.

Zu den Staatsprüfungen darf sich einer alten Sitte

gemäß niemand melden, dessen männliche Vorfahren drei Generationen aufwärts Verbrecher, Henker, Barbier, Schauspieler oder Dienstboten, und dessen weibliche Vorfahren öffentliche Dirnen gewesen sind. Zur Zeit des Krieges mit Japan kam es während der Prüfungen für Militärmandarinen in Hankau am mittlern Yangtzejiang vor, daß ein Kandidat durch seine Fähigkeit, große Messer geschickt in der Luft umherzuwirbeln, sowie durch andere Kunststücke allgemeine Bewunderung erregte. Jeder Zuschauer sagte, daß die zwerghaften Japaner bald alle miteinander ins Gras beißen müßten, wenn China viele solcher jungen Offiziere hätte. Aber die Kameraden des also gelobten Kandidaten wurden neidisch und bekümmerten sich etwas näher um die Vorfahren des rasch berühmt gewordenen jungen Mannes. Und siehe da, sie fanden heraus, daß sein Großvater in einer benachbarten Stadt Barbier gewesen war. Alle eilten nun wie ein Mann zum Hauptexaminator, um ihn schleunigst hiervon in Kenntniß zu setzen. Dieser war nicht wenig bestürzt über die ebenso unerwartete wie schreckliche Nachricht. Er strich den betreffenden Kandidaten alsbald von der Liste. Außerdem befahl er, den Sünder unter Trompetenschall mit Schimpf und Schande zur Stadt hinauszujagen.

Die letzte Verfügung ging aber der ehrenwerten Zunft der Barbier in den beiden großen Schwesterstädten Hankau und Hanyang über den Späß. Ihrer dreitausend streikten und verschworen sich hoch und teuer, kein Rasiermesser wieder anzurühren, bis man

ihnen Genugthuung gegeben hätte. Das war nun eine schlimme Geschichte, denn die Chinesen lassen sich auch die ganze vordere Hälfte des Kopfes rasieren, nur auf der hintern Hälfte bleibt das Haar für den Zopf stehen. Als die Barbieri mehrere Tage lang hartnäckig geblieben und weder durch Geld noch durch gute Worte zu bewegen waren, wieder zum Messer zu greifen, legten sich die Mandarinen ins Mittel und verfügten, der Streik sollte enden. Dies machte aber nicht den geringsten Eindruck. Darauf wurden Soldaten ausgesandt, die alle Barbieri greifen mußten, deren sie habhaft werden konnten. Unter Androhung von Prügelstrafe bei Widerseßlichkeit wurden die ergriffenen Barbieri gezwungen, in den Amtswohnungen der Mandarinen allen, die es wünschten, für einige Pfennige den Kopf zu rasieren. Aber auch dies hatte nur geringen Erfolg, so daß die Mandarinen in ihrem Zorn Soldaten in die Läden der Barbieri schickten, die ihre Möbel zertrümmern und sie selbst mit dem Bambus bearbeiten sollten, wenn sie sie fänden. Sobald aber diese Gewaltmaßregel in Wutschang, der dritten großen Schwesterstadt am andern Ufer des Yangtzejiang, bekannt wurde, streikten sofort auch die dort wohnenden Barbieri. Wutschang ist die Residenz des Vizekönigs der Provinzen Hupeh und Hunan. Auf seinen Befehl erließen die Mandarinen mehrere Proklamationen, worin sie drohten, den widerspenstigen Leuten den Kopf auf eine sehr ungemütliche Weise zu rasieren, wenn der Streik in allen drei Städten nicht bald aufhören würde. Das hatte endlich die gewünschte Wirkung.



○ Chineseſche Barbiers ○



Ein Examenskandidat muß sich zunächst ein von mehreren Nachbarn seiner Eltern beglaubigtes gutes Zeugnis verschaffen, worin auch die einwandfreie Vergangenheit seiner Vorfahren bescheinigt ist. Darauf kann er sich zu einer vorläufigen Prüfung in seinem heimatlichen Kreise melden. Hier wird zunächst die größte Spreu ausgesondert, die meistens nicht gering ist. Die übrig bleibenden unterziehen sich der ersten eigentlichen Prüfung für den Grad eines „Siu-tsai“, d. i. „blumigen Talentes“. Hierfür werden zweimal in drei Jahren in allen Hauptstädten der Regierungsbezirke Prüfungen abgehalten, die der Litterarische Kanzler der Provinz leitet. Aus jedem Kreise melden sich dazu Tausende von Kandidaten, von denen jedoch immer nur je einige Duzend das ersehnte Ziel erreichen können. Doch da man in China so oft geprüft werden kann, wie man will, so fällt es einem etwas begabten Menschen nicht schwer, den Grad eines „Siu-tsai“ früher oder später zu gewinnen. Die bei dem ersten Examen gestellten Aufgaben, die immer aus den alten Klassikern genommen werden, sind lange nicht so schwer wie die für den nächsten Grad. Ueberall in China findet man daher solche „blumigen Talente“. Sie genießen unter ihren Mitbürgern stets ein gewisses Ansehen. Kein Richter darf sie ohne weiters brügeln lassen, es müßte ihnen denn wegen eines Vergehens ihr Grad vom Litterarischen Kanzler wieder genommen worden sein. Diese Sicherheit vor dem Bambus ist unter Umständen viel wert.

Wer die höhere Beamtenlaufbahn im Auge hat,

muß weiter das Examen für den Grad eines „Tschü-jin“, d. i. eines „beförderten Mannes“, ablegen, wozu sich einmal in drei Jahren in den Provinzialhauptstädten Gelegenheit bietet. Hierzu strömen in starkbevölkerten Provinzen manchmal gegen 20 000 Kandidaten aus allen Volkskreisen und von dem verschiedensten Lebensalter zusammen. Sie alle müssen schon den Grad eines „Siu-tsai“ besitzen. Da die Prüfungen für den zweiten Grad im ganzen Reiche an denselben Tagen abgehalten werden, so kann man annehmen, daß bei diesem Anlaß wohl hundertfünfzigtausend Chinesen dasselbe Ziel vor Augen haben. Millionen von Herzen begleiten ihre Verwandten oder Bekannten unter den Kandidaten auf dem Wege in die Hauptstadt der Provinz und schlagen höher bei dem Gedanken, daß ihr Freund einer der Ausgewählten sein könne. Aber die Aussichten sind sehr gering. Von den vielen Tausenden, die eine Prüfungshalle füllen, können stets nur ein- bis zweihundert Erfolg haben.

Das Examen für den „Tschü-jin“ dauert neun Tage. Die Arbeiten bestehen aus drei Teilen, und nur am Abend des dritten und des sechsten Tages darf der Kandidat seine Zelle, in die er sonst völlig gebannt ist, für eine Nacht verlassen. Die Zellen sind meistens elende Baracken; weder Regen noch Sonne werden in genügender Weise abgehalten. Von irgend welchem Komfort ist keine Rede. Es ist daher begreiflich, daß unter den zahlreichen Prüflingen stets mehrere Todesfälle vorkommen. Manche der Ältern haben sich

bereits ganz krank mühsam an Ort und Stelle geschleppt, um nur ja kein Examen zu versäumen, und diesen giebt oft schon allein die große geistige Erregung den Todesstoß.

Obendrein fällt die Staatsprüfung für den zweiten Grad fast immer in den August, der in ganz China ein unerträglich heißer Monat ist, wo angestrengte geistige Arbeit recht schwer wird. Im August 1897 meldeten sich in Kanton mehr als 13 000 Kandidaten. Für diese waren nur 109 Diplome zu vergeben, so daß also noch nicht einer von hundert Aussicht hatte, sein Ziel zu erreichen. Wegen der großen Hitze mußten 1763 Kandidaten schon am Ende des dritten Tages den Wettkampf aufgeben. In Hangtschau, der Hauptstadt der Provinz Tschehkiang, war bei derselben Gelegenheit die Hitze anfangs auch sehr drückend. Dann brach aber ein Gewitter mit strömendem Regen aus, wodurch viele der ganz dünn gekleideten, zum Teil nicht mehr jungen Prüflinge bis auf die Haut durchnäßt wurden. Die Folge waren 27 Todesfälle unter den 9000 Kandidaten. Nicht weniger als 3000 mußten ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Bei Hunderten verhinderten schlimme choleraartige Anfälle die Fortsetzung der Arbeit. Andere mußten ebenfalls zurücktreten, obgleich sie sich wohl fühlten, denn der erbarungslose Regen hatte ihnen ihre mühsam geschriebenen Aufsätze durchnäßt und sie dadurch völlig unbrauchbar gemacht. Wird doch jede Arbeit, worin auch nur ein einziges ausgestrichenes oder unleserliches Schriftzeichen vorkommt, ohne Gnade zurückgewiesen.

Die Aufgaben bewegen sich immer in dem allmählich recht ausgefahrenen Geleise der Bewunderung der alten Herrscher und Weisen. Im „Chinese Recorder and Missionary Journal“ wurden vor einiger Zeit mehrere Aufgaben angeführt, die man in Nanjing gestellt hatte. Hier seien zwei davon angegeben: „Konfucius sagte: Wie majestätisch war die Art und Weise Schuns und Yus, das Reich zu regieren, als ob es eine Kleinigkeit wäre;“ und: „Konfucius sagte: Wie groß war Yao als Herrscher, und wie majestätisch war sein Auftreten. Nur der Himmel ist erhaben, und Yao allein kann mit dem Himmel verglichen werden. Wie unendlich groß war seine Tugend! Das Volk konnte keinen Ausdruck dafür finden.“ Die Examinatoren sind nur dann zufrieden, wenn sie in den Aufsätzen über solche Themata eine möglichste Verhimmelung der Alten finden. Dem Kandidaten wird fast gar keine Gelegenheit geboten, sein kritisches Urteil und seinen gesunden Menschenverstand zu gebrauchen, sondern er ist geradezu darauf angewiesen, ziemlich inhaltloses Zeug zusammenzuschreiben. Hier liegt eine der Wurzeln des oft getadelten nationalen Dünkels der Chinesen. Die ganze lernbegierige Jugend wird angehalten, das höchste Ziel der Bildung darin zu sehen, die alten Weisen des Landes in gewandtem Stil auf rein äußerliche Art zu verherrlichen.

Zwar giebt es daneben auch Themata konkreter Art. Aber selbst dann kommt meistens nicht viel mehr als litterarisches Stroh dabei heraus. Denn es ist beispielsweise doch nur von mäßigem allgemeinem

Interesse, Ansichten über die Streitfrage zu hören, welches der chinesischen Bücher, worin zuerst das Wort für Kanone vorkommt, das älteste sei, von wem Kublai Khan eine neue Art Geschütze erhalten habe, wie die Kreiseinteilung irgend eines Regierungsbezirks vor tausend Jahren gewesen sei, u. dgl.

Die Examinatoren haben keine leichte Arbeit, da ihnen nur kurze Frist gegeben ist. Zuerst müssen die untern Examinatoren, deren es 25 an jedem Prüfungsorte giebt, die abgelieferten Aufsätze durchsehen und sie entweder verwerfen oder empfehlen. Nachlässig dürfen sie hierbei nicht verfahren, weil sie scharfen Tadel zu gewärtigen haben, wenn der oberste Examinator, an den die Aufsätze zu nochmaliger Durchsicht gehen, unter den empfohlenen schlechte und unter den verworfenen gute Arbeiten findet. Ein unterer Examinator bekommt nun zwar bald Übung darin, hervorragende oder ganz unbrauchbare Aufsätze rasch zu erkennen. Aber sehr schwer ist es, unter den Tausenden von mittelguten Leistungen eine gerechte Auswahl zu treffen. Da spielt denn der Zufall immer eine große Rolle.

Der Hauptexaminator und sein Vertreter werden jedesmal kurz vor den Prüfungen vom Kaiser ernannt. Sie sind an Rang stets den höchsten Provinzialmandarinen gleich. Dafür wird aber in litterarischen Sachen eine uns sehr übertrieben vorkommende Genauigkeit von ihnen verlangt. So stand z. B. nach einer der letzten Prüfungen in der amtlichen „Peking Zeitung“, daß einem Hauptexaminator für die schlimme Sünde,

einmal ein falsches Schriftzeichen angewandt zu haben, sein Gehalt für drei Monate entzogen worden wäre.

Dem Ergebnis der Prüfung, das gewöhnlich etwa nach fünf Wochen bekannt gemacht wird, sehen alle Kandidaten und deren Angehörige mit begreiflicher Spannung entgegen. Die meisten Prüflinge bleiben bis zu dieser Zeit bei ihren Verwandten oder Bekannten in der Hauptstadt der Provinz, um so früh wie möglich zu erfahren, ob sie Erfolg gehabt haben. Die wenigen Glücklichen, bei denen dies der Fall ist, eilen spornstreichs zum Telegraphenamte, das bei solchen Gelegenheiten die ganze Nacht geöffnet ist, oder zur Post, um ihre Angehörigen an ihrer Freude teilnehmen zu lassen. Die vielen durchgefallenen Examenkandidaten machen dagegen ihrem Aerger manchmal dadurch Luft, daß sie allerhand Unfug anrichten. Zuweilen lassen sie ihren Zorn an den Ausländern aus, denen gerade diese Klasse der Chinesen am wenigsten geneigt ist. Denn eine große Zahl der Prüflinge gehört zu den sogenannten Litteraten, der fremdenfeindlichsten Schicht in ganz China. Viele dieser Litteratenfamilien haben durch Generationen ihren Stolz darein gesetzt, unter eigenen Entbehrungen und mit großen Geldopfern stets mehrere Söhne das zweite Examen wieder und wieder versuchen zu lassen. In diesen Kreisen herrscht noch viel der altchinesische Geist, der von den Neuerungen der „westlichen Barbaren“ nichts wissen will.

Die Prüfung für den dritten Grad kann nur in Peking abgelegt werden. Sie findet gleichfalls alle

drei Jahre statt. Erst wer auch dieses wieder nicht leichte Examen bestanden hat, bekommt dadurch Anwartschaft auf die höhere Beamtenlaufbahn. Aber er kann deshalb noch lange nicht auf eine Anstellung hoffen. Es vergehen meistens viele Jahre, ehe einer so weit kommt. Alsdann muß es sich zeigen, ob er im wirklichen Leben zu gebrauchen ist. Da ihn seine Erziehung in keiner Weise dazu angeleitet hat, so muß er sich ganz aus sich selbst heraus seinen Weg bahnen, und dies noch dazu oft in verhältnismäßig späten Jahren. Da ist es denn kein Wunder, daß es für das praktische Leben mit seinen immer wachsenden Ansprüchen an die Urteilsfähigkeit eines Mannes nicht viele brauchbare Mandarinen giebt. Es ist eher ein Beweis für die Intelligenz der Chinesen, daß trotz eines solchen Erziehungssystems manche Beamte auf praktische Fragen die richtige Antwort finden. Solche Mandarinen, vor denen man Achtung haben muß, kommen meistens gut weiter, während die ganz unbrauchbaren nicht so leicht auf Beförderung rechnen dürfen. Denn man muß sich nicht verleiten lassen, zu glauben, daß die Chinesen den Wert eines praktischen Blickes für einen im öffentlichen Leben stehenden Mann nicht zu würdigen wüßten. Das können sie sehr wohl. Aber das altehrwürdige System der Prüfungen und der leidige, im ganzen Reiche der Mitte herrschende Nepotismus haben sich bisher als zu stark für den dann und wann ertönenden Ruf nach Reformen erwiesen.

Der vierte und höchste Grad endlich, der eines

Mitgliedes der Hanlin-Akademie in Peking (Hanlin bedeutet Schreibpinsel-Wald) ist schon mehr ein Amt, da die Mitglieder dieser Akademie als solche Gehalt beziehen, auch wenn sie Posten in der Provinz inne haben. Wer rasch vorwärts kommen will, unterzieht sich auch dieser Prüfung, obwohl es nicht unbedingt nötig ist. Aber es kann sehr nützlich sein.

Alle, die das dritte, und alle, die das vierte Examen gemacht haben, werden dem Kaiser vorgestellt. Die amtliche „Pekinger Zeitung“ veröffentlicht die Namen der drei an der Spitze der neuen Hanlin-Mitglieder stehenden Glücklichen. Hierdurch wird es in ganz China bekannt, welche drei Personen von mehreren Jahrgängen der Kandidaten in dem Dreihundertmillionenreiche die gründlichste Kenntniß der hochverehrten alten Klassiker haben. Jede Provinz, die einen solchen Ausbund von chinesischer Gelehrsamkeit aufzuweisen hat, wird von den nicht so glücklichen Nachbarprovinzen nicht wenig darum beneidet. Oft vergeht eine ganze Reihe von Jahren, ohne daß von den zwanzig Millionen Einwohnern einer der stärker bevölkerten Provinzen jemand dieses hohe Ziel erreicht. Groß und allgemein ist dann aber die Freude, wenn sich das Geschick einmal günstig zeigt.

Nach den Prüfungen für Beamte kommen die für Militärmandarinen. Diese haben aber lange nicht so viel Zulauf wie die Zivilprüfungen, denn das Waffehandwerk ist bei den Chinesen immer nur wenig angesehen gewesen. Auch bei dieser Gelegenheit tritt es deutlich hervor, daß sie keine kriegerische Nation sind.

Schon der Anzug der Prüflinge ist alles andere, nur nicht militärisch. Die chinesische Männerkleidung ist zwar im allgemeinen nicht nur geschmackvoller, sondern auch vernunftgemäßer, als die europäische, die im Winter zu kalt und im Sommer zu warm ist. Wenigstens gilt dies für das chinesische Klima mit seinen schroffen Gegensätzen von Sommer und Winter. Aber ein bezopfter junger Kadett macht in seinen schweren Seidengewändern jedenfalls keinen kriegerischen Eindruck.

Doch das ist am Ende nur eine Aeußerlichkeit. Bemerkenswerter ist, daß bei diesen Prüfungen noch immer Pfeil und Bogen verwendet werden. Die hauptsächlichsten Gründe hierfür sind, daß die Regierung nicht gern Feuerwaffen in den Händen des Volkes sieht, und der hohe Preis guter Gewehre. Nicht viele Kadetten würden Geld genug haben, sich für ihre Uebungen Gewehre anzuschaffen, während sie für wenige Dollars den schönsten Bogen mit Zubehör bekommen können.

Zum Schlusse seien noch einige Maßregeln erwähnt, die gegen etwaige Bestechungen der Examinatoren und gegen Betrügereien der Kandidaten getroffen werden. Bei dem bekannten weiten Gewissen der Chinesen in Geldangelegenheiten wird dem Leser wohl schon die Frage gekommen sein, wie man Durchstechereien verhindert. Die Antwort lautet: hauptsächlich durch eine drakonische Strenge. Wer einen Examinator zu bestechen versucht, wird, wenn es herauskommt, ohne

Gnade enthauptet. Ebenso ergeht es dem Examinator, der sich hat bestechen lassen.

Noch vor einigen Jahren kam ein Fall dieser Art vor. Einem Hauptexaminator wurde, als er mit dem Gouverneur einer Provinz unterwegs war, ein Brief zugestellt. Weil er mit seinem Begleiter in eifrigem Gespräch begriffen war, achtete er nicht auf die verstohlene Art, womit man ihm den Brief in die Hände zu spielen suchte. Arglos öffnete er ihn — und findet eine Bankanweisung auf 10 000 Taels (30 000 Mark) darin nebst der Bitte, dem Sohne des Schreibers dafür den zweiten litterarischen Grad zu geben. Berlegen läßt er den Check fallen, aber der Gouverneur hat es bemerkt und beginnt zu fragen. Die Sache konnte nicht mehr verheimlicht werden und nahm nun eine schlimme Wendung für den Brieffschreiber, denn dieser wurde zum Tode verurteilt. Einige Personen versuchten noch, sich ins Mittel zu legen, indem sie den Kaiser baten, zu bedenken, daß der Check vielleicht gar nicht gültig gewesen wäre. Aber der Kaiser bestätigte das Todesurteil.

Die Hauptexaminatoren und ihre Vertreter haben strengen Befehl, alle ihnen während der Prüfungen zugehenden Briefe von ihren Kollegen öffnen und von ihnen zuerst lesen zu lassen. Im allgemeinen wird es für unschicklich gehalten, den Examinatoren während der Prüfungen überhaupt zu schreiben. Doch kommen sicherlich trotzdem hin und wieder Bestechungen vor, nur muß einer schon eine Summe dafür aufwenden, für die ein Kopf riskiert werden kann.

Die Prüflinge müssen sich immer untersuchen lassen, bevor sie in ihre Zellen geführt werden. Vor allem sieht man ihre weiten Kleider genau durch. Bei der Empfänglichkeit der chinesischen Diener für Bestechungen ist es besonders schwierig, die in einer großen Prüfungshalle beschäftigte zahlreiche Dienerschaft genügend zu beaufsichtigen. Zuweilen soll es den Kandidaten gelingen, Tauben mit in ihre Zellen zu schmuggeln, die am ersten Abend nach Einbruch der Dunkelheit in Freiheit gesetzt werden. Sie bringen die den Prüflingen gestellten Aufgaben an Verwandte oder Freunde, und diese setzen dann alle Hebel an, die fertigen Aufsätze in die Zellen gelangen zu lassen. Einmal kam es vor, daß ein Litterarischer Kanzler ganz schlau zu sein glaubte, indem er seinen Kandidaten in höchst-eigener Person Thee brachte, weil er den Dienern nicht traute. Diese waren allerdings bestochen worden. Sie erreichten aber doch ihren Zweck, und zwar dadurch, daß sie dem Kanzler selbst mehrere fertige Aufsätze mit Stechnadeln auf die Rückseite seiner seidenen Robe hefteten. Wer sich unredlicher Mittel bedient, wird sofort vom Examen ausgeschlossen, wenn es herauskommt.





Einige Charakterzüge des Volkes

In Europa scheint vielfach die Auffassung zu herrschen, daß es in China keinen nennenswerten Mittelstand gäbe, und daß die Bevölkerung des himmlischen Reiches so zu sagen aus Mandarinen und Kulis bestände. Nun macht zwar der Mittelstand hier einen viel kleinern Teil des Volkes aus, als irgendwo im Abendlande, aber trotzdem ist er nicht unbedeutend. Er besteht aus Kaufleuten, Bankiers, Lehrern, Landleuten u. a.; die Aerzte können nicht dazu gerechnet werden, weil deren Kunst nicht angesehen ist.

Die eigentliche Arbeiterklasse, von den Ausländern Kulis genannt, hat in China allerdings weit mehr das Uebergewicht, als in andern Ländern. Dieser Umstand pflegt jedem, der das Reich der Mitte besucht, sofort aufzufallen, und daher ist vermutlich die Annahme entstanden, daß der Mittelstand hier kaum in Betracht käme. Man darf aber nicht übersehen, daß der Chinese sein Haus fast niemals verläßt, wenn es nicht unbedingt nötig ist. Dies ist der Hauptgrund, weshalb man in den eigentlichen Chinesenstädten so wenige gut gekleidete

Menschen auf den Straßen sieht. Man kann sich aber nicht darüber wundern, weil die Straßen meistens sehr eng und überdies in einem schlimmen Zustande sind. In den Fremdenvierteln der Vertragshäfen ist dies anders; da sind auch immer mehr Chinesen aus den bessern Klassen unterwegs, als in den einheimischen Stadtteilen.

Wer sich in diese hineinbegiebt, wird alsbald von Schwärmen von Bettlern angefallen, die man oft nur schwer wieder los werden kann. Ein geordnetes Armenwesen giebt es in China nicht, aber die Bettler wissen sich zu helfen. Sie bilden unter sich vollständige Gilden, die hauptsächlich die zahlreichen, nach der Straße zu ganz offenen Läden geradezu tributpflichtig machen. Jeder Ladeninhaber kauft sich lieber mit einigen Kupferstücken frei, als daß er sich der Möglichkeit eines von den Bettlern hervorgerufenen Skandals aussetzt. Denn so etwas ist in chinesischen Augen höchst unpassend, sogar wenn man selbst gar keine Schuld daran hat. Ein Bettler, der in einem Laden täglich etwas Geld zu erhalten gewohnt ist, würde sicher mit einem halben Duzend Kameraden wiederkommen, wenn er einmal abgewiesen werden sollte. Dem sucht man dadurch auszuweichen, daß man seinen Tribut entrichtet, ohne viel zu murren. Aus Menschenfreundlichkeit geschieht es nicht, denn diese Tugend ist in China im allgemeinen ein ziemlich seltenes Gewächs.

Doch giebt es hiervon rühmliche Ausnahmen. Vor einigen Jahren erregte ein Fall dieser Art in Schanghai großes Aufsehen. Eines Tages kam ein armer

Kuli, der durch Ziehen eines der dort viel benutzten zweiräderigen Gefährte (Rickshas) kümmerlich sein Brot verdiente, zu einigen ihm bekannten Ausländern und bat sie, ihm etwas Geld zu geben, damit er seinen gerade verstorbenen Herrn anständig beerdigen lassen könne. Bei näherer Erkundigung stellte es sich heraus, daß der Kuli einen allmählich ins Elend geratenen Europäer, in dessen Dienst er früher gewesen war, jahrelang mit seinen knappen Mitteln unterhalten hatte! Als dieses Lied vom chinesischen braven Manne unter den Fremden von Schanghai bekannt wurde, veranstalteten sie sofort eine Sammlung für den Kuli. Rasch kamen mehrere tausend Mark zusammen, die den Mann in den Stand setzten, ein kleines chinesisches Gasthaus einzurichten.

Sehr ausgebildet ist im Reiche der Mitte die äußerliche Höflichkeit. Man kann behaupten, daß das Unvermögen oder die Unlust der Ausländer, sich auch nur die ersten Erfordernisse der landesüblichen Etikette anzueignen, die Hauptquelle der Verachtung ist, womit die gebildeten Chinesen auf den Fremden hinabsehen. Denn bei ihnen haben die Gebote der äußern Höflichkeit ein sehr viel größeres Gewicht, als bei uns. Sie können die Nachlässigkeit, mit der wir solche Dinge behandeln, gar nicht begreifen. Missionaren und andern Ausländern, die mit Chinesen im Innern zu thun haben, kann man nur raten, sich mehr nach der chinesischen Etikette zu richten, als man bisher im allgemeinen für nötig hielt. Gerade jetzt, wo das Reich der Mitte immer mehr erschlossen wird, ist dieser

Punkt von Wichtigkeit. Wir wollen ihn darum etwas ausführlicher behandeln. Dabei folgen wir einer vor-
trefflichen kleinen Skizze, die der in der Mandschurei
wohnende Missionsarzt Dr. Christie über dieses schwer
zu übersehende Gebiet veröffentlicht hat.

Zunächst ein Wort über die Grußformen. Es gilt
für sehr unhöflich, einen Gruß, und käme er auch
von dem niedrigsten Bettler, nicht auf irgend eine
Weise zurückzugeben. Da es jedoch für einen Aus-
länder nicht leicht ist, die verschiedenen chinesischen
Grußformen zu erlernen, und da er zudem im Reiche
der Mitte stets als Gast angesehen wird, so sollte er
niemals zuerst grüßen, sondern den Gruß abwarten
und ihn dann ebenso erwidern. Alle Beamten und
Soldaten sowie die Mandschuren grüßen auf folgende
Weise: sie beugen das rechte Knie, bis es beinahe den
Boden berührt, während der rechte Arm gerade an der
Seite herabhängt. Kaufleute und andere Chinesen,
die nicht Mandarinen sind, grüßen folgendermaßen:
sie halten die Hände geschlossen und einander berührend
vor sich, verbeugen sich langsam, senken dabei die Hände
bis zu den Knien und heben sie dann langsam wieder
bis zur Höhe des Gesichts auf. Eine Variation dieser
Grußform tritt ein, wenn ein Gast Abschied nimmt:
dann fällt die Verbeugung weg. Begegnet sich Be-
kannte auf der Straße, so machen sie eine halbe Wen-
dung gegen einander, lassen die Arme gerade herunter-
hängen, verbeugen sich und gehen dann weiter. Bei
jeder Grußform ohne Ausnahme müssen die Grüßenden
einander das Gesicht zuwenden.

Will man einem Chinesen einen Besuch machen, so muß man ihm eine chinesische Visitenkarte schicken und anfragen lassen, ob man zu einer bestimmten Zeit willkommen sei. Der Besucher wird vor der Thür begrüßt, und dann folgt eine Reihe von Höflichkeitsbezeugungen, die die Geduld eines Ausländers oft hart auf die Probe stellen. Zunächst muß der Wirt darauf achten, seinen Gast östlich von sich stehen zu lassen. Geht es dann nach dem Austausch von Verbeugungen dem Hause zu, so läßt man den Besucher etwas vorangehen. An der Thür wird er sich lange sträuben, zuerst einzutreten, obwohl er dies schließlich doch thut; das wiederholt sich bei jeder weitem Thür.

Sehr wichtig ist es ferner, dem Besucher den richtigen Platz anzuweisen. In Nordchina ist dies leicht, weil der Ehrensitz immer möglichst nahe bei dem Ofenbett ist. Das Ofenbett ist ein einfacher Aufbau an der dem Eingange gegenüberliegenden Wand, unter den im Winter glühende Steine geschoben werden. In Mittel- und Südchina gilt in einheimischen wie in europäischen Häusern meistens der am weitesten vom Haupteingang entfernte Sitz als Ehrenplatz. Der Gast wird nun aufgefordert, sich zuerst zu setzen, ist aber nicht dazu zu bewegen, sondern läßt sich erst gleichzeitig mit dem Wirte langsam nieder. Der Diener bringt dann Thee. Hat man einen Besucher zum erstenmal bei sich, oder will man sehr aufmerksam sein, so nimmt man dem Diener die gefüllte Tasse ab und reicht sie dem Gaste mit beiden Händen. Er wird sich darauf erheben, mit einigen höflichen Worten die Tasse

mit beiden Händen in Empfang nehmen, und die Aufmerksamkeit in gleicher Weise erwidern. Sitzt man wieder, so läßt man eine kleine Weile verstreichen, ehe man den Gast zum Trinken auffordert. Sobald er die Tasse zum Munde führt, hat man sofort ein Gleiches zu thun, gerade so oft einen Schluck Thee zu nehmen wie er und die Tasse zu derselben Zeit niederzusetzen.

Werden Kuchen oder Früchte gereicht, so muß man dem Gaste selbst mit beiden Händen davon geben. Jeder Besucher pflegt seine eigene Pfeife mitzubringen, aber trotzdem ist es üblich, eine anzubieten, weil das Rauchen eine allgemeine Sitte ist. Feuer wird vom Diener gebracht. Ist es heiß, dann kann man höflicherweise seinen Besuch auffordern, den Hut abzunehmen, indem man zugleich seinen eigenen absetzt; unter allen andern Umständen ist es aber eine Verletzung der Etikette, wenn Männer das Haupt entblößen.

Wer mit Mandarinern bekannt ist, hat wohl darauf zu achten, nicht zwei von verschiedenem Range, die sich noch nicht kennen, zu gleicher Zeit bei sich zu empfangen, da dies beide in eine sehr unangenehme Lage bringen würde. Hat man Besuch, dann muß man ganz gerade sitzen und seine Hände möglichst wenig zeigen. Kurze Ärmel, die das Handgelenk nicht bedecken, sind daher zu vermeiden. Ferner ist folgendes in chinesischn Augen unpassend: die Ellbogen aufzustützen, die Beine übereinanderzuschlagen, die Arme zu verschränken, den Bart zu streichen und die Hände auf den Rücken zu legen.

Wer eine Brille trägt, nehme sie aus Höflichkeit wenigstens für einen Augenblick ab, wenn Besuch kommt.

Steht ein Gast auf, so muß man sich sofort ebenfalls erheben und ihn aus der Thür geleiten. Er wird dies höflich ablehnen, aber man hat gleichwohl geduldig darauf zu bestehen. Besuch von Rang kann sogar erwarten, daß der Wirt so lange an seiner Seite bleibt, bis sich sein Karren oder sein Tragsessel in Bewegung setzt. Alle diese Regeln für Besucher brauchen bei näherer Bekanntschaft nicht streng innegehalten zu werden.

Kommt unangemeldet ein Bekannter, den man aus irgend einem Grunde nicht empfangen kann, so muß man ihm dies gleich durch den Diener mitteilen, da es ungezogen wäre, ihn warten zu lassen. Macht ein Ausländer einen Besuch bei einem Chinesen, so bekommt er den Ehrenplatz. Diesen muß er aber, wenn später etwa ein zweiter Besucher kommen sollte, sofort dem neuen Gast anbieten. Ein Antrittsbesuch darf nicht zu lange dauern. Beim Besteigen oder Verlassen des Karrens oder des Tragsessels muß man sich des Springens oder anderer hastigen Bewegungen enthalten; auch muß man sich mit möglichster Würde in seinem Gefährt niedersetzen. Bei den Neujahrsbesuchen braucht man nicht immer auszustiegen; meistens genügt es, durch den Diener eine Karte mit den üblichen Glückwünschen ins Haus zu schicken. Geht einer auf längere Zeit fort, so sendet er an alle Bekannten Karten.

Zu Neujahr und an einigen andern Festen, sowie

bei Heiraten, Geburten und an Geburtstagen pflegt man Geschenke auszutauschen. Diese müssen stets von chinesischen Visitenkarten begleitet sein. Es ist Sitte, niemals weniger als vier, und immer eine gerade Zahl von Sachen zu schicken. Der Empfänger darf weder alles behalten noch alles zurückweisen. Nichts anzunehmen würde geradezu eine Beleidigung sein. Der Ueberbringer erhält immer ein Geldgeschenk, das oft mehr wert ist, als die paar fast durchweg schäbigen Dinge, die man sich aussuchen kann.

Sehr genau muß man auf die richtige Anrede der Beamten achten. Ein Taotai (Regierungspräsident) oder ein Mandarin noch höhern Grades werden mit „ta-jin“, d. i. „großer Herr“ angedredet. Niedern Mandarinen giebt man zuweilen aus Höflichkeit denselben Titel, meistens redet man sie jedoch mit „talao-yeh“, d. i. „großer alter Mann“ oder einfach mit „lao-yeh“, an. Ist man näher mit einem Mandarinen bekannt, so kann man ihn auch bei seinem Namen nennen, nach dem man sich beim ersten Besuche immer zu erkundigen pflegt. Für alle gebildeten Chinesen, die nicht Mandarinen sind, ist die Anrede „sien-scheng“, d. i. „früher Geborener“ allgemein üblich. In China gilt Alter für eine Ehre, weshalb man sich im Gespräche mit einem Fremden meistens gleich nach seinem Alter erkundigt.

Die vorstehenden hauptsächlichsten Forderungen der chinesischen Etikette mögen uns zwar teilweise lächerlich vorkommen, sie sind den Chinesen aber der Inbegriff aller Höflichkeit und aller Selbstachtung. Sagt doch

der verehrte Weise Konfucius: „Wenn du nicht die Regeln der Schicklichkeit lernst, kann sich dein Charakter nicht ordentlich bilden.“ Für einen Chinesen ist dieses uns wunderbar vorkommende Gewicht, das auf die äußerlichsten Förmlichkeiten gelegt wird, etwas sehr Wesentliches. Denn wieder sagt Konfucius: „Wenn du würdig auftrittst, wird man dich nicht mißachten.“

So angenehm den Fremden nun auch die niemals versagende Urbanität der Chinesen berührt, so giebt es, nach europäischer Auffassung, doch eine unangenehme Lücke in der sonstigen Feinheit ihres Benehmens. In China räuspert sich nämlich hoch und niedrig, alt und jung, Mann und Frau in einer sehr lauten und unschönen Weise ohne irgendwelche Rücksicht auf die Umgebung. Wenn bei plötzlichem Witterungswechsel Erkältungen hinzukommen, dann ist dies manchmal für Ausländer, die viel mit Chinesen zu thun haben, zum Davonlaufen. Man möchte oft lieber selbst eine tüchtige Erkältung ertragen, als dieses ununterbrochene Husten, Niesen und Räuspern seiner Umgebung anhören zu müssen. Aber auch ohne Schnupfen haben einige Chinesen darin eine erstaunliche Leistungsfähigkeit, durch die die Wände ins Wackeln kommen können. Diese im ganzen Reiche verbreitete häßliche Sitte wirkt abstoßend auf jeden, der ein einigermaßen empfindliches Trommelfell für derartige Geräusche hat. Die Chinesen selbst sind ganz unempfindlich dagegen. Heiliger Konfucius, warum hast du deinen Jüngern nicht befohlen, Taschentücher zu gebrauchen!

Neben der allgemeinen Höflichkeit der Chinesen

ist ihre große Friedfertigkeit eine äußerlich stark hervortretende Eigenschaft. Sie haben selbst vor schlechten Gesetzen größere Achtung, als andere Völker. Von allen Asiaten lassen sich die Chinesen wohl am leichtesten regieren, wenn es nur etwas in Uebereinstimmung mit ihren Gewohnheiten geschieht. Wie friedlich das Volk ist, zeigt sich am besten in dem überall leicht zu beobachtenden Umstand, daß Menschen, die sich auf der Straße zanken, niemals durch die Umstehenden aufgeheßt werden. Im Gegenteil, bald erscheinen Friedensvermittler, die zum Guten reden. Zu Schlägen kommt es daher höchst selten. Man kann jahrelang im Lande gelebt haben, ohne daß einem eine tüchtige Prügelei zu Gesicht gekommen wäre. Für einen halbwegs gebildeten Chinesen ist der bloße Gedanke, in einen Straßenskandal verwickelt zu werden; schrecklich, weil er dadurch an „Angeſicht“, d. h. an Achtung verlieren würde. Er könnte sein Gesicht dann nicht so ruhig mehr zeigen.

Dieser Sinn für Schicklichkeit hat viel zu thun mit der Ehrerbietung vor dem Alter. Dies ist der wichtigste Charakterzug der Chinesen. Genau genommen ist es aber weniger ein Charakterzug als eine Staatseinrichtung zu nennen, daß die Kinder den Eltern so gehorsam und treu sind. Denn das Gegenteil wird hart bestraft. Wie bei den Beamten die Verantwortlichkeit, so sehen wir hier den Grundsatz der Abhängigkeit der Kinder von den Eltern bis an die äußersten Grenzen getrieben. Nicht selten werden die Söhne durch die Laster des Vaters, vor allem durch das kostspielige



Opiumrauchen, ruiniert. Niemand kann sich dem entziehen. Für unkindliches Benehmen wird keine Entschuldigung angenommen.

Eine weitere hervorstechende Charaktereigenschaft der Chinesen ist ihre Unaufrichtigkeit. Durch sie wird leider bei vielen Ausländern der erste günstige Eindruck, den die allgemeine Höflichkeit und das gesittete Benehmen im Anfange hervorgerufen hatten, bald teilweise wieder zerstört. Nichts ist dem unter diesem Volke lebenden Europäer auf die Dauer so unangenehm, wie diese Unaufrichtigkeit selbst bei den unbedeutendsten Anlässen. Der Missionar A. Smith führt in seinem sehr empfehlenswerten Buche „Chinese Characteristics“ ein einfaches, aber zutreffendes Beispiel dafür an. Ein Herr fragt seinen Diener: „Hast du Wasser gekocht?“ Antwort: „Ich habe es noch nicht völlig gekocht.“ „Wie, hast du es nicht erst in diesem Augenblick auf's Feuer gesetzt?“ „Ja,“ ist die widerwillig gegebene Antwort. Ähnliche Erlebnisse kann jeder erzählen, der längere Zeit mit Chinesen zu thun gehabt hat. Es ist sehr schwer, sie zu dem kleinsten Eingeständnis zu bringen, und selbst die dümmste Ausrede oder Entschuldigung wird nicht verschmäht. Etwas freimütig zuzugeben scheint gegen ihre Natur zu gehen. Nach jeder Untersuchung, bei der Chinesen beteiligt sind, hat man immer das Gefühl, daß sie nicht alles gesagt haben, was sie wissen. Die wirklichen Gründe für etwas bekommt man selten heraus, und bei einem chinesischen Ultimatum ist gar kein Verlaß darauf, ob es auch wirklich endgültig gemeint sei. Kein Chinese

schämt sich innerlich, wenn er auf einer Unwahrheit ertappt wird, denn eine Lüge gilt bei hoch und niedrig nicht für Sünde. Selbst achtbare Menschen machen, wenn sie auf einer Lüge ertappt werden, ein Gesicht, auf dem deutlich zu lesen steht: daß hätten wir schlauer anfangen sollen!

Mit dieser Unwahrhaftigkeit hängt der allgemeinste gegenseitige Argwohn eng zusammen. Kein Mensch weiß, ob er außer den eigenen Verwandten und Bekannten irgend jemand über den Weg trauen kann.





Samilienleben

Der Chinese zeigt sich in seinem Familienleben von der besten Seite. P. G. von Möllendorff sagt in seinem lehrreichen Buche „Das chinesische Familienrecht“: „Das chinesische Familienleben mit seiner geschlechtlichen Reinheit in Verbindung mit der kindlichen Verehrung der Eltern hat viel zur Erhaltung des chinesischen Staates beigetragen. Alles dreht sich um die Familie als Mittelpunkt, und der Familienkreis mit seinem konservativen Charakter hat einen wohlthätigen Einfluß nach außen ausgeübt. Das chinesische Familienleben braucht einen Vergleich mit dem in mancher Beziehung losen Verbande der europäischen Familie nicht zu scheuen.“

Die Hauptgebräuche bei den wichtigsten Familienereignissen seien hier angeführt, wobei wir größtenteils der Darstellung in Doolittles „Social Life of the Chinese“ folgen.

Verlobungen kommen in China auf ganz andere Weise zustande, als wir dies in Deutschland gewohnt sind. Mehr Ähnlichkeit finden wir schon in Frankreich,

insofern als dort die Eltern von heiratslustigen jungen Herren und Damen immer das Hauptwort zu sprechen haben. Die Chinesen gehen noch weiter, denn bei ihnen haben sich in vielen Fällen weder Braut und Bräutigam noch deren Eltern jemals gesehen, wenn die Verhandlungen wegen einer Verlobung eingeleitet werden. Hierbei bedient man sich stets eines sogenannten Vermittlers. Dies ist eine so strenge Regel, daß es eine sprichwörtliche Redensart geworden ist: „Ohne Vermittler läßt sich keine Verlobung bewerkstelligen.“ Selbst in Fällen, wo die betreffenden Familien schon vorher gut mit einander bekannt waren, weicht man nicht von dieser Regel ab.

Ein solcher Vermittler läßt sich von der Familie des zukünftigen Bräutigams einen roten Zettel geben, worauf dessen Name sowie Stunde, Tag, Monat und Jahr seiner Geburt angegeben sind. Diesen Zettel bringt er entweder in ein ihm bezeichnetes Haus, oder er muß, wenn man ihm keins genannt hat, selbst eins wählen.

Was thut nun die Familie, die so glücklich ist, eine so frohe Botschaft zu empfangen, zunächst? Bei dem allgemeinen Trachten nach Erwerb, das unter den Chinesen herrscht, sollte man annehmen, sie würde sich vor allem nach der Vermögenslage des Heiratskandidaten erkundigen und dem alles andere unterordnen. Aber nein, es giebt etwas, das einem Chinesen bei derartigen Anlässen noch wichtiger ist, als selbst der Geldpunkt. Er will Gewißheit haben, daß kein böser Stern über der Angelegenheit waltet. Deshalb ist

sein erster Schritt, sich an einen möglichst angesehenen Wahrsager und Zeichendeuter zu wenden, deren es unter dem abergläubischen Volke eine Menge giebt. Der Wahrsager setzt seine große Hornbrille auf und betrachtet tiefsinnig die vier, die Geburtszeit des jungen Mannes angehenden Schriftzeichen auf dem roten Zettel, und dann die vier Zeichen auf dem Zettel der jungen Dame. Findet er nun, daß diese acht Schriftzeichen nicht gut zusammen passen, so kann aus der beabsichtigten Heirat nichts werden. Hat er jedoch nichts daran auszusetzen, dann bringt der Vermittler beide roten Zettel an die Familie des zukünftigen Bräutigams zurück. Diese giebt sich nun nicht etwa mit dem Bescheide des einen Wahrsagers zufrieden, sondern sie befragt ihrerseits auch noch einen. Daß der zweite derselben Meinung sei, wie der erste, ist durchaus nicht gesagt, denn gelehrte Leute stimmen überall auf der Welt nicht oft in ihren Ansichten überein. Ist das indessen der Fall, so ist diese Seite der Sache doch immer noch nicht erledigt. Vielmehr müssen erst drei Tage vergehen, wo nichts vorfällt, das Unglück bedeuten könnte. Das Zerbrechen eines Hausgeräths oder der unerklärliche Verlust irgend eines Gegenstandes in einem der beiden Häuser würden z. B. sofort die beabsichtigte Verlobung verhindern.

Geht in dieser Beziehung alles gut, dann schreitet man zu einer Formalität, die vollkommen unserm Auswechseln von Verlobungsringen entspricht. Es werden nämlich zwei mit rotem Papier überklebte Karten aus starker Pappe besorgt. Auf der einen dieser

Karten, die mit einem goldenen Drachen geschmückt ist, verzeichnet die Familie des Bräutigams die Namen von Vater, Sohn und Vermittler sowie die genaue Zeit der Geburt des Heiratskandidaten, und schickt sie in das Haus der Erwählten. Hier wird sie als Verlobungszeugnis aufbewahrt. Ebenso macht man es im Hause der Braut mit der andern Karte, nur daß diese statt eines Drachens ein goldener Phönix schmückt. Beide Dokumente pflegt man in feierlicher Weise vor dem Ahnenschreine der Familie unter Anzündung von Kerzen und Verbrennung von Weihrauch zu schreiben, da die Chinesen die Auffassung haben, daß der Himmel oder das Schicksal selbst diese Verbindungen herstelle. Die Kerzen zündet man auch bei hellem Tage an, weil ihr Licht nach dem Glauben des Volkes die bösen Geister fernhält.

Nach dem Austausch der Karten ist die Verlobung rechtsgültig. Sie darf dann nur aus sehr schwerwiegenden Gründen wieder aufgehoben werden. Dies kommt auch nicht oft vor, obgleich die Verlobungszeit oft Jahrzehnte lang dauert, da die Kinder nicht selten schon im frühesten Alter, ja zuweilen bereits vor der Geburt für einander bestimmt werden.

Einige Wochen vor der Hochzeit muß wieder der Wahrsager heran, da sich niemand getrauen würde, ohne ihn einen glückverheißenden Tag dafür auszuwählen. Außer dem Tage für die Hochzeit setzt aber der Zeichendeuter auch noch fest, wann einige andere auf die Hochzeit bezüglichen Verrichtungen am besten ausgeführt werden, wie das Zuschneiden der Festkleider

und die Anfertigung der Stickerei für die Kissen des Brautbettes.

Die nächste Sorge für die Familie der Braut ist die Anfertigung des Hochzeitskleides, und für die des Bräutigams die Auswahl der Geschenke, die man schicken will. Hierbei kommt, wie überall auf der Welt, im allgemeinen viel auf die Mittel an, die aufgewendet werden können. Aber in einer Beziehung ist Gleichheit da bei der Hochzeit des ärmsten wie des reichsten Mannes: die Güte der Hochzeitskuchen wird allenthalben nur wenig verschieden sein, da man sie in ganz China auf dieselbe Weise herstellt. Diese Kuchen, die ungefähr einen Zoll dick sind, einen Durchmesser von einem Fuß haben und mehr als ein Pfund wiegen, werden aus Weizenmehl gemacht und enthalten in der Mitte etwas Zucker und Schmalz sowie kleine Stücke fetten Schweinesfleisches. Wie das meiste chinesische Gebäck, wollen sie einem europäischen Gaumen nicht recht munden. Die Menge, die man sendet, schwankt zwischen einigen Duzend und mehreren hundert.

Außerdem schenken auch ärmere Familien immer neben mancherlei kleinern Kuchen eine Summe Geldes, deren Höhe vorher ausgemacht wird. Davon bestreitet dann die Familie der Braut die Ausstattung oder einen Teil derselben. Ferner darf Seide nicht fehlen; wenn es irgend angeht, soll man wenigstens fünf Sorten geben. Wohlhabende Familien pflegen bei den Hochzeitsgeschenken nicht zu knausern. Am meisten beliebt sind feine Seidenstoffe, kostbarer Haarschmuck, Armbänder und ähnliche Sachen für Damen. Schließlich

ist noch zu erwähnen, daß immer ein Pärchen Haustiere die Geschenke begleitet, gewöhnlich ein Hahn und eine Henne oder auch ein Gänserich und eine Gans oder ein Ziegenbock und eine Ziege.

Es würde höchst unschicklich sein, wollte die Familie der Braut sämtliche Geschenke behalten. Die Sitte, dies nicht zu thun, ruft auf den ersten Blick den Eindruck der Bescheidenheit hervor. Er schwindet jedoch bald wieder, wenn man erfährt, daß wohlweislich alles Geld und Seidensachen behalten werden, und man nur einen Teil der minderwertigen Dinge mit einer Visitenkarte zurückschickt. Von den Tieren nimmt man nur die männlichen an.

Die zurückgesandten großen Hochzeitskuchen werden in Stücke zerschnitten, die man an Verwandte oder sehr nahe Bekannte giebt, um hierdurch anzudeuten, daß man ihnen auch bald das glückliche Ereignis einer Verlobung wünscht.

Nachdem kurz vor der Hochzeit der Bräutigam seiner Auserwählten noch einmal einige Geschenke verehrt hat, unter denen lange Fadennudeln als Symbol langen Lebens nicht fehlen dürfen, kommt die Reihe des Gebens an die Familie der Braut. Zunächst muß sie einen roten Zettel mit einem Verzeichnis der Möbel und sonstigen Gegenstände, sowie der Anzahl der Kulis, die die Sachen schleppen sollen, in das Haus des Bräutigams schicken. Diese Sitte ist nun nicht etwa aus dem Bestreben entsprungen, freudige Ueberraschungen zu bereiten und die Erwartung anzuspannen. Nein, dazu ist der Chinese viel zu prosaisch. Man

weiß schon ungefähr, was man zu erwarten hat, da es im Reiche der Mitte fast unmöglich ist, Geheimnisse zu wahren. Die vorherige Anzeige dient nur zu dem nüchternen, aber für Chinesen sehr bezeichnenden Zweck, daß der Empfänger das nötige Trinkgeld für die oft zahlreichen Träger bereit halten kann.

Die Ueberbringung der Aussteuer wird von hoch und niedrig als eine ungemein wichtige Angelegenheit betrachtet. Jede Familie sucht die Sachen, die sie giebt, auf der Straße in möglichst vorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Liegen zufällig die Häuser von Braut und Bräutigam nahe bei einander, so müssen die Eltern schon recht mittellos sein, wenn sie der Versuchung widerstehen sollen, die Kulis anzuweisen, einen Umweg durch mehrere Straßen zu machen. Großer Aufwand wird bei solchen Gelegenheiten in den höchsten Kreisen in Peking getrieben. Der Verfasser hat dort einmal einen endlosen Zug von Karren mit der Aussteuer einer Braut aus der kaiserlichen Familie gesehen. Der Wert der Sachen wurde auf 40—50 000 Mark geschätzt, wobei es sich nicht um teuern Schmuck, sondern lediglich um Haushaltungsgegenstände handelte, wie immer in solchen Fällen. Hohe Mandarinen suchen dem Beispiele des Hofes nachzueifern. Aber auch gewerbtreibende Kreise lassen sich meistens die Aussteuer einer Tochter viel kosten, obwohl sonst unter den im allgemeinen ehrlich arbeitenden chinesischen Großkaufleuten viel mehr besonnene Sparsamkeit zu finden ist, als unter den oft unredlichen Beamten. Die Mandarinen hoffen immer, außergewöhnliche Ausgaben schon

durch eine etwas stärkere Anziehung der Steuerſchraube decken zu können.

Wenn nun auch die wohlhabenden Kreiſe das von der Familie des Bräutigams geſchickte Geld nicht brauchen, ſo hat es die große Menge der wenig bemittelten oder armen Chineſen deſto nöthiger. Sehr oft iſt eine Familie einfach außerſtande, eine Tochter zu verheirathen, wenn ſie nicht die nöthige Summe für die Aussteuer erhält. Hieraus wird wohl die Auffaſſung entſtanden ſein, die man zuweilen hören oder leſen kann, daß die Chineſen ihre Töchter verkauften. Dieß iſt in juriftiſchem Sinne vielleicht richtig, aber gleichwohl iſt es nicht das, was man gewöhnlich unter einem Kaufe verſteht. Denn die geſchickte Summe wird nur für den einen beſtimmten Zweck benutzt, kommt alſo lediglich dem jungen Paare zu Gute, nicht aber den Eltern der Braut.

Einige Tage vor der Hochzeit erhält das Brautbett einen beſtimmten Platz, wobei man wieder einen Zeichendeuter zu Räte zieht. Noch eine ganze Weile nach der Vermählung muß dieſer Platz derſelbe bleiben, weil eine Veränderung für unheilvoll gilt.

Die letzte Pflicht der Braut, die ſie im Hauſe ihrer Eltern zu verrichten hat, iſt die, am Vorabende der Hochzeit den Tafeln mit den Familiennamen ihrer Ahnen Verehrung zu erweiſen und vor Vater und Mutter, vor den Großeltern und vor den etwa anweſenden Oheimen und Tanten niederzuknieen. Alles dieß geſchieht in ihren Hochzeitskleidern. Deßhalb giebt dieſe Zeremonie den weiblichen Mitgliedern der Fa-

milie zugleich) Gelegenheit, mit forschenden Blicken nachzusehen, ob auch alles gut sitzt. Das ist in China eine ebenso wichtige Sache wie bei uns in ähnlichen Fällen.

Ist der Hochzeitmorgen herangekommen, so nimmt die Braut gewöhnlich schon sehr früh von ihrem elterlichen Hause Abschied, meistens zwischen fünf und sechs Uhr; den genauen Zeitpunkt läßt man wieder den Wahrsager festsetzen. Vorher wird ihr etwas zu essen angeboten, aber es scheint allgemein Sitte geworden zu sein, daß sie nichts davon genießt, dafür aber, ebenso wie ihre Mutter, möglichst viele Thränen vergießt.

Der Tragsessel, der die Braut in das Haus des Bräutigams bringen soll, wird von diesem besorgt, ebenso wie die vier Träger und eine Anzahl von Musikanten, die mit ihrer eintönigen, aber chinesischen Ohren sehr angenehm klingenden Musik den Zug begleiten. Der Sessel ist stets rot, und Träger wie Musikanten haben Kappen mit roten Troddeln. Ihr sonstiger Auspuß richtet sich nach der Wohlhabenheit der beteiligten Familien. Reiche Leute lassen diese oft sehr schmierigen Kulis zuweilen in feinen Gewändern einherstolzieren, was unwiderstehlich auf die Lachmuskeln eines Ausländers wirkt, aber einem Chinesen nur Achtung einflößt.

Hat die Braut ihren Platz im Tragsessel eingenommen, so kann sich der Zug in Bewegung setzen. Die Musik beginnt kräftig zu spielen, und es werden eine Menge Schwärmer losgebrannt. Dieses Gefnatter, das man bei allen festlichen Gelegenheiten hört,

ist für jeden Chinesen ein großes Vergnügen. Oft wird solches Feuerwerk deshalb jetzt wohl nur ein Ausdruck der Freude sein; aber der ursprüngliche Beweggrund, dessen man sich im allgemeinen auch noch bewußt ist, ist der, durch den Lärm die bösen Geister zu verschrecken.

Voran im Zuge gehen zwei Männer mit gewaltig großen, brennenden Laternen, auf die in mächtigen roten Schriftzeichen der Name des Bräutigams geklebt ist. Darauf folgen zwei ganz ähnliche Laternen mit den Namenszügen der Braut. Den Schluß bilden einige Brüder oder nahen Freunde des Bräutigams und der Braut nebst deren Dienern.

Etwa halbwegs zwischen den Häusern der beiden Familien hält der Zug, worauf sich die Freunde der Braut und die des Bräutigams einander gegenüberstellen und Karten mit den Namen der beiden Familien austauschen. Nachdem die Brüder oder Freunde der Braut die Karte mit dem Familiennamen des Bräutigams empfangen haben, kehren sie nebst ihren Laternenträgern und Dienern um und lassen die andere Hälfte des Zuges mit der Musik allein weitergehen. Von diesem Augenblick an trägt die Braut den Namen ihres Bräutigams, so daß also derjenige Teil der Hochzeit, der bei uns dem Standesamt entspricht, in China auf offener Straße abgemacht wird. Man kann daher nun von einer jungen Frau sprechen. Diese ist sehr häufig von der Zeit an, wo sich ihre eigenen Freunde entfernen, für den ganzen übrigen Teil des Hochzeitstages unter Menschen, die ihr bis dahin sämt-

lich fremd waren. Nur einige ihrer Dienerinnen bleiben stets bei ihr.

Ist der Zug vor dem Hause des jungen Mannes angelangt — fast immer wohnt dieser mit seiner Frau zunächst bei seinen Eltern — so werden eine Unmenge Schwärmer losgeknallt, und die Musikanten spielen möglichst kräftig darauf los. Währenddessen helfen die Dienerinnen ihrer Herrin beim Aussteigen aus dem Tragsessel. Dabei kommt dann, gerade wie bei uns, viel Volk zusammengelaufen, das jedoch nichts von den Zügen der jungen Frau sehen kann, denn sie hat seit dem Verlassen der elterlichen Wohnung eine Kapuze über dem Kopfe, die das Gesicht völlig verhüllt.

Beim Herannahen des Hochzeitzuges verschwindet der junge Gemahl aus der Schar seiner Verwandten und Freunde, die sich zur Feier des Tages versammelt haben, und stellt sich im Schlafgemach bei dem Brautbett auf, das Gesicht gegen dieses gekehrt. Sobald die junge Frau in Begleitung ihrer Dienerinnen herkommt, dreht er sich um. Beide setzen sich nun auf die Kante des Bettes, wobei es bei entschlossenen Naturen nicht selten zu einem höchst ergötzlichen kleinen Gefechte kommt. Den stets abergläubischen Chinesen liegen nämlich bei solchen Gelegenheiten allerlei Vorbedeutungen im Sinne. So nehmen sie an, daß diejenige von den beiden Personen Herr im Hause werden werde, der es gelingt, beim Hinsetzen auf die Bettkante einen Teil des Kleides der andern Person unter das eigene Kleid zu bringen. Ist die junge Dame schlichtern und verlegen, so läßt sie hierbei den Mann gewähren;



Chinesisches Brautpaar



aber manchmal weiß sie ihm auch mit weiblicher Geschicklichkeit entgegenzuarbeiten. Das Paar sitzt hierauf in vollständigem Schweigen einige Augenblicke nebeneinander, worauf sich der junge Mann erhebt und das Brautgemach verläßt.

Er erwartet seine Auserwählte sodann im Empfangszimmer, um mit ihr zusammen vor einem hier errichteten Opfertische niederzuknieen. Bei dem Scheine der Kerzen und dem Dufte des Weihrauchs beten sie zu Himmel und Erde und zu den auf dem Tische stehenden Ahnentafeln des Mannes. Auch jetzt ist die junge Frau noch immer tief verhüllt, obwohl sie von dem Zuckerwerk, dem Wein und dem Honig genießen muß, die bei solchen Anlässen nicht fehlen dürfen. Eine Dienerin reicht ihr diese Sachen unter die Kapuze. Von demselben Stück Backwerk zu genießen und aus denselben Gefäßen zu trinken, wird dabei für das junge Paar als ein Symbol einer friedlichen und harmonischen Ehe angesehen.

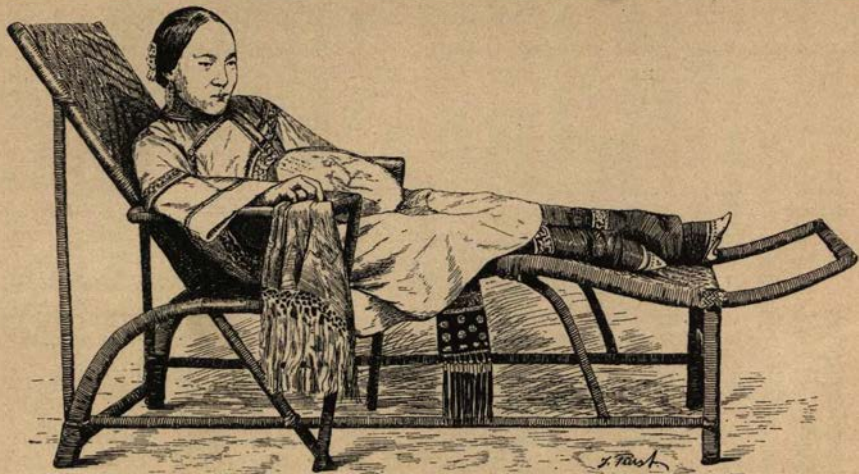
Sind diese in chinesischen Augen sehr wichtigen Ceremonien mit der nötigen Schicklichkeit erledigt, so verläßt die Frau ihren Mann, um das schwere seidengestickte Oberkleid und die Kapuze abzulegen und ihre eigentlichen Hochzeitsgewänder anzuziehen. Nach vollendeter Toilette kommt ihr Mann in ihr Zimmer, wo inzwischen das Hochzeitsmahl aufgetragen ist. Dies muß für viele Chinesen ein ungemein erwartungsvoller Augenblick sein, und zwar nicht etwa wegen der in Aussicht stehenden leiblichen Genüsse, sondern weil oft genug jetzt ein Mann zum erstenmal die Züge seiner

Frau sieht. In den seltensten Fällen hat er sie vorher schon häufig zu Gesicht bekommen, und in keinem Falle schon am Hochzeitstage.

Beim Mahle selbst spielt die junge Frau nach unsern Begriffen eine etwas wunderliche Rolle, denn sie darf nichts genießen, nicht einmal von den guten Dingen, die ihre Eltern eigens für sie zu schicken pflegen. Annehmen muß man diese Delikateffen, aber sofort verwenden kann man sie nicht. Die Frau hat in ehrbarem Schweigen und in möglichst würdiger Haltung dabeizusitzen, wenn sich ihr Herr Gemahl von ihren Dienerinnen bedienen und es sich gut schmecken läßt. Da die Thür zum Empfangszimmer offen bleibt, so können die Eltern des Mannes und die eingeladenen Gäste die junge Frau von dort aus mit kritischen Blicken mustern, um zu sehen, ob sie sich auch in jeder Beziehung korrekt zu benehmen weiß.

Die männlichen Verwandten des Mannes und die Gäste, worunter sich zunächst keine weiblichen Personen befinden, setzen sich am Nachmittage im Empfangszimmer zum Hochzeitschmause nieder. In einigen Gegenden Chinas wird von allen Menschen, die einer Einladung zur Hochzeit folgen, erwartet, daß sie ein Geldgeschenk mitbringen, womit sich manchmal ein beträchtlicher Teil der Kosten bestreiten läßt.

Die beiden großen Kerzen, die bei der Anbetung von Himmel und Erde im Empfangszimmer gebraucht worden sind, bringt man darauf brennend ins Brautgemach. Hier werden sie gegen Abend durch besonders große Exemplare ersetzt, die bis zum Morgen oder noch



Eine vornehme chinesische Frau



länger brennen. Niemand würde wagen, sie auszulöschen, und es gilt für ein sehr unheilvolles Zeichen, wenn sie von selbst ausgehen. Geschieht dies während der Brautnacht, so bedeutet das nach der Meinung des Volkes, daß dem Paare ein vorzeitiger Tod bevorsteht. Sind die Lichter schließlich beide ungefähr zu derselben Zeit zu Ende, dann glaubt man, Mann und Frau würden ungefähr zur gleichen Zeit sterben. Träufelt das Wachs oder das Stearin an den Seiten herunter, so hält man dies für ein Vorzeichen von viel Kummer und Sorge oder von häuslichem Unfrieden.

Auf einen einzigen Tag werden die Hochzeitsfeierlichkeiten nur bei recht armen Leuten beschränkt. In diesem Falle nehmen die Männer ihr Hochzeitsmahl schon am Vormittage, und die eingeladenen Weiber das ihrige am Nachmittage ein. In den meisten Fällen feiern die Frauen jedoch erst am zweiten Tage.

Hat das junge Paar das Brautgemach am Morgen nach der Hochzeit unter dem Abbrennen von zahllosen Schwärmern verlassen, so muß es zunächst den Ahnentafeln der Familie und allen lebenden, anwesenden Gliedern der älteren Generationen seine Verehrung erweisen. Mann und Frau knien dabei nieder und berühren mit dem Haupte den Boden. Ist von den Großeltern oder den Eltern jemand verstorben, dann stellt man die Ahnentafel mit dem Namen der betreffenden Person auf den Stuhl, worauf sie sonst sitzen würde.

Nach Erledigung dieser Pflicht kommt eine andere, gleichfalls sehr wichtige an die Reihe: dem Gott der

Küche Verehrung zu erweisen. Essen und Trinken sind ja überall wichtige Angelegenheiten, aber in China doch in noch höherem Maße als in Europa. Denn da der größte Teil des Volkes in geistiger Beziehung stumpf dahinglebt, so drehen sich die Gedanken der meisten Chinesen in erster Linie um Gelderwerb und in zweiter um das Essen. Diese beiden Gegenstände bilden fast die ausschließliche Unterhaltung von Leuten aus dem gewöhnlichen Volke. Der Gott der Küche ist also eine einflußreiche Persönlichkeit. Ein neuvermähltes Paar geht deshalb am zweiten Morgen in die Küche und kniet dort vor dem Bildnis dieses Götzen nieder. Man glaubt auf solche Weise der jungen Frau bei allen Kochversuchen von Anfang an die wohlwollende Hilfe des Küchengottes zu sichern. Eine Unterlassung der Ehrfurchtsbezeugung würde er sichtlich übel vermerken.

Am dritten Tage pflegen die Eltern der jungen Frau dem Paare eine Einladung zu einem Besuche zu schicken. Die Ueberbringer sind die Brüder der Frau oder, wenn sie keine hat, andere männliche Verwandte von ihr. Zum erstenmal, seit sie verheiratet ist, sieht sie also jetzt nahe Verwandte, und bald darauf auch ihre Eltern. Diese senden die beiden erforderlichen Tragessel. Aber wie die Chinesen so vieles anders machen als wir, so brechen jetzt die beiden Sessel auch nicht zusammen auf, sondern einer nach dem andern. Desgleichen würde es unschicklich sein, wenn beide zu derselben Zeit am Ziele anlangten, wie man überhaupt im Reiche der Mitte Mann und Frau niemals öffent-

lich bei einander sieht. Die junge Frau geht voraus. Ihr Tragsessel ist bei dieser Gelegenheit von der gewöhnlichen Sorte, aber vorn ist für diesen Gang eine kleine Malerei angebracht, die als Amulet gegen böse Geister wirken soll. Sie stellt einen grimmig dreinblickenden, auf einem Tiger sitzenden Mann dar, der ein Schwert schwingt, wodurch alle Alben und Kobolde vertrieben werden. Nach dem Glauben des Volkes hatten eben erst verheiratete junge Frauen in frühern Zeiten viel von bösen Geistern zu leiden, was sie oft krank machte, bis man sich endlich an einen, als großen Magier bekannten taoistischen Priester wandte. Dieser hatte auch wirklich eine solche Gewalt über die Kobolde, daß er sie sämtlich vertrieb. Seitdem genügt für ähnliche Zwecke die bloße Abbildung seiner Heldenthat, weil sich die bösen Geister noch immer nicht von ihrem Schrecken darüber erholt haben.

Bei der Ankunft des Tragsessels der jungen Frau am väterlichen Hause fehlen die unvermeidlichen Schwärmer nicht. Während sie knattern, wird der Sessel in den Empfangsraum getragen, wo die Frau aussteigt. Ihr Gatte hält dagegen eine kurze Strecke vom Hause entfernt an, wo einer seiner Schwäger oder ein anderer Verwandter ihn begrüßt und ihn ins Empfangszimmer führt. Hier kann er sich zunächst durch drei Tassen Thee und drei Pfeifchen Tabak — die stets nur wenige Züge enthalten — stärken, was sehr erwünscht sein muß, da nachher die Reihe des Fastens an ihn kommt. Sodann besucht er seine Schwiegermutter in ihrem Zimmer und wechselt einige

passende Worte mit ihr, die keine unglückliche Bedeutung haben dürfen. Darauf muß er mit seiner Frau zusammen, die er bei ihrer Mutter vorfindet, seinen Schwiegereltern und allen andern anwesenden ältern Verwandten durch Knieen und Berühren des Bodens mit dem Haupte seine Verehrung erweisen. Ist dies geschehen, so darf es sich die junge Frau im Zimmer ihrer Mutter mit dieser und einigen andern weiblichen Verwandten wohl sein lassen. Ihr Gemahl wird zwar von seinen Schwägern aufgefordert, im Empfangszimmer einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, aber die Sitte heischt, daß er nur sehr wenig genießt, und wenn ihn auch der schrecklichste Hunger plagen sollte. Unter diesen Umständen sucht er sich baldigst loszumachen, um in seinem Tragsessel heimzukehren, während seine Frau erst später folgt.

Hier mögen noch einige eigenartige Folgen der chinesischen Art der Verlobung angeführt werden. Sollte ein Verlobter sterben, so sind die Eltern der Braut gewöhnlich bemüht, es vor ihr zu verheimlichen und sie baldigst wieder zu verloben. Dabei vermeiden sie sorgfältigst jede Erwähnung des Todesfalls, weil die Familie manches wünschenswerten Bräutigams, wenn sie davon hörte, viel zu abergläubisch sein würde, die Verbindung mit der jungen Dame nicht für ein Unglück zu halten. Andere nehmen es hierin jedoch nicht so genau, besonders, wenn das Mädchen eine gute Partie ist. Können die Eltern der Braut den Tod ihres Bräutigams nicht verbergen, dann suchen sie alles aufzuwenden, ihre Einwilligung zu einer

zweiten Verlobung zu erhalten. Häufig gelingt ihnen das, zuweilen jedoch nicht. Einige Bräute weigern sich standhaft, sich noch einmal zu verloben, und verlangen, bei den Eltern ihres verstorbenen Bräutigams als dessen Witwe zu wohnen. Dann dürfen ihre Eltern sie nicht zwingen, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Die Vorbereitungen für die Hochzeit gehen in diesem Falle ganz in der gewöhnlichen Weise vor sich, nur mit dem Unterschiede, daß auf jedes Stück der Mitgift als Zeichen der Trauer ein Blatt weißes Papier geklebt wird. Auch darf das Mädchen nicht in einem roten Tragsessel sitzen, sondern muß einen gewöhnlichen schwarzen oder blauen nehmen. Im Hause ihrer Schwiegereltern legt sie Trauerkleidung an, wehklagt um ihren toten Bräutigam und lebt dann in großer Zurückgezogenheit. Man behauptet, eine derartige Entsagung fände sich jetzt seltener als in frühern Zeiten. Der Familie, die eine solche sogenannte Witwe aufzunehmen hat, ist dies fast immer recht unbequem. Zudem muß sie fortwährend in Angst sein, daß die Schwiegertochter eines schönen Tages des langweiligen, zurückgezogenen Lebens überdrüssig werden und das Verlangen haben könnte, sich wieder zu verloben. Dies würde aber höchst unpassend sein und dem Hause daher Schande bringen. Andererseits ist die Ehre groß, wenn die verwitwete Braut ihrem Vorsatze wirklich bis zu ihrem Tode treu bleibt. Dann ist ihr ein großes steinernes Denkmal sicher, das in solchem Falle jedesmal auf besondere Verfügung des Kaisers errichtet wird.

Stirbt eine Braut nicht lange vor dem Zeitpunkt,

wo man die Hochzeit zu halten gedachte, so ist es Pflicht des Bräutigams, sich in das Elternhaus der Verstorbenen zu begeben und am Sarge zu trauern. Sodann bittet er sich ein paar Schuhe aus, die das junge Mädchen bislang getragen hat. Diese nimmt er mit nach Hause, wobei er drei Stangen brennenden Weihrauch in der Hand tragen muß. An den Straßenecken, die zu passieren sind, ruft er den Namen der Toten und fordert sie auf, ihm zu folgen. Erreicht er sein Haus, so teilt er ihr dies mit. Die Schuhe werden in einem passenden Zimmer auf einen Stuhl an einem Tisch gestellt, worauf zwei Jahre lang täglich auf diesem Tische Weihrauch verbrannt wird. Nach Ablauf dieser Zeit stellt man eine Tafel mit dem Namen der Verstorbenen zu den übrigen Ahnentafeln der Familie des jungen Mannes. Durch alles dies soll bekundet werden, daß das Mädchen trotz seines Todes den Platz einer rechtmäßigen Gemahlin erhalten hat, gerade als ob sie ihn bei Lebzeiten ausgefüllt hätte.

Viele Leser könnten geneigt sein, anzunehmen, für die meisten Chinesen sei eine derartige Zeremonie gewiß leerer Hokusfokus. Mit nichten! Wir Abendländer vermögen uns gar keinen Begriff davon zu machen, wie dieses Volk, das doch in anderer Beziehung wieder so sehr nüchtern ist, über die Geisterwelt denkt. Ein so erfahrener und besonnen urteilender Mann wie der deutsche Missionar Dr. Faber in Schanghai, der schon seit vielen Jahrzehnten in China ist, sagt z. B., es sei für jeden Ausländer einfach eine Unmöglichkeit, den erstaunlichen Geisterglauben der Chinesen zu begreifen.

Nur sehr wenige Menschen im großen Reiche der Mitte sind davon frei.

In ärmern Familien sucht man die Hochzeit häufig aus Geldmangel hinauszuschieben. Dann muß regelmäßig wieder der Vermittler heran, der die Verlobung zustande gebracht hat, und muß drängen. Sind die Verwandten des Bräutigams wohlhabend, die der Braut aber nicht, so verlangt die Familie der Braut oft noch mehr Geld, ehe sie die Hochzeit zustande kommen läßt. Nach dem Charakter der Chinesen kann sich daher jeder leicht denken, daß sie diesen Hebel häufig und manchmal auch ohne einen wirklich zwingenden Grund ansetzen.

Geht dem Bräutigam bei wiederholter Verschleppung auf der andern Seite die Geduld aus, so hat er das Recht, seine Braut aus dem Hause ihrer Eltern zu entführen. Er darf dies aber nur in eigener Person thun, kann sich indessen dabei von zuverlässigen Verwandten oder Freunden begleiten lassen. Zu dem Zweck hält er einen gewöhnlichen schwarzen Tragsessel bereit, entweder nahe bei der Wohnung seiner Braut, oder an einem Orte, wo sie vorbeizukommen pflegt. Finden die Verschwörer das Mädchen, dann ergreift ihr Verlobter sie, wirft ihr ein Tuch über den Kopf und hebt sie in den Sessel, worauf sie in das Haus seiner Eltern getragen wird. Dabei geht er dem Tragsessel voran, und seine Freunde gehen zur Seite desselben. Niemand ist befugt, eine solche Entführung zu hindern, ausgenommen die Eltern der Braut. Diese sind aber nicht oft zur Stelle, und selbst wenn sie es sind, werden

sie sich dem Vorhaben des Bräutigams selten widersetzen, um ungehöriges Aufsehen auf offener Straße zu vermeiden. Nach einem solchen Vorfalle geben sie meistens klein bei, und die Hochzeit findet dann in der gewöhnlichen Weise statt.

Ein Bräutigam muß sich sehr vorsehen, daß er nicht irrtümlich ein falsches Mädchen entführt, weil ihn dessen Familie für einen derartigen, ihr angethanen Schimpf sicherlich vor den Richtern ziehen und ihm eine strenge Bestrafung erwirken würde. Ein Versehen dieser Art ist gar nicht ganz selten, weil in vielen Fällen niemand von der Entführungspartei die Braut von Ansehen kennt.

Wir müssen nun ein paar Angaben über Ehescheidung bei den Chinesen machen. Ehescheidung ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, weil der Mann nicht nötig hat, sich an einen Mandarinen zu wenden, falls er sich von seiner Frau trennen will. Vielmehr kann er dies aus eigener Machtvollkommenheit thun, wenn er ihr etwas von den folgenden sieben Fehlern und Sünden nachzuweisen vermag: unkindliches Benehmen gegen ihre Schwiegereltern; Ehebruch; Eifersucht; große Schwachhaftigkeit; Diebstahl; ein unheilbares Leiden, wie z. B. Aussatz; Unfruchtbarkeit. Die letzten beiden Gründe gelten indessen nicht recht für voll, wenigstens nicht in gebildeten Kreisen. Ueberhaupt kommen Ehetrennungen in ganz China selten vor. Die Frau ist durch drei Bestimmungen einigermaßen davor geschützt, daß ihr Mann sein Recht zur Trennung mißbrauchen könnte. Hat sie nämlich ihre

Schwiegereltern bis zu deren Tode gepflegt, oder ist ihr Mann während ihrer Ehe ins Amt gekommen oder reich geworden, oder sind ihre Eltern und Brüder alle verstorben, so daß sie keinen Zufluchtsort hat, dann darf ihr Mann sie nur aus sehr schwerwiegenden Gründen verstoßen.

Eine Frau hat niemals das Recht, zu verlangen, von ihrem Manne getrennt zu werden, mag er sie auch noch so schlecht behandeln, und mag er ein Dieb und ein Gauner sein. Der Gedanke gar, daß eine Frau wegen ehelicher Untreue ihres Mannes die Trennung verlangen könnte, würde einem Chinesen nur ein erstauntes Lächeln entlocken. Alle Orientalen haben bekanntlich in diesem Punkte sehr freie Ansichten, und die Chinesen machen hiervon keine Ausnahme. Im ganzen ist jedoch die Stellung der Frau in China unzweifelhaft besser als in den meisten andern orientalischen Ländern. Das liegt wohl zum guten Teil in dem ganzen Charakter des Volkes, das wenig zu Gewaltthätigkeiten neigt und vor allen Dingen gern heftige Scenen, die Aufsehen erregen müssen, vermeidet. Schon aus diesem Grunde wird ein Chinese, der etwas auf sich hält, seine Frau nicht leicht mißhandeln. Würde es doch sehr wider seine Selbstachtung gehen, wenn sie Lärm schläge.

Mag die chinesische Frau nun auch insofern ein erträgliches Dasein haben, als sie von Seiten ihres Mannes nicht oft brutaler Behandlung ausgesetzt ist, so wird doch so gut wie gar nichts gethan, ihre geistigen Anlagen nur etwas zu wecken. Der Prozentsatz der

Frauen, die lesen und schreiben können, ist ganz gering. Aber sie empfinden dies nicht, weil sie es seit vielen Jahrhunderten so gewohnt gewesen sind. Da nun beim chinesischen Manne die geistigen Interessen, wenn auch in einseitiger Weise, früh geweckt werden, so besteht im Reiche der Mitte in dieser Beziehung eine große Kluft zwischen Mann und Frau, die sich nur durch eine allgemeine gute Schulbildung der jungen Mädchen wird überbrücken lassen. An Fähigkeiten fehlt es ihnen nicht, wie die Missionschulen beweisen, in denen sich häufig recht begabte Schülerinnen finden. Diese sind ihren Lehrern gewöhnlich nicht wenig dankbar dafür, daß sie sie aus der geistigen Dede, die im allgemeinen noch bei den chinesischen Frauen herrscht, hervorgezogen haben.

Begüterte Chinesen besitzen oft mehrere Nebenweiber. Auch weniger bemittelte Menschen nehmen sich eine zweite Frau, falls die erste ihnen entweder keine Kinder, oder nur Töchter geboren hat. Denn da ausschließlich Söhne die Zeremonien bei der Verehrung der Ahnen leiten dürfen, so sieht es jeder Chinese als unerläßlich an, wenigstens einen Sohn zu haben, der ihm nach seinem Tode die nötigen Ehren erweisen kann. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb im Reiche der Mitte nur die allerärmsten Menschen unvermählt sind. In sämtlichen andern Klassen des Volkes kommen gar keine Junggesellen vor.

Familien, die etwas auf sich halten, geben ihre Töchter nicht zu Nebenfrauen her. Diese sind der ersten Frau vollständig untergeordnet, als ob sie ihre

Dienerinnen wären. Doch werden ihre Kinder fast immer vom Manne denen der Hauptgemahlin gleichgestellt.

Einige Wittven wollen den Tod ihres Mannes nicht überleben und töten sich daher selbst. Dies geschieht niemals durch Verbrennung, wie es allgemein in Indien üblich ist, sondern auf verschiedene Weise, durch Erhängen, Verhungern oder Ertränken. Eine besonders häufig angewandte Methode ist ferner die, daß eine Witwe eine starke Dosis Opium nimmt und sich dann neben der Leiche ihres Mannes hinlegt, ihr Ende zu erwarten. Der Grund für eine solche That mag zuweilen wohl in wirklicher Anhänglichkeit bestehen; aber in den meisten Fällen werden düstere Aussichten für die Zukunft die Triebfedern sein. Oft steht die Frau völlig ratlos vor der Frage, wie sie sich und ihre Kinder nun durchbringen soll, und verfällt dann also leicht der Verzweiflung. Nicht selten treibt sie jedoch auch die Furcht vor schlechter Behandlung, die sie von den Verwandten ihres Mannes zu gewärtigen hat, in den Tod. Daß derartige Selbstmorde im ganzen Orient eine andere Beurteilung finden als im Abendlande, braucht kaum eigens erwähnt zu werden.





Kindererziehung

Die ganze Kindererziehung der Chinesen ist so mit abergläubischen Gebräuchen durchsetzt, daß man sich nicht wundern kann, wenn nachher nur wenige Erwachsene den ihnen von frühesten Jugend an eingespinsten Geisterglauben wieder loswerden können. Dieser Hokusfokus, der ein Kind auf Schritt und Tritt begleitet, beginnt schon vor der Geburt. Es wurde bereits erwähnt, daß es ein brennendes Verlangen jedes Chinesen ist, männliche Nachkommenschaft zu besitzen. Hat nun eine Frau nach mehrjähriger Ehe keine Kinder, oder sind es nur Mädchen, oder sterben die kleinen Knaben, so befragt man wieder den Zauberer und Wahrsager. Dieser nimmt alsdann eine eigenartige Zeremonie vor. Das Werden und Wachsen der Kinder erscheint dem Chinesen wie das Wachsen von Blumen in Töpfen. Im Geisterreiche hat jede Person eine nur für sie bestimmte Pflanze, die gleichsam ihr geistiges Symbol ist. Will es nun mit den Kindern nicht nach Wunsch gehen, dann glaubt das Volk, die Pflanze der Mutter im Geisterreiche stehe in schlechter Erde, die der

Erneuerung bedürfe. Pflicht des Zauberers ist es, in die andere Welt zu gehen und die Sache dort in Ordnung zu bringen. Zuweilen kann er sich diese unbequeme Fahrt sparen, weil manche Menschen in solchen Fällen zunächst zufrieden sind, wenn der Wahrsager einige aus Papier gemachte Blumen mit Töpfen verbrennt und sie so unter Zaubersprüchen ins Jenseits befördert.

Frauen, die keine Kinder oder nur Töchter haben, erhalten zuweilen Hühnereier geschenkt, die ganz mit der glückbringenden roten Farbe bemalt sind. Sie wenden sich außerdem zu bestimmten Zeiten des Jahres an die Göttin der Kinder, die gewöhnlich kurz „Mutter“ genannt wird. Ihre Tempel sind stets voll von weiblichen Schuhen, die dankbare Verehrerinnen dort nach und nach aufgestellt haben. Eine Frau, die die Hülfe der Göttin sucht, leiht sich nun von den Wächtern des Tempels für Geld und gute Worte einen dieser Schuhe. Sie nimmt ihn mit nach Hause und stellt ihn vor einem Bildnis der „Mutter“ auf. Erweist man der Göttin am ersten und fünfzehnten Tage jedes Mondmonats die gebührende häusliche Verehrung, so bekommt der Schuh auch sein Teil davon, und sehr viele Frauen glauben ganz fest, daß durch diese Zeremonie der beabsichtigte Zweck erreicht werde. Wird wirklich bald darauf ein Sohn geboren, dann schickt man den Schuh nebst einem Paar zum Danke gestifteter sowie einige Speisen an den Tempel zurück, von dem man ihn entliehen hat.

In der Zeit vor der Geburt eines Kindes und

während der Geburt giebt es noch mancherlei abergläubische Gebräuche zu beobachten, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Ein neugeborenes Kind wird am dritten Tage zum erstenmal gewaschen. Dies geschieht immer vor dem Bildnis der „Mutter“, weil man dieser Göttin zu derselben Zeit Dankopfer bringt und das Kind ihrer Fürsorge empfiehlt. Die „Mutter“ hat alle Kinder beiderlei Geschlechts bis zum sechzehnten Jahre unter ihrer Obhut.

Bald nach der ersten Waschung muß man eine Zeremonie vornehmen, die in chinesischen Augen gleichfalls sehr wichtig ist. Dem kleinen Weltbürger werden nämlich die Handgelenke für eine Weile zusammengebunden. Man glaubt hierdurch das Kind für spätere Zeiten gefügig zu machen und es von Dingen abzuhalten, die es nichts angehen. Unartige Knaben oder Mädchen müssen oft die Frage hören, ob denn ihre Eltern ihnen gleich nach der Geburt gar nicht die Handgelenke zusammengebunden hätten.

Mutter und Kind verlassen ihr Schlafzimmer nicht eher, als bis das Kind einen Monat alt ist. Nach Ablauf dieser Frist wird ihm zum erstenmal der Kopf geschoren, was entweder ein Mitglied der Familie oder ein Barbier besorgt. Ist der Säugling ein Mädchen, so geschieht dies oft vor dem Bildnis der „Mutter“, und ist es ein Knabe, vor den Tafeln mit den Namen der Ahnen. Natürlich dürfen Weihrauch und Kerzen sowie ein Dankopfer für die Göttin „Mutter“ nicht fehlen. Nach dieser Zeremonie giebt

es meistens ein Festessen. Wohlhabende Familien feiern diesen Tag gewöhnlich sehr, und ganz besonders, wenn einem erstgeborenen Sohne der Kopf geschoren worden ist.

Ist das Kind vier Monate alt geworden, so setzt man es zum erstenmal auf einen Stuhl, auf dessen Sitz man eine klebrige Zuckermasse gestrichen hat. Des Säuglings Kleider werden also hierdurch an dem Stuhle festgeklebt. Dies ist wieder symbolisch gemeint. Man hofft, das Kind werde nach Beobachtung der erwähnten Sitte um so eher lernen, für sich zu spielen und seine Mutter nicht zu viel in Anspruch zu nehmen.

An dem ersten Geburtstage eines Sohnes sucht man herauszufinden, was für einen Lebenslauf der Kleine wohl später ergreifen werde. Dies bewerkstelligt man auf folgende Weise. Man nimmt ein großes Sieb aus Bambus, wie es die Landleute zur Säuberung des Kornes von der Spreu benutzen, und stellt es vor die unvermeidlichen Ahnentafeln, neben denen schon die obligaten Kerzen und Weihrauch brennen. Auf dieses Sieb legt man dann eine Geldwage, eine große Scheere, ein Fußmaß, einen metallenen Spiegel, ferner Schreibpinsel, Tusch, Papier, einige Bücher, ein Rechenbrett und andere Sachen. Nun wird das Kind in völlig neuen Kleidern auf das Sieb mitten zwischen alle diese Gegenstände gesetzt. Welches Ding wird das kleine Wesen wohl zuerst ergreifen? Das ist eine Frage, die alle umstehenden, erwachsenen Personen mächtig interessiert, denn sie halten es für ausgemacht, daß die Wahl auf den spätern Beruf des Knaben hin-

deute. Bevorzugt er also ein Buch, einen Schreibpinsel oder Tuschel vor allen andern Dingen, so hat er Anlage zum Gelehrten; fällt dagegen die Wahl auf die Geldwage oder auf einen Schmuckgegenstand, dann vermutet man in ihm einen künftigen reichen Bankier oder einen angesehenen Großkaufmann. Ist es doch z. B. unter der Sung-Dynastie vorgekommen, daß ein einjähriger Knabe, der bei dieser Gelegenheit zuerst zwei kleine Waffen aufnahm und, als er sie wieder hingelegt hatte, nach einem Siegel griff, ohne eins von den übrigen Dingen zu berühren, ein Kanzler des Reiches geworden ist! Dieser angeblich geschichtliche Vorfall und einige ähnliche sind für Chinesen Beweis genug, und man pflegt sie bei der Feier eines ersten Geburtstages stets zu erwähnen.

Einem heranwachsenden Kinde wird von Zeit zu Zeit von taoistischen Priestern noch weiterer Zauber vorgemacht, den wir hier übergehen können. Der Zweck davon ist, die Kleinen vor Krankheit zu schützen, oder die Göttin „Mutter“ zu bewegen, ihnen die Gesundheit wiederzugeben, wenn sie krank sein sollten, und sie ein gutes Alter erreichen zu lassen.

Mit dem sechzehnten Jahre endet die Aufsicht der „Mutter“ über ein Kind, und die Götter im allgemeinen treten ihre Herrschaft über es an. Gleichzeitig werden Jünglinge wie Mädchen volljährig. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie nun der elterlichen Gewalt entzogen sind. Dieser Fall tritt nur dann ein, wenn ein junger Mann Staatsbeamter wird, weil er alsdann dem Kaiser dient und sonst keinem Menschen

verantwortlich sein kann. In allen andern Fällen ohne Ausnahme müssen Söhne oder unverheiratete Töchter ihren Eltern bis zu deren Tode gehorchen. Dies lehren die verehrten Klassiker, dies steht in den Gesetzen, und dies ist feststehender Gebrauch im himmlischen Reiche. Einerlei, wie alt, wie gebildet oder wie wohlhabend ein Mann auch sei: er hat Vater und Mutter unbedingt Gehorsam zu leisten. Für einen Privatmann in China kommt vor dem Tode seiner Eltern niemals die Zeit, wo er das, was er verdient, nach eigenem Ermessen verwenden kann. Vielmehr muß er den Alten sogar sein ganzes Einkommen überlassen, wenn sie es verlangen.

Es giebt nun unzählige Familien, wo diese große Gewalt des Vaters wenig oder gar nicht ausgeübt wird, so daß die Söhne eine selbständige Wirtschaft führen können. Andererseits hört man jedoch immer wieder von Fällen, wo diese uns übertrieben vorkommende väterliche Macht schlimme und traurige Folgen hat. Besonders häufig kommt dies bei alten und unverbesserlichen Opiumrauchern vor. Das Laster des Opiumrauchens macht die meisten Menschen mit zunehmenden Jahren immer träger, während ihre Begierde, dem Genuß zu fröhnen, stärker wird. Da ziehen die Alten denn die Söhne heran. Diesen hilft kein Gott, sie haben für ihren Vater zu sorgen und den letzten Groschen ihres oft sehr sauer verdienten Geldes herzugeben, damit der Alte mit seiner Opiumpfeife auf dem Divan liegen kann.

Diese Schattenseite ist allerdings unleugbar groß.

Troßdem muß man im ganzen das strengstens durchgeführte Prinzip der unbedingten väterlichen Gewalt über die Kinder als eine der Hauptklammern bezeichnen, die den chinesischen Staat zusammenhalten. Der uralte, im ganzen Morgenlande herrschende Gedanke der patriarchalischen Gestaltung des gesamten Staatswesens wie des Familienlebens hat sich hier noch in unvermischter Reinheit erhalten. Vom Kaiser abwärts bis zum untersten Mandarinen will jeder Beamte als der Vater seiner Untergebenen angesehen werden, der einerseits für das Volk sorgt, gegen dessen Willen es aber andererseits keinen Widerspruch giebt. Das genaue Vorbild hierfür soll die Familie sein.

Die Umsetzung dieses schönen Gedankens in die That läßt nun meistens viel zu wünschen übrig. Aber trotz aller üblen Erfahrungen, die das Volk mit seinen Mandarinen gemacht hat, spricht es mit rührender Geduld noch immer von seiner „väterlichen Regierung“. In China giebt es nur ein Staatsrecht, wie es sich aus dem patriarchalischen Verhältnis von Herrscher und Beamten zu den Unterthanen ergibt. Ebenso ist der oberste Grundsatz des Familienrechts die unbeschränkte Gewalt des Vaters.

Im vorigen Abschnitt wurde bereits erwähnt, daß eine Tochter nach ihrer Heirat vollständig unter die Botmäßigkeit der Eltern ihres Mannes kommt. Von diesen wird sie manchmal nicht viel besser als eine Sklavin behandelt. Besonders die Schwiegermutter thut sich darin hervor. In dem Verhältnis von Schwiegermutter und Schwiegertochter finden wir nicht

selten die größte Herzlosigkeit und gar Grausamkeit, sehr viel mehr, als in dem Verhältnis von Mann und Frau. Der Gatte einer jungen Frau kann nicht viel dagegen thun, wenn sie von seiner Mutter schlecht behandelt wird. Denn wollte er dieser Vorstellungen machen, so könnte sie das leicht als unehrerbietiges und unkindliches Benehmen auffassen und ihn in ihrem Zorne womöglich vom Richter dafür bestrafen lassen, was ihm die größte Schande bringen würde. Selbst nach dem Tode des Vaters, wo es dem ältesten Sohne meistens gelingt, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in seine Hände zu bekommen, bleibt die Mutter im Familienkreise immer die Respektperson, deren Wille im Hause jedem andern Willen vorgeht.

Zuweilen macht eine Frau einer ihr mißliebigen Schwiegertochter das Leben so zur Hölle, daß diese sich selbst tötet. Von einem solchen Selbstmorde macht man nicht viel Aufhebens. Auf den ersten Blick könnte es deshalb merkwürdig erscheinen, daß Fälle dieser Art nicht sehr häufig sind. Denn bei dem engen Zusammenleben der Chinesen, wo oft drei Generationen in einem und demselben Hause wohnen, ist eine junge Frau einer bösen Alten vollständig preisgegeben. Aber der allgemeine Glaube an Spukgestalten übt hierbei eine auffallend besänftigende Wirkung aus. Sowie eine junge Frau im Ernste droht, bei fortgesetzter schlechter Behandlung werde sie sich durch Opium töten und dann als Geist aus Rache ihre Peinigerin nach Kräften ängstigen, bleibt dies selbst auf die hartherzigste Alte nicht ohne Eindruck.

Findet es ein Vater oder eine Mutter notwendig, ein widerspenstiges Kind vor den zuständigen Mandarinen zu bringen, dann betrachtet man die Brüder der Mutter des Angeklagten als dessen Anwälte; sie müssen für ihn eintreten und eine allzu strenge Bestrafung zu verhindern suchen. War jedoch wirklich Grund zur Klage da, so können sie eine schimpfbringende Ahndung nicht abwenden. Entweder wird dann das ungeratene Kind öffentlich geprügelt, oder man stellt es, angethan mit einem hölzernen Halskragen, worauf in großen Schriftzeichen „Unkindlichkeit“ steht, eine Zeitlang an belebten Straßenecken aus. Sind mehrere solcher Strafen erfolglos geblieben, dann kommt es wohl vor, daß der Ungehorsame vor allem Volke zu Tode geprügelt wird. Im Fall ein Vater oder eine Mutter ohne Befragung des Richters selbst zu dieser äußersten Strafe schreiten, zieht man sie nur selten dafür zur Rechenschaft.

Bei einem Vater- oder Muttermorde erscheint das uns übertrieben vorkommende System der Verantwortlichkeit der Beamten in besonders hellem Lichte. Denn nach ihren ganzen Anschauungen vom Familienleben muß den Chinesen eine derartige That höchst grauenvoll und widernatürlich erscheinen. Sogar Hochverrat, der in den Augen aller Orientalen kaum streng genug bestraft werden kann, gilt nicht für ebenso schlimm. Ein Elternmörder wird öffentlich in Stücke zerhauen, sein Haus niedgerissen und die Erde darunter mehrere Fuß tief aufgegraben. Damit aber noch nicht genug. Die Bewohner der Nachbarschaft

trifft auch Strafe. Sie müssen sich alle einen Schnitt ins Ohr gefallen lassen, zum Zeichen, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, die Ohren besser aufzumachen und dadurch ein so furchtbares Verbrechen zu verhindern. Ferner verliert der Mandarin, in dessen Bezirk die That geschehen ist, sein Amt. Der Regierungspräsident, der Gouverneur der Provinz und der Vizekönig werden mehrere Stufen im Range herabgesetzt. Dies ist allerdings nur eine nominelle Strafe, die der Kaiser meistens nach einiger Zeit wieder aufhebt. Gleichwohl macht sie einigen Eindruck beim Volke. Endlich pflegt man ein Stück von derjenigen Ecke der Stadtmauer, in deren Nähe der Elternmord vorgekommen ist, abzutragen, zur dauernden Erinnerung an eine solche Schande. In sogenannten Jahren der Gnade, wie es z. B. das Jahr 1894 war, als die Kaiserin-Witwe ihren sechzigsten Geburtstag feierte, verwandelt man Todesstrafe stets in Verbannung. Nur die Vater- und Muttermörder haben unter keinen Umständen auf Begnadigung zu rechnen.





Krankheit, Tod, Beerdigung

Führt der Geisterglaube die Chinesen schon in gesunden Tagen zu mancherlei Opfern und Zeremonieen, so naturgemäß in verstärktem Maße bei Krankheiten und Todesfällen. Bei einem Volke mit lebhafterem Temperament müßte die Ueberzeugung, daß bei allem, was geschieht, übermächtige Dämonen ihre Hand im Spiele haben, die Schauer des Grabes schier unerträglich machen. Aber der Chinese ist trotz seines felsenfesten Glaubens an das Dasein der Geister doch, wie die meisten Asiaten, zu phlegmatisch, sich sein Leben von ihnen verkümmern zu lassen.

Wird in einer chinesischen Familie jemand ernstlich krank, so wendet man sich zunächst an denjenigen Gott, zu dessen Machtbereich die betreffende Krankheit gehört. Der Duft des angezündeten Weihrauchs steigt zu ihm auf, und außerdem kann er nach Belieben von dem ihm vorgesezten Fleisch und Gemüse nehmen. Die Chinesen überlassen die Heilung aber nicht allein dem Gözen, sondern der Kranke muß zu gleicher Zeit viel Medizin nehmen. Das Reich der Mitte bringt

eine unendliche Menge der verschiedensten Kräuter hervor, die sich zu Heilzwecken verwenden lassen. Der Handel damit ist überall blühend und schwungvoll, denn die Chinesen nehmen bei den geringsten Anlässen sofort irgend eine Medizin.

Stirbt ein Kranker trotz aller Mittel und trotz der Anrufung des Götzen, so macht man diesen nicht weiter dafür verantwortlich, sondern beruhigt sich damit, daß der Himmel es so gewollt habe.

Besonders unheimlich ist dem abergläubischen Volke jede plötzlich auftretende Krankheit. Denkt man in andern Fällen vielleicht noch an natürliche Ursachen eines Leidens, so ist bei einer unerwartet kommenden Krankheit jeder Zweifel ausgeschlossen, daß daran nur irgend ein böser Geist schuld sein könne. Also gilt es, schleunige Gegenmaßregeln anzuwenden. Glaubt man zu wissen, welcher Dämon dahinter steckt, dann werden diesem im Krankenzimmer Opfer dargebracht, gewöhnlich unter Beihilfe eines taoistischen Priesters. Manchmal sind aber die Angehörigen des Leidenden unschlüssig darüber, welcher Götze die Krankheit wegen einer unwissentlichen Beleidigung geschickt haben möge. In diesem Falle nimmt einer aus der Familie drei brennende Weihrauchkerzen, nähert sich damit dem Kranken und fragt mit möglichst eindringlicher, aber doch unterwürfiger Stimme: „Welcher Gott fühlt sich so gekränkt, daß er dieses Leiden gesandt hat? Ich bitte ihn, sich durch den Mund des Kranken zu erkennen zu geben, damit wir ihn versöhnen können.“ Sollte der Kranke darauf den Namen irgend einer

Gotttheit aussprechen, so hält man es für sicher, daß diese das Uebel verursacht hat, und bringt ihr die üblichen Opfer dar.

Zuweilen giebt auch ein von plötzlicher Unpäßlichkeit Befallener selbst genau an, wann er irgend einen Götzen verhöhnt habe oder unhöflich gegen ihn gewesen sei. Damit es nun dem Götzen nicht gelinge, die Seele des Kranken mit in die Unterwelt zu nehmen, und dort zu bestrafen, muß die Beleidigung durch reichliche Opfer wieder gut gemacht werden. Der ziemlich allgemeine Glaube, die Götter ließen sich keine Verachtung gefallen, sondern züchtigten den Spötter durch Kolik und ähnliche Schmerzen, bringt es mit sich, daß das Volk die bei manchen Gelegenheiten auf der Straße umhergetragenen Götzenbilder stets mit Achtung ansieht, selbst wenn die Prozession eine Verkehrsstockung hervorruft.

Manchmal ist sich ein plötzlich außs Krankenlager geworfener Mann irgend eines Vergehens gegen einen Verstorbenen oder auch eines Zwistes bewußt, den auszutragen der Tod des Gegners verhindert hat. In solchen Fällen zweifelt man nicht daran, daß der Geist des Toten noch feindselige Gesinnungen hege und durch allerlei Gaben umgestimmt werden müsse.

Sehr spaßhaft ist eine Zeremonie, die man befolgt, wenn jemand von schmerzhaften äußern Leiden, wie Geschwüren oder Augenentzündung, geplagt wird. Dann geht einer seiner Verwandten oder Freunde zu dem nächsten Tempel des Gottes der Medizin. Dieser

Götze ist schwerhörig, weshalb ein Bittender ihm ein Ohr reiben oder kitzeln muß, bevor er ihm zuschreit, was er wünscht. Bei seiner Taubheit kann aber leicht ein Versehen unterlaufen. Deshalb nehmen sich viele die Sache sicher, indem sie diejenige Stelle des Götzenbildes reiben, die mit dem kranken Körperteile korrespondiert. Nun kann der Gott der Medizin nicht anders, als begreifen, um was es sich handelt. Unter den Opfergaben, die er nebst Weihrauch und Kerzen für seine Hilfe verlangt, darf kein Fleischgericht sein, weil der alte Herr Vegetarianer ist.

Ringt ein Schwerkranker mit dem Tode, dann hat nach dem Glauben des Volkes der Geist den Körper schon verlassen, hält sich indessen noch in der Nähe auf und kann durch Gebete taoistischer Priester veranlaßt werden, in seine irdische Hülle zurückzukehren. Dabei wird folgende eigenartige Zeremonie beobachtet. Man nimmt einen frischen Bambusschößling, an dessen dünnem Ende sich noch Laub befindet. Unter dieses Laub hängt man einen Rock, den der Kranke kürzlich getragen hat. Den Kopf des Kranken vertritt ein über dem Rock befestigter runder Metallspiegel. Ein Familienmitglied nimmt darauf den Bambusstab mit dem daran hängenden Rock, während ein Priester Gebete murmelt. Beginnt sich der Stab in der Hand des Trägers zu bewegen, so gilt das für ein sicheres Zeichen, daß der Geist des Sterbenden in den Rock gefahren sei. Nun gilt es, das Kleidungsstück so rasch wie möglich dem darniederliegenden Manne anzuziehen, oder es wenigstens über ihn zu breiten, um den darin

steckenden Geist zu veranlassen, in den Körper zurückzukehren.

Bei Seuchen, wie Cholera oder Pest, werden häufig Prozessionen veranstaltet, die immer einen Höllenlärm vollführen, womit sie die bösen, die Seuche erzeugenden Geister zu verscheuchen hoffen. Oft geht das wochenlang Abend für Abend so. Ein gegen Geräusch empfindlicher Ausländer, der in einem chinesischen Stadtviertel wohnt, ist dann schlimm daran, während sich die Chinesen selbst aus dem tollsten Lärm nichts machen. Besonders ohrenbetäubend ist es, wenn mehrere Prozessionen aus verschiedenen Stadtgegenden irgendwo zusammentreffen. Dann sucht jede die andern an rasendem Getöse mit Gongs, Tamtams und sonstigen Lärminstrumenten zu überbieten und dadurch die Geister um so eher zu vertreiben. Ein nettes Vergnügen, wie gesagt, für einen in der Nähe wohnenden, ruheliebenden Ausländer, der vielleicht gerade bei der Arbeit sitzt! Es bleibt ihm nichts übrig, als sich mit Geduld in sein Schicksal zu fügen und ruhig zu warten, bis sich der entsetzliche Graus allmählich im Dunkel der Nacht verliert. Hierbei sei wieder betont, daß der großen Mehrzahl der Chinesen eine solche Geistervertreibung durchaus kein leeres Spiel ist.

Bei Todesfällen und Bestattungen haben die Chinesen eine erstaunlich große Anzahl von Zeremonieen zu beobachten, deren genaue Beschreibung einen stattlichen Band für sich füllen würde. Hier können wir nur die hauptsächlichsten hervorheben. Diese Gebräuche gelten jedoch in vollem Umfange, wie ausdrücklich be-

merkt werden muß, nur für verstorbene Familienhäupter. Wenn unverheiratete Personen oder Kinder sterben, nimmt man es mit der Beobachtung der Formen nicht so genau. Beim Tode kleiner Kinder ist der Chinese sogar vielfach recht gefühllos. In einigen Theilen des Reiches werden zweifellos zuweilen weibliche Säuglinge ausgesetzt.

Geht es mit dem Haupt einer Familie zu Ende, so ruft man, wenn möglich, seine ganze nächste Verwandtschaft zusammen, seine Söhne und Töchter, Schwiegertöchter und Enkel, Brüder und Schwestern. Bei betagten Greisen versammelt sich da also oft eine große Zahl von Menschen, die alle miteinander, sobald ihr Oberhaupt den letzten Atemzug gethan hat, in laute, langgezogene Klageklänge und heftiges Schluchzen ausbrechen. Je leidenschaftlicher einer seinem Kummer Ausdruck zu geben weiß, desto besser, denn er zeigt dadurch, wie schwer ihm die Trennung von dem Verschiedenen wird. Man kann sich demnach vorstellen, welches Geheul und Gezeter manchmal aus Häusern hervorschallt, wo ein solcher Trauerfall eingetreten ist.

Was jenseits des Grabes liegt, ist den Chinesen von jeher höchst geheimnisvoll vorgekommen. Ist es schon schwer, von einem Durchschnittschinesen eine bestimmte und unzweideutige Auskunft über konkrete Dinge zu erhalten, so ist dies bei einer Frage über seine Vorstellung vom Jenseits ganz unmöglich. Die gewöhnliche Antwort ist, daß das ein dunkles Gebiet sei, worüber niemand viel wisse. Damit ist hauptsächlich eine sinnlich wahrnehmbare Dunkelheit gemeint,

weshalb man auch sofort nach dem Tode eines Angehörigen Kerzen anzündet, die dem Geiste auf seinem Wege außerhalb des Körpers leuchten sollen.

Hat man dem Verstorbenen passende Totenkleider angezogen, dann wird der Leichnam oben auf den inzwischen herbeigeschafften Sarg gelegt. Chinesische Säрге sind, außer wenn es sich um ganz mittellose Leute handelt, innen bedeutend geräumiger als unsere, weil viel mehr Kleider mit hineinkommen. Außerdem sind die Wände sehr viel dicker. Dies ist darum nötig, weil die Chinesen die Leiche eines theuern Verwandten meistens wochen- oder gar monatelang im Hause behalten, ehe sie beerdigt wird.

Sobald der Leichnam auf den Sarg gelegt ist, kommt der älteste Sohn des Verstorbenen, kniet vor ihm nieder und bietet ihm Speise und Trank an. Gewöhnlich hält er zuerst dreimal hintereinander eine Schale mit chinesischem Wein an den Mund des Toten, darauf ebenso oft, mit Hilfe von Eßstäbchen, gekochte Nudeln, und schließlich Reis. Während dies geschieht, knieen die übrigen Familienmitglieder, außer wenn sie einen höhern Rang haben sollten, als der Verstorbene, vor der Leiche nieder und wehklagen mit lauter Stimme. Lebt der älteste Sohn nicht mehr, so tritt dessen Ältester an seine Stelle, und, wenn überhaupt kein Sohn da ist, ein Adoptivsohn. Wohlhabende Familien bitten meistens einen Professor der Zeremonieen, den ältesten Sohn bei dieser für die Ruhe des Toten sehr wichtigen Handlung anzuleiten.

Bei ihrem Geisterglauben schweben die Chinesen

immer in gewaltiger Angst, ob auch nichts versehen werde und ob der Tote wohl mit allen Veranstaltungen zufrieden sei. Sprechen kann er nun nicht mehr, aber wenn man ihm ein wenig hilft, vermag er gleichwohl seiner Meinung Ausdruck zu geben. Jemand steckt nämlich, kurz bevor der Leichnam in den Sarg gelegt wird, zwei Stücke des gewöhnlichen, durchlöcherten Kupfergeldes, die zum Zeichen der Trauer mit einem blauen oder weißen Faden zusammengebunden sind, in den Armel des Toten. Hierauf schüttelt man die Geldstücke wieder heraus, so daß sie zu Boden fallen. Haben sie sofort dieselbe Lage wie vorher, so ist dies ein sehr günstiges Zeichen. Ist dies nur bei einem Stücke der Fall, dann ist die Sache zweifelhaft, und die Frage muß wiederholt werden. Am ungünstigsten ist es aber, wenn beide Stücke auf diejenige Seite fallen, die vorher oben war. In einem solchen Falle läßt man die Geldstücke immer wieder herausfallen, bis sie die gewünschte Lage bekommen. So kindlich uns dies erscheinen mag, die Chinesen sind mit dem Ergebnis durchaus zufrieden. Denn der Tote hat ja nun unzweideutig kundgegeben, daß alles in Ordnung sei. Die bei einer solchen Gelegenheit benutzten Kupferstücke werden sorgfältig aufbewahrt und später noch manchmal wieder benutzt, wenn man den Geist des Verstorbenen etwas zu fragen hat. Auch dann läßt man sie hinfallen, nachdem man sie über brennenden Weihrauch gehalten hat, und wiederholt dies, bis die Antwort nach Wunsch ausfällt.

Wenn dem Toten Speise und Trank angeboten

worden sind, ist es die nächste Pflicht, ihn für seine lange Reise mit einem Tragstuhl zu versorgen. Dieser ist aus Papier und Bambusstäbchen angefertigt und wird nahe beim Hause verbrannt. Weil man aber nicht sicher ist, ob sich in der andern Welt überall leicht Kulis zum Tragen des Stuhls finden werden, so schickt man vorsichtshalber vier Träger aus demselben Material wie der Stuhl mit auf die Reise, indem man sie zu gleicher Zeit verbrennt.

Die Zeit, wann dem Leichnam die sogenannten „Kleider der Langlebigkeit“, die er mit sich ins Grab nehmen soll, angelegt werden, ist nicht genau bestimmt. Gewöhnlich verwendet man für unsere Begriffe unvernünftig viel Geld auf die Grabkleidung. Aber ein Chinese würde glauben, an Selbstachtung zu verlieren, wenn er daran sparen wollte. Wer es irgend bezahlen kann, nimmt Seide oder Seidenkrepp dazu, oder, wenn das zu teuer ist, wenigstens möglichst feine Baumwollstoffe. Neun Kleidungsstücke übereinander für den Oberkörper des Leichnams und sieben für die Feine sind gar nichts Seltenes. Reiche Familien sollen sogar bis zu sechsundzwanzig und neunzehn Stücken gehen. Wahrscheinlich gebrauchen die Mittelklassen des Volkes gewöhnlich etwa zwölf Kleidungsstücke im ganzen.

Wenn der Leichnam in den Sarg gelegt wird, müssen wieder alle nahen Verwandten und persönlichen Freunde des Verstorbenen zugegen sein. Man stellt den Sarg so, daß das Kopfende der Hauptthür des Zimmers zurückgekehrt ist. Ist alles bereit, so saßt der

älteste Sohn die Leiche an den Schultern und legt sie mit Hilfe seiner Brüder oder andern Verwandten in den Sarg, wobei laute Totenklagen erschallen müssen. Ueber den Leichnam wird ein Tuch gebreitet, worauf man den Deckel zunagelt.

Die Chinesen glauben, daß der Tote seinen Weg in der Unterwelt nicht allein finden könne, sondern daß der König der Schatten ihm einen Führer gebe, der zugleich die Stelle eines Dieners vertrete. Dieser Geist heißt „kleiner Teufel“. Er pflegt bei allen Opfern, die den Manen eines Verstorbenen dargebracht werden, sein Teil abzubekommen, da es für das Wohlergehen des Toten viel wert ist, wenn der „kleine Teufel“ stets bei guter Laune erhalten wird.

Von nun an schlafen die Söhne des Verstorbenen bei dem Sarge, um dem Geiste Gesellschaft zu leisten. Der älteste Sohn darf seinen Posten bei Nacht nur verlassen, wenn er ernstlich krank ist. Seine Hauptpflicht besteht darin, die besondere Art Weihrauch, die man bei solchen Gelegenheiten benutzt, zu puzen und stets brennend zu erhalten. Dieser „trockene Weihrauch“ hat die Form eines Stockes, ist etwa drei Fuß lang und von der Dicke eines kleinen Fingers. Nach der Auffassung der Chinesen deutet ein solcher gerader Stab, der die ganze Nacht brennen muß, für den Geist auf einen geraden und bequemen Weg, der sich nicht leicht verfehlen läßt. Sollte der Weihrauch ausgehen, so würde das ein großes Unglück sein, weil der Geist dann trotz der Hilfe des „kleinen Teufels“ seinen Weg verlieren würde. Also muß der älteste Sohn, auf dem

in diesen Nächten die ganze Verantwortung ruht, scharf aufpassen, daß dies nicht vorkommt.

Solange der Sarg noch im Hause ist, stellt die Familie jeden Morgen einen Napf mit warmem Wasser dabei hin, damit sich der Tote Gesicht und Hände waschen kann. Zugleich bietet man ihm Erfrischungen an und verbrennt nachgemachtes Geld zu seinen Gunsten. Hierzu wird wieder nach Kräften geheult und gewehklagt. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten ist der Tote auch regelmäßig zu bedenken, und beim Schlafengehen muß man ihm unter Thränen Gute Nacht wünschen.

Bald nach dem Tode eines Familienoberhauptes pflegt der älteste Sohn Karten an die nächsten Verwandten zu schicken, worauf die genaue Zeit der Geburt und des Todes seines Vaters angegeben ist, ferner der Tag, an dem die Familientrauer beginnen soll. Wer eine solche Karte erhält, muß etwas Geld für die Opfer schicken, die dem toten Anverwandten darzubringen sind. Wohlhabende Leute oder Personen, die besondern Grund zur Dankbarkeit haben, verehren bei solcher Gelegenheit auch wohl Rollen aus Papier, Zeug oder Seide, worauf passende Sinnsprüche stehen. Diese Rollen werden dann im Trauergemach aufgehängt.

Verwandte und Freunde, die der Familie ihr Beileid ausdrücken wollen, müssen am Sarge niederknien, jedoch niemals allein, sondern stets in Gesellschaft eines der Söhne, am liebsten des ältesten. Wer aber einen höhern Rang hat als der Verstorbene, kniet

nicht, sondern bleibt stehen und bewegt die ineinander geschlossenen Hände auf und ab, gerade als ob er mit dem Reichnam in gewöhnlicher Weise Grüße austauschte. Indessen kommt es nicht häufig vor, daß eine Familie Beileidsbesuche von Personen höheren Ranges erhält.

Wünscht man diese Besuche beendet zu sehen, so klebt man einfach einen Zettel auf die Hausthür, der den höflichen Dank der Familie für die ihr erwiesene Theilnahme ausspricht. Dann weiß jedermann Bescheid. Arme Leute, die nicht lange von der Arbeit fortbleiben können, machen diese Ankündigung oft schon am zehnten Tage. In den Mittelklassen scheint eine Frist von neunundvierzig, und bei reichen Leuten eine von sechzig Tagen das Gewöhnliche zu sein. Zuweilen sollen sogar hundert Tage vorkommen.

Sonderbarerweise legt man in China nicht sofort, sondern erst am siebenten Tage Trauerkleidung an. Bei diesem merkwürdigen Volke muß eben alles, was es auch sei, hübsch bedächtig gehen. Eile betrachtet man überhaupt als unschicklich, vor allem aber bei den Vorbereitungen zu wichtigen Zeremonieen. Denn selbst eine so einfache und rein äußerliche Angelegenheit, wie das Anlegen der Trauerkleider, hauscht man im Reiche der Mitte zu einer wichtigen Sache auf, wobei wieder Priester erscheinen und ihre Vitanei hersagen müssen. Die Söhne des Verstorbenen ziehen währenddessen ein Gewand aus Hanf in seiner natürlichen Farbe über ihre andere Kleidung. Rot, die Farbe der Freude, und seidene Anzüge sind für die nominelle

Zeit von drei Jahren, in Wirklichkeit jedoch nur für zwei und ein Vierteljahr streng zu meiden. Das eigentliche Trauergewand wird aber immer nur nach sieben Tagen wieder für einen Tag getragen, bis zur Beerdigung, während für gewöhnlich weiße Baumwollenkleider als Zeichen der Trauer genügen.

Wir können hier nicht alle die Zeremonieen anführen, die an jedem siebenten Tage beobachtet werden müssen. Erwähnt sei nur, daß der Geist eines Verstorbenen auf seiner Wanderung im Reiche der Schatten am zweiundvierzigsten Tage an einen Punkt gelangt, von wo aus er sein früheres Heim sehen kann. Dies giebt ihm zum erstenmal ein Bewußtsein seiner Lage, das er während der ersten sechs Wochen noch nicht gehabt hat. Er wird hierdurch ungemein traurig gestimmt und verliert allen Geschmack am Duft von Speisen, die aus dem Hause seiner Familie stammen, mögen sie auch noch so lecker zubereitet sein. Hiernach muß man sich richten, und um dem armen Geist doch etwas zu bieten, wovon er vielleicht kosten mag, läßt sich die Familie an diesem Tage ihren Reis nebst Zukost aus einem guten Wirtshause holen.

Nicht weniger merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Chinesen dem Geiste nach Ablauf der neun- undvierzig oder sechzig Tage begreiflich zu machen suchen, daß sie ihm ferner kein Essen mehr geben können und er sich nun also selbst beköstigen müsse. Man stellt dann etwas Speise für ihn an den gewohnten Platz, aber zugleich allerlei Küchengeräte, sowie Salz, Del, Wasser u. dgl. Man hofft, der Geist

werde diese sanften Winke mit dem Zaunpfahl verstehen und sich danach richten. Um ihm aber auch die nötigen Mittel zum eigenen Haushalt zu geben, verbrennen seine Verwandten an dem Tage, wo sie ihn von ihrem Tische weisen, einen großen Haufen aus Papier gefertigter Geldstücke, wobei wieder sehr viele Thränen fließen. Später wird dem Geiste jedes Familienmitgliedes, dessen Name im Ahnenschein steht, am Geburts- und Todestage Speise und Trank vorgesetzt. Diese Zeremonie beobachtet man während drei bis fünf Generationen.

Verheiratete Töchter und Enkelkinder eines verstorbenen Familienoberhauptes legen die tiefe Trauer schon nach einem Jahre ab, die Söhne und deren Frauen sowie die Witwe aber erst nach zwei Jahren. Die Halbtrauer dauert dann noch weitere drei Monate. Ein Mann trauert bei weitem nicht so sehr und so lange um seine verstorbene Frau, wie diese um ihn. Hauptsächlich hat er nur ein Jahr lang einen weißen Gürtel zu tragen.

Wie wirklich dem Chinesen die Geisterwelt erscheint, dafür diene noch folgendes Beispiel. Ebenso wie einem auf Erden Verwandte oder Freunde den Gefallen thun, auf Reisen Bestellungen auszurichten oder Pakete zu besorgen, so schicken die Chinesen auch ins Reich der Schatten Sachen „durch Güte“. Bringt eine Familie einem kürzlich verstorbenen Mitglied Opfer dar, indem sie nachgemachte Gewänder und Geldstücke für den Toten verbrennt, dann kommen manchmal einige Nachbarn und bitten, sich anzuschließen und dem Feuer

ähnliche Dinge für die ihnen nahestehenden Geister übergeben zu dürfen. Der Gedanke dabei ist der, daß die Gegenstände in Begleitung eines gerade von der Oberwelt kommenden Geistes am raschesten und sichersten ans Ziel gelangen. Sonderbarerweise scheinen die in Geldangelegenheiten sonst so mißtrauischen Chinesen niemals auf den Gedanken gekommen zu sein, sich von dem Geist, dem sie Wertsachen übergeben, auch eine Empfangsbescheinigung ausstellen zu lassen. Das ist ein Beweis von Vertrauen, wie man ihn im Reiche der Mitte selten findet. Er ist um so auffälliger, als man im übrigen annimmt, die Dämonen hätten in Geldsachen ein ebenso weites Gewissen, wie viele lebende Chinesen. So bringt man z. B. häufig den zehn Oberhäuptern des Schattenreiches Opfer dar. Diese Häupter müssen nach dem Glauben des Volkes alle auf Erden begangenen Sünden bestrafen, aber man hofft sie durch die Opfergeschenke zu bewegen, die Strafen für ein totes Familienmitglied recht leicht zu machen oder sie ihm ganz zu erlassen. Kein Mensch findet etwas in einer solchen offenkundigen Bestechung der Geister.

Ueberall im Reiche herrscht die Auffassung, daß die Toten desto besser aufgehoben sind, je mehr Zeremonieer nebst dem nötigen Zubehör von Priesterzauber für sie veranstaltet werden. Wenn wohlhabende Menschen besonders umfassenden und kostspieligen Hofuspokus machen lassen wollen, so wird dies stets allem Volke durch mächtige Maueranschläge kundgethan. Das erregt dann immer große Freude in der betreffen-

den Gegend, weil man dadurch für eine Weile des sonst unentrinnbaren Spuks und Schabernacks der bösen Geister ledig zu werden denkt.

Wir müssen nun noch kurz die hauptsächlichsten Gebräuche bei Beerdigungen erwähnen, die wir aber auch wieder wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht vollständig aufzählen können.

Sehr arme Leute sind oft gezwungen, ihre verstorbenen Angehörigen schon einige Tage nach dem Tode zu bestatten. Dies gilt indessen im allgemeinen für wenig schicklich und ist immer ein Zeichen von höchster Bedürftigkeit. Es ist auch ein Beweis dafür, daß der Tote gar keine Verwandte und Freunde gehabt hat, die ein Interesse an der Familie nehmen. Man nennt solche in chinesischen Augen allzu hastigen Beerdigungen „Blutbegräbnisse“, womit gesagt sein soll, daß nach so kurzer Zeit sogar noch Blut im Leichnam ist.

Beim Tode von Vater oder Mutter muß alsbald ein Begräbnisplatz erworben werden, der groß genug ist, beide Eltern aufzunehmen. Nur unter zwingenden Umständen darf man von der Sitte abweichen, die Eltern nach dem Tode beisammen bleiben zu lassen. Das Gegenteil würde für unkindlich gelten. Ist nicht gleich eine passende oder zusagende Grabstätte zu bekommen, und kann der Leichnam nicht gut länger im Hause bleiben, dann wird ein Totenhaus gebaut oder gemietet, worin man den Sarg vorläufig aufstellt.

Wohlhabende Familien und solche, die Mandarinen als Mitglieder haben, leihen sich für die Fortschaffung

des Sarges meistens eine Art Bahre, weil es einen vornehmeren Eindruck macht, wenn der Sarg darauf ruht, als wenn er unmittelbar von Kulis getragen wird. Nun hat aber sogar ein so einfaches Ding wie eine Bahre ihren Geist. Dieser will Opfer haben, sonst wird er ungemüthlich. Vor lauter Angst, daß er den Sarg beschädigen und die Träger stören könnte, bewilligt man ihm ein Opfer. An der Bahre sind an verschiedenen Stellen Streifen von Zeug in der weißen Farbe der Trauer befestigt.

Dem Zuge voraus gehen einige Leute, die nachgemachte Geldstücke in weißer und gelber Farbe austreuen. Diese sind auch wieder für die allgegenwärtigen bösen Geister bestimmt, und ohne solche Gabe würde man sich gar nicht getrauen, mit einem Leichnam eine Strecke Weges zu gehen. Denn die Geister würden es sehr übel nehmen, wollte man nicht zuvor durch eine kleine Aufmerksamkeit ihre Einwilligung erwirken. Geld scheint im chinesischen Geisterreiche eine ebensolche Wirkung zu haben, wie im Reiche der Mitte, denn niemand bezweifelt, daß die hingestreuten Geldstücke den Weg freimachen.

Die Zeit, wann der Leichnam bestattet werden soll, ist lange vorher aufs genaueste vom Wahrsager festgesetzt worden. Jedermann richtet sich streng hiernach. Ist der Sarg unter dem Wehklagen der Anwesenden auf die Grabstätte getragen, dann streuen die Söhne Erde darauf, die sie im Schoße ihrer härenen Trauerkleidung mitgebracht haben. Darauf werfen die Totengräber einen Hügel über dem Sarge auf, bis er ganz

bedeckt ist; eingegraben wird er nicht. Nach Fertigstellung des Grabhügels setzen die Söhne einen Grabstein mit Namen, Geburts- und Sterbetag ihres Vaters. Zum Schlusse darf wieder ein Opfer von Reis und Fleisch für den Toten nicht fehlen.

Vorher haben schon die Götter, die man in der Nachbarschaft des Beerdigungsplatzes in Hügeln oder im Wasser wohnend glaubt, ihr Theil erhalten, weil sie sonst den Sarg nicht in Ruhe lassen würden. Nach dem Begräbnisse pflegt man noch an die zahllosen Geister verstorbenen Bettler zu denken, um auch sie günstig zu stimmen. Doch hält man es nicht für nötig, sie mit derselben Achtung zu behandeln, wie die Geister anderer Personen. Oft müssen sie sich sogar mit schäbigem Abfall begnügen, den man höher stehenden Geistern nicht anzubieten wagen würde. Die nachgemachten Kleider und Geldstücke, die ihnen bewilligt werden, sind immer nur von sehr geringer Güte. Fleischnuß läßt man ihnen selten in die Nase steigen, sie können sich freuen, wenn sie Reis erhalten. Meistens beschränken sich die für sie bestimmten Nahrungsmittel auf billige Gemüsesuppe, Nudeln, Brotkuchen oder dergleichen. Dieser Art Geistern scheint es mehr darauf anzukommen, häufig etwas zu erhalten. Ist in einem Hause etwas nicht in Ordnung, und helfen die gewöhnlichen Opfer nicht, dann bleibt als letztes Mittel eins für die Geister der Bettler. Die haben wegen ihrer großen Zahl in den obern Regionen allerlei Einfluß, ebenso wie in China Gilden von Bettlern manchmal ganz mächtige Körperschaften sind.

Nach Beendigung der Opfer am Grabe wird die Ahnentafel für den Verstorbenen bei dem Grabstein aufgestellt, und die Trauernden knieen davor nieder. Der älteste Sohn spricht einige Worte des Inhalts, daß Knochen und Fleisch des Toten zur Erde zurückkehren mögen, die eine seiner drei Seelen nun aber in der Tafel wohnen wolle. Die Chinesen glauben, ein Verstorbener habe drei Seelen. Die ins Schattenreich wandernde scheint die Hauptseele zu sein; die beiden andern, die in der Ahnentafel wohnende und die am Grabe bleibende, sind Nebenseelen. Von jetzt an muß man die Ahnentafel sorgsam hüten. Selbst wenig bemittelte Menschen scheuen meistens nicht die Kosten, sie in einem Tragsessel oder in einer Art verdecktem, tragbarem Pavillon von der Begräbnisstätte nach Hause bringen zu lassen.

In den häufigen Fällen, wo zwei Familien ein und dasselbe Haus bewohnen und nur eine gemeinsame Halle haben, pflegt man einen Sarg wegen Raummangels meistens in dieser Halle aufzustellen. Damit das aber der andern Familie kein Unglück bringe, verehren ihr die Trauernden künstliche Blumen von roter Farbe, rote Eßstäbe oder, wenn die Mittel dazu da sein sollten, ein Stück rotes Zeug. Das glückbringende Rot hält dann der unheilvollen Gegenwart eines Sarges in der Halle das Gegengewicht.

Während der Trauerzeit um Vater oder Mutter dürfen einer Familie nach chinesischem Gesetze keine Kinder geboren werden. Eine Uebertretung dieser Vorschrift in armen Familien bleibt meistens unbeachtet,

aber Leute aus den höhern Ständen würden bestraft werden, wenn sie das Gebot nicht beachteten. Doch scheint dies selten oder gar nicht vorzukommen. Vor allem dürfen sich Mandarinen dem nicht aussetzen, weil es für sie besonders unschicklich sein würde.

Am Schlusse dieses Abschnitts sei noch einer in manchen Gegenden Chinas herrschenden merkwürdigen Sitte Erwähnung gethan. Ist jemand nicht in seinem eigenen Hause gestorben, dann gehen einige Familienglieder dem Sarge mit dem Leichnam entgegen, wobei sie einen lebenden weißen Hahn oder einen aus Bambusstäbchen und Papier nachgemachten Hahn mitnehmen. Dieses Tier setzen sie auf den Sarg, nachdem ihm die Füße zusammengebunden worden sind. Das Volk glaubt, eine der drei Seelen des Toten fahre in den Hahn, sobald er mit dem Sarge in Berührung komme, und so könne man sie also veranlassen, in die Wohnung der Familie zurückzukehren. Wenn es nicht möglich ist, den Sarg nach Hause zu schicken, so sendet man wenigstens Kleidungsstücke, Schuhe oder andere von dem Verstorbenen noch kürzlich benutzte Sachen. Die Seele geht mit diesen Gegenständen und fährt in den Hahn, wenn er darauf gesetzt wird. An Straßenecken ruft man laut den Namen des Toten, um dem Geiste den Weg zu weisen. Sehr nützlich ist es auch für denselben Zweck, einige Priester zu engagieren, die mit ihren Instrumenten so viel Lärm machen müssen, daß die Seele unmöglich den Weg verfehlen kann.

Ein weißer Hahn, der einmal einem menschlichen

Geiste zur Wohnung gedient hat, wird nie geschlachtet, sondern erhält bis zu seinem natürlichen Tode das Gnadenbrot. In chinesischen Städten sieht man manchmal solche weißen Hähne. Vielfach haben sie ein eigenartiges, silberglänzendes Gefieder, das nur leider in dem entsetzlichen Schmutz der Chinesenstraßen selten rein erscheint.

Eine Erklärung für diese eigenartige Sitte ist nicht zu erlangen, wie in vielen ähnlichen Fällen nicht. Fragt man die Chinesen nach dem Ursprung eines Gebrauches, so erhält man oft nur die nichts erklärende, ihnen selbst aber genügend vorkommende Antwort: „Unsere verehrten Vorfahren haben das bereits immer so gemacht, und wir ahmen nur ihr erhabenes Beispiel nach.“ Es scheint ihnen wenig oder nichts daran zu liegen, den wirklichen Entstehungsgrund einer Sitte oder eines Aberglaubens zu erforschen. Sie machen die Gebräuche aus uralter Gewohnheit nach, selbst wenn sie keinen innern Zusammenhag mehr zwischen ihnen und dem gewünschten Ziele entdecken können. Manchmal geben sie sogar zu, daß eine Sitte sonderbar sei, legen sie aber gleichwohl nicht ab. Zum Beispiel ist nicht einmal eine genügende Erklärung für die bekannte Sitte des Fußeschnürens der Mädchen zu bekommen. Das natürliche Wachsen der Behen wird dadurch in grausamster Weise verhindert. In den letzten Jahren ist es wohlmeinenden Missionaren gelungen, unter den Chinesen eine Bewegung gegen das Einschnüren der Füße in Gang zu bringen. Vielleicht ist deshalb Aussicht da, daß das Volk bald mit dieser

Sitte bricht, die die jetzige Dynastie übrigens nur geduldet, aber niemals mitgemacht hat. Die Damen am Peking's Hofe haben alle natürliche Füße. Erwähnt muß noch werden, daß manche Aerzte behaupten, die eleganten europäischen Damen in Schanghai und Hongkong schädeten ihrer Gesundheit durch das Einschnüren ihres Oberkörpers mehr, als die Chinesen der Gesundheit ihrer Töchter durch das Einschnüren der Füße.





Essen und Trinken

Im Abendlande meint man noch vielfach, die Hauptnahrung der Chinesen bestände neben Reis aus Ratten und Mäusen, Hunden und Katzen. Mit gleichem Rechte könnte man sagen, das Hauptfleischgericht der Deutschen wäre Pferdefleisch. Wem bei uns andere animalische Kost zu teuer ist, der wendet sich an den Roßschlächter. Aehnlich ist es in China. Besonders in den überbevölkerten Provinzen des Südens werden vielfach Hunde und Katzen gegessen; in Kanton giebt es mehrere Wirtshäuser, wo das Fleisch dieser Tiere zu haben ist. Aber das sind Ausnahmen. Wer es nicht aus Noth thut, denkt nicht daran, sich Hunde oder Katzen als Leckerbissen zu braten, wie man irrtümlich in Europa annimmt, und erst recht nicht Mäuse und Ratten, die nur von den ganz armen Volkskreisen genossen werden. Wohlhabende Chinesen würden sich mit demselben Schauer von solchen Gerichten abwenden, wie wir.

Gleichwohl giebt es einige Sachen, die einem europäischen Gaumen Widerwillen erregen, die jeder Chi-

nese dagegen mit Wohlgefallen genießt. Hierzu gehören grünlich-braune Würmer, die man auf den Reisfeldern ausliest und dann in den Straßen feilhält; konservierte Eier, die oft einen übeln Geruch und immer eine für uns recht abstoßende Farbe haben, denn das Weiße ist schwärzlich und das Gelbe rot geworden; Larven von Seidenwürmern, die besonders gern genossen werden. Weßhalb diese und einige ähnliche Gerichte uns Abscheu verursachen, ist den Chinesen ebenso unverständlich, wie uns ihre starke Abneigung gegen Butter und Käse.

Etwas anders verhält es sich mit Vogelnestern, Haifischflossen und Fischmagen, drei Gerichten, die weniger unsern Widerwillen als unsere Verwunderung hervorrufen. Denn diese von allen bezopften Menschen als große Delikatesse angesehenen Gerichte werden zwar durchaus reinlich und appetitlich zubereitet, aber die meisten Europäer finden ihren Geschmack ziemlich nichtssagend. Suppe von Vogelnestern erster Güte gilt in: ganzen Reiche der Mitte für einen ebenso großen Leckerbissen, wie Schildkrötensuppe bei uns. Die Nester kommen meistens aus Ceylon und von den malayischen Inseln, wo man sie manchmal mit großer Gefahr aus Felshöhlen am Gestade einsammelt. Sie erzielen einen um so höhern Preis, je weniger sie mit Stöcken, Zweigen, Heu oder dgl. durchsetzt sind. Bei jedem großen Essen bildet Suppe von Vogelnestern den ersten Gang.

Das Hauptnahrungsmittel in ganz Süd- und Mittelchina ist Reis. Fleisch ist, umgekehrt wie bei

uns, nur eine Zukost zum Reis, desgleichen getrocknetes, gesalzenes oder frisches Gemüse, darunter die Batate oder süße Kartoffel, während unsere Kartoffel, die in China gut wächst, nicht sehr beliebt ist. In den nördlichen Provinzen gedeiht kein Reis, weshalb er dort für die große Menge des Volkes als tägliches Nahrungsmittel zu teuer ist. Statt dessen nimmt man Hirse und Nudeln. Enten, Hühner, Hammel, Schweine und Wild liefern Fleischkost. An der ganzen Küste wie an den Flüssen giebt es stets Fische, die in getrocknetem und gesalzenem Zustande in großen Mengen ins Innere des Reiches gehen.

Kindfleisch wird nicht viel gegessen, weil man es für unrecht hält, Tiere, die beim Ackerbau helfen, zu töten. Das ist gewiß ein hübscher Zug, wie es deren überhaupt noch mehr bei diesem Volke giebt. Nur liegen sie gewöhnlich nicht so auf der Oberfläche, daß sie von den Herren Weltreisenden, die meistens rasch mit ihrem Urtheil fertig sind, gesehen werden können. Das chinesische Gesetz erlaubt nicht einmal, für den gewöhnlichen Götzendienst Kindvieh zu schlachten. Ausnahmen bilden nur das Opfer, das der Kaiser dem Himmel und der Erde darbringt, sowie die dem Konfucius und einigen andern vergötterten Personen von hohen Mandarinen gebrachten Opfer.

Ist es nun auch eigentlich verboten, Kinder für gewöhnliche Zwecke zu töten, so wissen die Chinesen dies ebenso gut zu umgehen, wie manche andern Bestimmungen des Gesetzes. Die in China lebenden Ausländer haben selten Schwierigkeiten, von einheimischen

Schlächtern so viel Rindfleisch zu erhalten, wie sie haben wollen. Es heißt, daß die Schlächter den zuständigen Polizisten stets etwas Geld geben müssen, damit sie ein Auge zudrücken. Sollte gelegentlich ein Mandarin an einem Fleischerladen vorbeikommen und wegen des zum Verkauf angebotenen Rindfleisches unangenehme Fragen stellen, so kann man ihm unschwer mit der unschuldigsten Miene von der Welt Flossen vormachen. Dann versichert solch ein Schlächter hoch und heilig, er denke sonst gar nicht daran, Kinder zu töten; daß auch gerade dieses einmal, wo ihm ein durch Zufall ums Leben gekommener Büffel ins Haus gebracht worden sei, der hochgestellte Mann des Weges kommen müsse! Unter solchen Umständen ist es auch für einen Mandarinen, der das Volk zwingen will, sich nach dem Gesetze zu richten, nicht leicht, seinen Willen durchzusetzen. Vor einiger Zeit nahm einmal ein Taotai (Regierungspräsident) in Tientsin einen kräftigen Anlauf, in seinem ganzen Bezirk das Töten von Rindvieh zu verhindern. Aber da kam er schön an. Die Fleischer streikten wie Ein Mann und schlossen samt und sonders ihre Läden. Das war nun eine schlimme Geschichte für die in Tientsin lebenden Fremden. Besonders die zahlreichen Engländer gerieten bei dem Gedanken, ohne ihr beliebtes „beef“ auskommen zu sollen, ganz aus dem Häuschen. Die fremden Konsuln schickten alsbald eine gemeinsame Eingabe an den Taotai, worin sie es als vertragswidrig bezeichneten, die Chinesen irgendwie an Lieferungen für die Ausländer zu hindern. Es soll manchmal nicht ganz leicht

sein, Konsulu verschiedener Nationalitäten unter einen Hut zu bringen; aber in einer so wichtigen Magenfrage waren sie sofort einig. Dem Taotai blieb bei solcher Einmütigkeit nichts anderes übrig, als die Segel zu streichen. Die schreckliche, fleischlose Zeit hatte nur wenige Tage gedauert.

Strenge Buddhisten genießen überhaupt keine Fleischkost, weil eine der obersten buddhistischen Satzungen verbietet, irgend welche lebenden Wesen zu töten. Nun ist es für den unbefangenen ausländischen Beobachter nicht wenig spaßhaft, zu sehen, wie den Mandarinen diese in gewöhnlichen Zeiten gar nicht beachtete Satzung bei zu großer Trockenheit oder bei zu viel Regen plötzlich wieder einfällt. Dann erlassen sie ein Verbot, Tiere zu schlachten, weil sie hierdurch die erzürnten Götter zu besänftigen hoffen. Das Volk richtet sich hiernach auch im großen und ganzen willig, weil es fest von der Wirksamkeit solcher Maßregeln überzeugt ist. Ausländer haben jedoch selten darunter zu leiden. Wahrscheinlich nimmt man an, es sei den chinesischen Göttern einerlei, ob für die Fremden geschlachtet werde oder nicht. Hat das Verbot nicht bald den beabsichtigten Erfolg, so wird weiter untersagt, Fische zu fangen. Ueber kurz oder lang muß sich das Wetter natürlich ändern, worauf alles wieder ins alte Geleise zurückkehrt.

In einigen Gegenden des Reiches essen manche Leute, die sonst nicht Vegetarianer sind, den ganzen Tag kein Fleisch mehr, sobald sie es donnern hören, weil sie Angst vor dem Gott des Donners haben.

Ueberhaupt ist die Auffassung, daß Fleischgenuß eigentlich sündhaft sei, weit verbreitet. Aber nur die nicht sehr zahlreichen strengen Buddhisten richten ihre Lebensweise wirklich hiernach ein.

Die Chinesen pflegen alle Speisen so anzurichten, daß sie ohne weiteres Zerlegen oder Zerschneiden gegessen werden können. Im Familienkreise steht gewöhnlich mitten auf dem Tische eine große Schüssel mit Reis, wovon sich jeder mit einem Löffel in seinen eigenen Napf füllt. Dann hebt man den Napf mit der linken Hand bis zum Kinn und schaufelt mit Hilfe der berühmten Eßstäbchen, wovon einer zwischen Daumen und Zeigefinger und der andere zwischen Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand gehalten wird, den Reis in den Mund. Dies macht, sobald der Reis ziemlich dünn gekocht ist, auf Europäer nicht gerade einen appetitlichen Eindruck, weil sich der Vorgang dann nicht ohne starkes Schlürfen abspielt. Andererseits finden es solche Chinesen, die noch nicht von Europas Kultur belect sind, höchst barbarisch, irgendwelche Speisen beim Mahle selbst zu zerschneiden. Gemüse, Fisch, Fleisch u. dgl. stehen daher meistens, in Stückchen zerteilt, in kleinern Schüsseln um das große Gefäß mit Reis herum. Jeder langt mit seinen Eßstäbchen nach Gefallen bald in diese, bald in jene Schüssel und holt sich ein Stückchen Zukost zu seinem Reis.

Die Stäbe richtig zu gebrauchen ist bei einiger Geschicklichkeit nicht so schwierig, wie zuweilen behauptet wird. Manche Europäer können allerdings nie recht

damit fertig werden. Die Chinesen nehmen niemals einen Stab in jede Hand, wie man vielfach glaubt, sondern stets beide in die rechte Hand. Für Suppen, die indessen nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten gegessen werden, giebt es Löffel; dagegen benutzt man bei den Mahlzeiten niemals Gabeln und Messer.

Mann, Frau und erwachsene Kinder essen, wenn sie für sich sind, an demselben Tisch und zu derselben Zeit. Sind aber Gäste geladen, dann trennen sich die Geschlechter. Die Frauen begeben sich in die innern Gemächer, während die Männer in der Empfangshalle bleiben oder in das Studierzimmer gehen, falls ein solches vorhanden ist. Wer sich einen Anstrich von litterarischer Bildung geben will, läßt seine Gäste mit Vorliebe dort, wo sich seine Bücher befinden, selbst wenn diese wenig zahlreich sind, die Mahlzeit einnehmen. Personen verschiedenen Geschlechts dürfen sich bei festlichen Gelegenheiten nicht miteinander unterhalten. Dieses Verbot der Sitte erstreckt sich sogar auf Verwandte. Die Herren werden bei solchen Anlässen den ihnen noch nicht bekannten Damen nicht vorgestellt. Mann und Frau oder Bruder und Schwester gehen niemals zusammen auf der Straße, und die Frauen der höhern Gesellschaftskreise verlassen das Haus überhaupt nur in einer verdeckten Sänfte. Den nicht daran gewöhnten Chinesen kommt es daher höchst unpassend vor, daß sich europäische Ehepaare öffentlich Arm in Arm zeigen. Eine Mutter wird dagegen zuweilen von einem erwachsenen Sohn auf einem Gange begleitet, aber auch dies fast nur dann, wenn sie gebrechlich ist

oder wenn sie wegen ihrer allzu kleinen Füße einer Stütze bedarf.

Die Chinesen sind vortreffliche Köche. In den untern Volkskreisen versteht jedermann die allerdings einfachen gewöhnlichen Gerichte zu bereiten. Aber auch in den Häusern der Fremden lernen die Köche unter einigermaßen sachkundiger Anleitung mit Leichtigkeit deutsche, englische oder französische Küche.

Ausländer, die zu einem großen chinesischen Gastmahl eingeladen werden, finden dort jetzt gewöhnlich einige eigens auf ihren Geschmack berechnete substantielle Fleischgerichte. Hält man sich bei einem solchen Gelage, das früh am Nachmittage beginnt und immer stundenlang dauert, nur an die eigentliche Landeskost, dann erhebt man sich schließlich mit dem Gefühl, allerlei gegessen zu haben, ohne doch eigentlich satt zu sein. Einige tüchtige belegte „Schrippen“, wie der Berliner sagt, sind recht nützlich zur Nachhilfe.

Die bei einem großen Essen, zu dem Fremde geladen werden, gereichten Getränke sind fast immer Champagner und verschiedene einheimische Weine. Rotwein, Weißwein und Bier liebt fast kein Chinese, eher noch Whisky. Sekt mögen die meisten von ihnen gern, doch wird man selten einen wirklichen Kenner unter ihnen finden. Selbst wohlhabende Leute nehmen für große Gastmähler die Marken, die sie gerade in den Läden vorfinden, worunter manchmal schlimmes Zeug ist. Oft ist es daher ratsam, sich lieber an den chinesischen Wein, „samschu“ genannt, zu halten. Gute Sorten davon sind im allgemeinen nicht übel, doch

hinterlassen sie meistens einen nicht angenehmen Nachgeschmack, den ein guter Deutscher hinterher mit einer Flasche bairischen Bieres wegspülen muß.

Das Hauptgetränk im Reiche der Mitte ist bekanntlich Thee. Die im Abendlande gebräuchlichen Ausdrücke für Thee kommen alle aus dem Chinesischen. Ins Malahische, Italienische, Spanische, Französische, Deutsche, Englische, Holländische und Dänische hat man das südchinesische Wort „teh“ übernommen. Dagegen heißt das Getränk überall dort, wo der sogenannte Mandarinendialekt herrscht, d. i. in ganz Mittel- und Nordchina, „tscha“. Diesen Ausdruck haben die Russen entlehnt, und merkwürdigerweise auch die Portugiesen, außerdem die Italiener neben „teh“.

Der Theestrauch gehört zu den immergrünen Gewächsen. Manche Botaniker halten ihn für eine Unterart der Gattung *Camellia*. Jedenfalls ist er den Camellien, die sich hauptsächlich durch etwas dickere Blätter von ihm unterscheiden, nahe verwandt. Die Chinesen haben auch nur einen Ausdruck für beide Gewächse. In Nordchina ist das Klima für den Theestrauch zu kalt, dagegen gedeiht er in allen ihm zusagenden Gegenden Mittel- und Südchinas. Er ist nicht gerade wählerisch und kommt deshalb auch auf ziemlich armem Boden fort. Aber der Ertrag ist je nach der Güte des Bodens und nach der Feuchtigkeit sehr verschieden. Am besten gedeiht der chinesische Thee in hügeliger, feuchtwarmer Gegend. Etwas Frost schadet dem Strauche nicht, dagegen muß er unbedingt

viel Feuchtigkeit haben. Ist diese vorhanden, so kann ihm die stärkste Hitze nichts anthun. In einer feuchtwarmen Gegend ist der Ertrag sehr viel größer als in einer Gegend mit trockenem und gemäßigtem Klima. Der Strauch ist in China selten mehr als drei Fuß hoch; meistens läßt man ihn sogar nur halb so hoch wachsen. Wenn die Pflanze sich selbst überlassen bleibt, so erreicht sie eine Höhe von sechs oder sieben Fuß, wie aus China nach Indien verpflanzte Exemplare beweisen. Der Grund, weshalb die Chinesen das zu starke Wachstum verhindern, indem sie stets die obern Zweige entfernen, sind die im Reiche der Mitte häufig auftretenden starken Winde, die größere Sträucher leicht arg zerzausen würden. Auf gutem Boden braucht man die Pflanzungen wenig zu düngen, man muß sie aber möglichst frei von Unkraut halten.

Die Blätter des Theestrauches werden höchstens neun Zentimeter lang und haben eine dunkelgrüne, glanzlose Farbe. Man pflegt sie nicht vor dem dritten Jahre zu pflücken. Die erste Lese findet Ende März oder im April statt, je nach dem Breitengrade. Dabei muß man sehr vorsichtig sein, damit die noch unentwickelten Blätter nicht beschädigt werden. Der aus den halbgeöffneten Blättern der ersten Lese hergestellte, meist nach Rußland gehende Thee ist viel teurer als der aus der Hauptlese gewonnene. An diese zweite Lese geht es, sobald die Blätter völlig ausgewachsen sind. Dann giebt es in den Theedistrikten viel Arbeit. Scharen von Weibern und Kindern pflücken die Blätter in den Pflanzungen. In zehn oder zwölf Tagen ist

schon alles fertig, da man jetzt, im Gegensatz zur ersten Lese, in sehr summarischer Weise verfährt.

Nun kommt es zunächst darauf an, die Blätter ordentlich zu dörren. Man trocknet sie erst an der Sonne, und wenn sie alle Feuchtigkeit verloren haben, wirft man einige zur Zeit auf die hierzu benutzten heißen Pfannen. Die gerösteten Blätter kommen auf einen Tisch, wo sie von Arbeitern zu kleinen Kugeln geknetet, mehrmals wieder auseinander genommen und abermals geknetet werden, bis der Aufseher zufrieden ist. Darauf werden sie noch einmal in die Pfanne geschüttet, unter der diesmal aber weniger Feuer ist, und wandern dann wieder zu den Arbeitern am Tische zurück. Gewöhnlich wird dieser Prozeß auch noch zum drittenmal ausgeführt. Die feineren Sorten röstet man sogar fünf- oder sechsmal. Nach und nach nehmen die Blätter dabei die bekannte gekräuselte Form an.

Grüner Thee unterscheidet sich vom schwarzen lediglich durch die Zubereitung der Blätter. Die schwarzen Sorten haben, im Gegensatz zu den grünen, in denen mehr Del und Saft zurückgeblieben ist, eine Gärung durchgemacht, wodurch die dunklere Färbung entsteht. Geschickte Arbeiter können aus einem und demselben Haufen Blätter derselben Art sowohl grünen wie schwarzen Thee herstellen. Meistens wird man allerdings finden, daß sich ein Arbeiter entweder auf die eine oder auf die andere Weise besser versteht. Der Boden hat auch einen Einfluß darauf, ob sich von den Blättern der Pflanzungen besser grüner oder schwarzer Thee machen läßt. Etwas ähnliches findet man ja bei

der Herstellung des Weines. Im allgemeinen ist aber die außerhalb Chinas vielfach verbreitete Auffassung, daß die Theesorten verschiedener Färbung Produkte verschiedener Arten der Theesträucher sein, nicht richtig.

In Europa ist der grüne Thee nicht beliebt; dagegen geht viel davon nach Amerika. Erzeugt wird er hauptsächlich in der Gegend südlich vom untern Yangtzekiang. Der nicht weit von Schanghai liegende Vertragshafen Ningpo führt jährlich große Mengen davon aus. Mittelchina mit den beiden Vertragshäfen Hankau und Kiukiang am Yangtzekiang, besonders die beiden Provinzen Hunan und Hupeh, sowie die Küstenprovinz Fuhkien im Südosten, liefern hauptsächlich schwarzen Thee. Außerdem kommen aus Kuangtung mit der Hauptstadt Kanton im Süden und aus der großen und wohlhabenden Provinz Szetschuan am obern Yangtzekiang Sorten von beiderlei Färbung.

Der chinesische Theehandel ist leider in den letzten Jahren zurückgegangen. Während früher in jedem Frühjahr eine beträchtliche Zahl von großen englischen Dampfern nach Futschau in der Provinz Fuhkien und nach Kiukiang und Hankau am Yangtzekiang kamen, wird der Londoner Theemarkt jetzt fast ganz von Ceylon und Indien aus versorgt. Dagegen sind die Russen dem chinesischen Thee bisher treu geblieben. Alljährlich gehen die vortrefflichen Dampfer ihrer Freiwilligenflotte im Mai und Juni Chinas Riesenstrom hinauf. Zwei bis drei Tagereisen dauert die Fahrt von der Mündung des Yangtzekiang bis nach Hankau, und doch können im Frühjahr, wo der Strom

nach der Schneeschmelze in Hochasien gewöhnlich am meisten Wasser mit sich führt, bis zu viertausend Kegistertons haltende Dampfer diesen Hafen ohne Schwierigkeit erreichen. Der gewaltige Fluß ist bei Tschinkiang, eine volle Tagereise oberhalb der Mündung, noch hundertundfünzig Fuß tief.

Viel chinesischer Thee ist auch fortdauernd überland nach Rußland gegangen. Dies ist der sogenannte Karawanenthee, der von manchen Trinkern für besser gehalten wird als der auf dem Seewege gekommene. Vermuthlich läuft hierbei viel Einbildung mit unter, weil die Seelust, die allerdings ein geschworener Feind dieser Ware ist, dem Inhalte gut verlöteter Kisten schwerlich etwas anhaben kann.

Es ist kaum ernstlich zu bezweifeln, daß der chinesische Thee gesünder ist als der indische und der aus Ceylon. Nach einer Untersuchung des verstorbenen Professors Dittmar enthielten die drei Arten im Durchschnitt in Prozenten folgende Mengen von Thein und Tannin:

	Nach fünf Minuten langem Ziehen		Nach zehn Minuten langem Ziehen	
	Thein	Tannin	Thein	Tannin
China)	2,58	3,06	2,79	3,78
Ceylon	3,15	5,87	3,29	7,30
Indien	3,63	6,77	3,73	8,09.

Diese kleine Tabelle zeigt also, daß der chinesische Thee seinen Konkurrenten zwar an Gehalt des gesunden Theins ein wenig nachsteht. Dafür enthält er aber auch nur etwa halb so viel Tannin als jene.

Das ist ein wichtiger Umstand. Denn ist auch ein mäßiger Tanningehalt nicht schädlich, so erzeugt doch ein höherer Prozentsatz Kopfschmerzen. Man sollte deshalb Thee aus Ceylon oder Indien niemals länger als vier bis fünf Minuten ziehen lassen, weil er sonst leicht die Nerven angreift. Auch die bekannte englische medizinische Zeitschrift „Lancet“ mußte vor einiger Zeit zugeben, der chinesische Thee sei gesünder als die andern Arten.

Nun wird der Leser fragen: wie kam es denn, daß sich trotzdem die Ware aus Ceylon und aus Assam so rasch den Londoner Markt, der auch einen großen Teil des europäischen Kontinents versorgt, erobert hat. Die Antwort hierauf lautet: die von dort kommenden gewöhnlichen Sorten sind billiger und sind dabei sorgfältiger zubereitet und verpackt als die chinesischen Sorten, und deshalb kauft sie das große Publikum trotz des höhern Tanningehaltes lieber. Die chinesischen Theebauern pflegen auf den Vorwurf, viele ihrer Sorten würden von Jahr zu Jahr schlechter, zu erwidern: „Seit wir nicht mehr so viel verkaufen können wie früher, sind wir außerstande, die alten und eigentlich schon verbrauchten Sträucher immer nach sieben bis acht Jahren durch junge zu ersetzen, wie es richtig wäre.“ Die Pflanzler müssen also selbst eine Verschlechterung zugeben. Manche ausländische Beurteiler der Frage meinen, sie laufe darauf hinaus, daß der gewöhnliche chinesische Thee zu hoch besteuert sei; deshalb könne er keinen erfolgreichen Wettkampf mit seinen weniger besteuerten Konkurrenten aufnehmen.

Der Thee wurde im Reiche der Mitte als Getränk zuerst gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung benutzt. Doch schon lange vorher verwandte man ihn nach den Angaben von Dr. Dudgeon in Peking, dem ich hier teilweise folge, zu medizinischen Zwecken. Seine erste Erwähnung soll bis in das Jahr 3000 v. Chr. zurückreichen, wo er, wie die Chinesen behaupten, in einer umfangreichen Aufzählung von Heilmitteln genannt wird. Die Holländer waren die ersten, die den Thee nach Europa brachten. Als dann das Abendland auf dieses Getränk aufmerksam geworden war, bezog es den Artikel in immer steigenden Mengen, bis der Wert der alljährlichen Ausfuhr hundert Millionen Mark erreichte. In den letzten Jahren ist die Ausfuhr in Folge des Wettbewerbes von Indien und Ceylon einigermaßen zurückgegangen. Die ursprüngliche Heimat des Strauches scheint Assam zu sein, so daß also die rasch emporgeblühte Kultur des Thees in Indien wieder einmal nichts Neues unter der Sonne ist.

Wird chinesischer Thee ohne Milch und Zucker genossen, so wirkt er höchst belebend und läßt große Anstrengungen ohne Erschöpfung ertragen. Viele Nordpolfahrer haben es bezeugt, daß guter Thee im hohen Norden mehr gewärmt habe als geistige Getränke. Milch und Zucker schaden chinesischem Thee, besonders die Milch, die die Zunge verhindert, das Aroma des Getränks zu schmecken. Im Reiche der Mitte gießt man stets brausend kochendes Wasser über die Blätter und läßt sie einige Minuten in den mit einem Deckel

versehene Tassen ziehen. Nach der allgemeinen Ansicht der Chinesen verursacht das Getränk Verdauungsstörungen, wenn das Wasser im Augenblicke des Aufgießens nicht ordentlich kocht. Die Blätter schwimmen dann für eine Weile oben, während sie in kochendem Wasser rasch zu Boden sinken. Dabei scheinen jedoch die Chinesen merkwürdigerweise nicht hinter das Geheimnis gekommen zu sein, daß frisch gekochtes Wasser dem Thee einen feinern Geschmack verleiht, als solches, das schon eine längere Zeit über dem Feuer gestanden hat. In den meisten chinesischen Wohnungen und in allen Gasthäusern hat man stets kochendes Wasser bereit, was allerdings den Vorteil bietet, zu jeder Zeit ohne Verzug Thee darzubieten zu können. Aber er ist dann nicht so gut, als wenn das Wasser gerade in dem Augenblicke benutzt wird, wo es den Siedepunkt erreicht hat. Auch die Russen, neben den Chinesen die besten Theekenner, machen mit ihrem Samovar zuweilen dieses Versehen. Manche Menschen benutzen aus gesundheitlichen Rücksichten nur destillirtes Wasser. Dieses sollte man aber immer erst durch Holzkohle laufen lassen, damit es den verlorenen Sauerstoff zurückgewinnen kann.

Die chinesische Art, den Thee zuzubereiten, läßt sich nicht gut auf die ins Ausland gehende Ware anwenden, weil die für die Ausfuhr bestimmten Blätter meist stärker geröstet werden, als die im Inlande bleibenden. Ein Aufguß solcher stark dem Feuer ausgesetzten und gegorenen Blätter schmeckt ohne Zuthaten bitter. Wir finden es deshalb nötig, der Bitterkeit durch Zucker

und der zusammenziehenden Kraft durch Milch entgegenzuwirken. Auf diese Weise bildet sich jedoch im Magen ein unlösliches Albuminat von Tannin. Durch zu starkes Rösten lassen wir uns also den Thee ungeschmackhaft machen, und um dieser Charybdis zu entgehen, geben wir ihm Zuthaten und fallen damit in die Scylla, daß nun ein guter Theil des Aromas wieder Bekömmlichkeit verloren geht. Am besten läßt sich guter Thee in Europa ohne Zuthaten genießen, wenn man oben im Topf ein Sieb anbringt. Auf dieses werden die Blätter geschüttet und dann rasch nacheinander mehreremal mit frisch gekochtem Wasser übergossen. Nachher kommen sie dann gar nicht mehr mit dem Getränke selbst in Berührung. Der Unterschied im Geschmack ist recht bemerkenswert, vorausgesetzt, daß der Thee selbst gut ist.

Ueberall im ausgedehnten Reiche der Mitte sieht man eine große Menge von Theehäusern, von den feinsten bis herab zu den gewöhnlichen. Sie nehmen ganz den Platz unserer Wirtshäuser ein. Meistens sind dort auch einheimische geistige Getränke zu bekommen, doch werden diese selten verlangt. Die Theehäuser stehen selbst in Mittel- und Nordchina fast immer nach der Straße zu in voller Breite offen. Es muß schon recht kalt sein, wenn man sie durch Holzverschläge schließen soll. Denn die Chinesen hüllen sich im Winter dermaßen ein, daß sie ein gut Theil mehr Kälte vertragen können, als die viel leichter gekleideten Ausländer. Vor dem eigentlichen Gebäude ist außerdem noch ein freier Platz oder in einem obern Stock-



Cheehans bei Haining

Wehrkreisbuch Nr. 10
Breslau.

werk eine Veranda, die auch meistens voll von theeschlürfenden Menschen sind. Eine ziemlich große Zahl von Kellnern geht fortwährend zwischen den Tischen umher, um Päckchen mit Thee, heißes Wasser oder das fertige Getränk, ferner auch Kuchen und getrocknete Früchte mancherlei Art anzubieten. Ihren Thee bringen sich die meisten Gäste indessen selbst mit. Wenn sie dann als Obolus ein einziges der durchlöcherten Kupferstücke, von denen mehrere auf einen Pfennig gehen, entrichten, so können sie den ganzen Tag lang so viel kochendes Wasser dafür bekommen, wie sie wünschen.

Die an belebten Straßen liegenden Theehäuser sind vom Morgen bis zum Abend gedrängt voll, weil alle Chinesen gern schwätzen und klatschen. Dabei raucht man die nur wenige Züge enthaltenden Pfeifen, die also immer von neuem wieder gefüllt werden müssen. Die ohrenzerreißende chinesische Musik, die aber allen bezopften Menschen ein Ohrenschmaus ist, ist häufig in den Theehäusern zu hören. Manchmal läßt sich dort auch ein Vorleser der alten Geschichte vernehmen oder einer, der Sachen aus der Volksfage vorträgt. Doch dienen solche Stätten nicht nur der Erholung. Eine Menge Menschen machen hier vielmehr ihre Geschäfte ab, und viele Streitfragen werden mit Hilfe von Vermittlern bei einer Tasse Thee an offener Straße entschieden. Reisende, die von auswärts in einen Ort kommen, finden in den Theehäusern Gefäße mit warmem Wasser — der Chineser wäscht sich nie mit kaltem Wasser, selbst im heißen Sommer nicht — sowie Hand-

tücher bereit, so daß sie sich den besonders in Nordchina sehr lästigen Staub von Gesicht und Händen spülen können, bevor sie einige Tassen warmen Thees nehmen, die nach einer längern Karrenfahrt ein großes Labfal sind.

Die Chinesen halten in keiner Weise bestimmte Zeiten für den Genuß von Thee ein, und sie lassen ihn niemals die Stelle einer Art Mahlzeit vertreten. Sie trinken ihn fast ausnahmslos schwach und sofort nach dem Aufguß von kochendem Wasser. Während sie dem Getränk vor allem die Eigenschaft zuschreiben, daß es die Verstandesfähigkeit erhöhe, verschließen sie sich keineswegs der Einsicht, daß ein Uebermaß des Genusses üble Folgen hat. Manche ihrer Schriftsteller haben sich mit gewohnter Ausführlichkeit und mit gewohntem Mangel an Kenntniß der elementarsten physiologischen Vorgänge darüber verbreitet.

Den größten Theeverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung findet man wahrscheinlich in Nordchina und in allen nördlich davon gelegenen Gebieten. In diesen Gegenden mit ihren sehr strengen Wintern ist das Getränk von unerseßlichem Werte. Die Mongolen essen nach Dr. Dudgeon außerdem die getrockneten Blätter. Auch im eigentlichen China soll dies nicht selten sein, doch genießt man hier nur die feinem Sorten auf solche Weise. Die Vorteile des Theetrinkens vor dem Genuß alkoholischer Getränke liegen klar zutage. Die ruhige und häusliche Lebensweise der Chinesen ist zum guten Teile daraus zu erklären, daß ein schwacher Theeaufguß das allgemeine Nationalgetränk ist.

Zum Schluß noch ein Wort über die allgemeine Sitte der Chinesen, jedem Besuche Thee anzubieten. Ausländer verstoßen recht häufig hiergegen, obwohl die Sitte doch leicht genug zu beobachten ist. Besonders jedem, der mit Mandarinen zu thun hat oder etwas von ihnen erreichen will, ist es anzuraten, sich hierin möglichst nach dem Landesbrauche zu richten. Denn die Chinesen geben nun einmal ungemein viel auf dergleichen Neußerlichkeiten. Zeigt man ihnen, daß man weiß, was ihre gute Sitte erheischt, dann werden sie einen nicht so leicht verächtlich und achselzuckend für einen unerzogenen Barbaren halten, wie es jetzt noch häufig der Fall ist.





Handel und Verkehr

Die Chinesen sind geborene Kaufleute. In Europa ist vielfach die Meinung verbreitet, ein Volk, das Lügen für keine Sünde ansieht, könne keine guten Geschäftsmänner hervorbringen. Deshalb ist man geneigt, chinesische Kaufleute alle miteinander für Schwindler zu halten. Das ist eine ganz irrige Auffassung. Vielmehr sind die Chinesen viel zu verständige und praktische Menschen, als daß sie nicht den bedeutenden Nutzen einsehen sollten, den Zuverlässigkeit und feste Preise für große Firmen haben. Sie unterscheiden sich hierin sehr zu ihrem Vorteil von den Japanern, deren Unzuverlässigkeit im Handel in ganz Ostasien bekannt ist, während umgekehrt japanische Beamte wieder viel ehrlicher sind, als chinesische Mandarinen.

Im Kleinhandel nehmen es allerdings auch die Chinesen nicht sehr genau mit der Ehrlichkeit. Dabei steht aber der kleine Geschäftsmann im Reiche der Mitte den Großkaufleuten seines Landes nicht nach an Fleiß, Umsicht und Unternehmungslust. Von verhältnismäßig unbedeutenden Auswüchsen abgesehen

ruht das Geschäftsleben in China durchaus auf gesunder Grundlage. Es ist geradezu das Rückgrat des Reiches. Auch die Fremdenviertel der Vertragshäfen sowie Hongkong und Singapore hätten sich ohne den wohlhabenden chinesischen Kaufmannsstand nicht zu so blühenden Gemeinwesen entwickelt, wie sie theilweis sind.

Viele der in China wohnenden europäischen und amerikanischen Geschäftsleute sind in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zu Kommissionsagenten der Chinesen geworden. Als es noch keine Telegraphenverbindung mit Ostasien und noch keinen Suezkanal gab, da konnte ein tüchtiger Kaufmann in China bei einigem Glück in wenigen Jahren wohlhabend werden. Allerdings gehörte auch viel Mut dazu. Denn er mußte auf eigene Rechnung und Gefahr in Europa oder in Amerika Schiffe ausrüsten lassen, die Ladung für ihn in den fernen Osten brachten. Dafür war aber der Verdienst groß, wenn solch ein Segler nach monatelanger Fahrt um das Kap der guten Hoffnung, reich beladen mit Stückgütern, glücklich im sichern Hafen anlangte. Das ist längst vorbei. Telegraph und Dampfschiffahrt haben bewirkt, daß es die chinesischen Großkaufleute jetzt vorziehen, erst das Geschäft abzuschließen und dann die Ware telegraphisch zu bestellen. Der Europäer ist dabei der Agent, der die Ware besorgt, wofür er seine Kommission bekommt.

Gerade bei solchen Geschäften tritt der Gegensatz zwischen Chinesen und Japanern besonders deutlich hervor. Der schwankende Silberkurs bringt es mit sich,

daß die Lage des Marktes für eine Ware zuweilen bei Absendung des Telegramms ziemlich viel günstiger sein kann, als wenn sie nach ungefähr zwei Monaten ankommt. Nun findet sich der Chinese einfach damit ab. Er hält sich an den Vertrag und trägt stillschweigend den Schaden, indem er bedenkt, daß er ebenso gut einmal Glück bei der Kursschwankung haben kann. Der Japaner hingegen will wohl einen Vorteil einheimsen, aber keinen Schaden tragen. Wendet sich der Kurs zu seinen Ungunsten, dann verweigert er einfach die Annahme der Ware. Der europäische Vermittler kann ihn zwar dafür verklagen, wie es auch hin und wieder geschehen ist. Dann ist der Japaner gewöhnlich wegen Vertragsbruchs verurteilt worden. Für den Europäer waren aber die Folgen noch weit unangenehmer, weil er sich regelmäßig einem allgemeinen, von den japanischen Kaufleuten veranstalteten Boykott ausgesetzt sah. Dagegen war wenig oder nichts zu machen.

Seit Einführung der Goldwährung in Japan ist allerdings zugleich mit der starken Kursschwankung dieser Stein des Anstoßes weggeräumt worden. Trotzdem werden die Klagen über die Unzuverlässigkeit der japanischen Geschäftswelt wohl nicht sehr bald verstummen. Die Besorgnis, die japanische Industrie könne der europäischen eine vernichtende Konkurrenz machen, scheint deshalb übertrieben zu sein. Dazu arbeitet sie vorläufig nicht ehrlich genug. In vielen Fällen entsprechen die Lieferungen einer Ware nicht der Güte der gesandten Muster, oder die Güte ver-

schlechtere sich allmählich. Aber auch in anderer Weise ist dafür gesorgt, daß die Bäume auf diesem Felde nicht in den Himmel wachsen. Die Arbeitslöhne sind nämlich in Japan in den letzten Jahren stark gestiegen. Dasselbe sehen wir in China. Sobald in den Vertragshäfen, besonders in Schanghai, eine größere Zahl von Fabriken entstanden, wußten die nicht zahlreichen dafür geschulten chinesischen Arbeiter ihren Vorteil schnell wahrzunehmen. Sie gingen von einer neuen Fabrik zur andern und boten ihre Arbeit jedesmal zu einem etwas höhern Preise an, als vorher. Die Angabe, in China wäre ein Tageslohn von dreißig bis fünfzig Pfennig die Regel, ist daher für solche Arbeiter, die technische Kenntniß haben müssen, nicht richtig. Das wird sich in Zukunft schwerlich ändern, auch wenn das Angebot größer werden sollte als die Nachfrage. Chinesische Diener waren vor einigen Jahrzehnten auch billiger zu haben als jetzt. Die bezopften Menschen halten viel zu sehr zusammen, als daß sich der einzelne zu einem viel billigeren Preise verdingen sollte als seine Kameraden.

Daß der Einfuhr einiger europäischer Artikel nach Ostasien durch die japanische Konkurrenz Abbruch gethan worden ist, soll nicht bestritten werden. Indessen der Gesamthandel zwischen dem Inselreiche und dem Auslande hat trotz dieser Konkurrenz bedeutend zugenommen. Das ist doch die Hauptsache, die man aber bei der Beurteilung dieser Verhältnisse häufig übersieht. Werden Fabriken in Japan oder in China gebaut, so sind für solche Anlagen Maschinen nötig, die aus

Europa kommen müssen, da sie im eigenen Lande noch nicht zu haben sind. Sind die Fabriken fertig, so erhöht die Vergrößerung der Ausfuhr die Kaufkraft des Landes. Das übt dann wieder eine günstige Rückwirkung auf andere aus dem Abendlande kommende Artikel aus, die bei größerer Wohlhabenheit mehr verlangt werden.

Auf absehbare Zeit wird wohl der Wert des Gesamthandels zwischen China und dem Auslande steigen, trotz aller im Reiche der Mitte entstehenden Fabriken. In den letzten Jahren hatte dieser Handel nach den vom kaiserlichen Seezollamte herausgegebenen statistischen Berichten einen durchschnittlichen Wert von rund tausend Millionen Mark. Berücksichtigen wir die gewaltige Größe des Reiches und den Umstand, daß China sozusagen ein einziges großes Warenlager ist, so können wir diese Zahl nicht bedeutend nennen. Sie wird sich wahrscheinlich vervielfachen lassen, wenn das Reich erst durch Eisenbahnen erschlossen worden ist, und wenn dann die von den Mandarinen willkürlich auferlegten Binnenzölle, die wie Polypen am Fleische des betriebsamen Volkes sitzen, auf ein vernünftiges Maß beschränkt worden sind.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Buches, genauere Daten über den chinesischen Außenhandel zu geben. So seien hier nur einige allgemeine Bemerkungen darüber gemacht. Von den eingeführten Gütern nehmen Baumwollenwaren mit durchschnittlich dreißig Prozent immer die erste Stelle ein. Dann folgen Opium mit etwa fünfzehn, Metalle mit vier bis fünf und Woll-

waren mit etwa zwei Prozent. Von den zahlreichen andern Gütern, die den großen Rest ausmachen, seien hier noch Anilinfarben angegeben, da sie meistens aus Deutschland kommen; sie haben im Reiche der Mitte einen großen Absatz.

Ueber das Opium werden einige besondere Worte am Platze sein. Wir wollen jedoch nicht die allgemein bekannte, aber auch vielfach übertriebene Schädlichkeit des Rauchens hervorheben, sondern die Opiumeinfuhr in das richtige Licht setzen. Ob es nach dem Kriege von 1841 möglich gewesen wäre, den Opiumhandel an der chinesischen Küste ganz zu verhindern, bleibe dahingestellt. Vielleicht hätten die Engländer hierzu die Hand geboten, wenn nur die Mandarinen selbst den ernstlichen Willen gehabt hätten, dem Verbote des Handels mit Opium Beachtung zu verschaffen. Von einem „Opiumkriege“ zu sprechen, ist nicht berechtigt. Das von den Mandarinen in Kanton beschlagnahmte Opium bildete vielmehr nur den zufälligen Anlaß zum Ausbruch des Feuers, das schon jahrelang ge- glimmt hatte. Die ganzen Zustände im Verkehr zwischen chinesischen Beamten und Ausländern waren längst unhaltbar geworden und würden dem Kriege zugetrieben haben, selbst wenn niemals ein Chinese eine Pfeife indischen Opiums geraucht hätte. Nach dem Kriege ließ man vorläufig alles beim Alten. Es ist nicht richtig, daß den Chinesen im Frieden von Nan-king das Opium aufgezwungen sein soll.

Vor dem Kriege von 1841 wurde bereits viel Opium ins Land geschmuggelt, und nicht nur von

Engländern, sondern auch von Angehörigen anderer Staaten. Nach dem Kriege bestand das Verbot des Handels mit Opium fort, aber es blieb größtenteils ein toter Buchstabe. Woran lag das? In Japan war die Sache doch anders. Hat man jemals gehört, die Engländer hätten den Japanern das Opium aufzudrängen versucht? Die Gründe für diesen Unterschied sind nicht schwer zu finden. Opium ist nachweislich in China bereits im vorigen Jahrhundert angebaut worden. Schon damals duldeten die Mandarinen dies also. Seitdem hat das einheimische Opium das indische in manchen Gegenden nach und nach verdrängt, weil es billiger ist. Besonders in der großen Provinz Szechuan am obern Yangtzejiang wird viel Opium gezogen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes ist dies eigentlich noch immer verboten. Aber die Mandarinen drücken beide Augen zu, weil sie eine gute Zolleinnahme davon haben. Hier ist des Pudels Kern. Die chinesischen Beamten mögen das Geld nicht missen, das ihnen der hohe Zoll auf Opium einbringt. Das ist wohl der Hauptgrund, weshalb sie sich niemals dazu aufgerafft haben, das Verbot dieses Handels in ihrem Lande durchzuführen. Nach 1841 thaten sie wenig, den Schmuggel zu unterdrücken, so daß im Frieden von Peking im Jahre 1860 nichts anderes übrig blieb, als den Opiumhandel zu legalisieren und der Aufsicht des Seezollamtes zu unterstellen.

Die immer wiederholte Behauptung der Missionare, den Chinesen sei das Opium mit Gewalt aufgezwungen worden, ist also nicht haltbar. Der Verfasser hat kein

Vorurteil gegen die christlichen Sendboten. Im Gegenteil, er glaubt, daß ihre stille und aufopferungsvolle Thätigkeit oft von oberflächlichen Beurteilern zu wenig anerkannt wird. Aber die meisten Missionare sind anscheinend nicht imstande, die Opiumfrage ruhig und ohne Erregung zu behandeln. Man muß bedauern, daß es solche Laster, wie das Schnapstrinken und das Opiumrauchen, von denen das letztere übrigens das kleinere ist, überhaupt giebt. Aber zu nichts führende Klagelieder darüber haben keinen Zweck. Vernünftiger wäre es, wenn die Missionare endlich einmal der Thatsache ins Gesicht sähen, daß die gänzliche Verbannung des Opiums aus China nichts als ein frommer Wunsch ist. Denn selbst gesetzt den Fall, alle fremden Regierungen verböten ihren Unterthanen den Handel mit Opium in China: glauben denn die Missionare im Ernste, daß damit der auch bereits ziemlich ausgedehnte Anbau im Lande selbst aufhören würde? Ja, wenn sie die Mandarinen für den Ausfall an Steuern entschädigen können, dann vielleicht; sonst aber gewiß nicht.

Von den aus China ausgeführten Waren sind Seide und Thee immer noch bei weitem die wichtigsten Artikel. Doch hat sich deren Verhältnis zu einander sowie zum Gesamtwerte der Ausfuhr in den letzten Jahrzehnten allmählich verschoben. Während noch im Jahre 1885 auf Thee beinahe fünfzig Prozent der Gesamtausfuhr kamen, auf Seide aber nur dreißig Prozent, steht Seide jetzt mit etwa fünfunddreißig Prozent an erster und Thee mit wenig mehr als zwanzig Prozent an zweiter Stelle. Beide Stapelartikel zu-

sammen machten früher also vier Fünftel der Ausfuhr aus, jetzt aber nicht einmal mehr drei Fünftel. Die Ausfuhr von Thee ist nun nicht so sehr zurückgegangen, wie man nach diesen Zahlen annehmen könnte. Die Verschiebung ist vielmehr hauptsächlich die Folge der während des letzten Jahrzehnts bedeutend gestiegenen Ausfuhr von Seide und von einer ganzen Anzahl anderer Artikel. Nur wenige von diesen minder wichtigen Gütern erreichen die Ziffer von fünf Millionen Mark, aber ihre Gesamtheit hat von Jahr zu Jahr einen größern Prozentsatz.

Von dem ganzen Außenhandel Chinas fällt der Löwenanteil auf England und seine Kolonien, nämlich durchschnittlich zwei Drittel. In das letzte Drittel teilen sich mehrere andere Länder, besonders Japan, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland. Der direkte Handel des übrigen Europas (also außer England und Rußland) mit China war bisher nie so bedeutend, daß in der Statistik eine Teilung nach Ländern nötig gewesen wäre. In den letzten Jahren betrug dieser Teil acht bis neun Prozent. Hierin steckt also auch der direkte deutsche Handel. Rechnen wir dagegen den Handel an der chinesischen Küste mit, an dem sich unsere Flagge in steigendem Maße beteiligt, so finden wir ein besseres Verhältnis. Hier steht Deutschland mit acht bis zehn Prozent an zweiter Stelle. Die Engländer sind uns aber mit 65—70 Prozent vom Flaggenanteil weit voraus. Ferner ist zu bemerken, daß das Seezollamt die bedeutenden deutschen Waffenlieferungen nach China nicht verrechnet.

Waffen dürfen nur an chinesische Behörden verkauft werden, so daß das Zollamt meistens nichts mit ihrer Einfuhr zu thun hat.

Das chinesische Seezollamt ist eine in ihrer Art einzig dastehende Einrichtung. Die Anfänge des Dienstes finden wir schon in den fünfziger Jahren. Nach dem ersten Kriege gegen England mußten die Chinesen im Frieden von Nanjing (1842) dem auswärtigen Verkehr mehrere Häfen öffnen, deren nördlichster, Schanghai, bald die andern vier an Bedeutung übertraf. In den fünf Vertragshäfen wurden die Zölle, die in einem beim Friedensschlusse vereinbarten Tarife festgesetzt waren, anfänglich von chinesischen Beamten eingenommen. Diese waren aber in Schanghai, als der Hafen im Jahre 1853 von den Taiping-Rebellen überrumpelt wurde, der verwickelten Sachlage nicht mehr gewachsen. Deshalb stellten die chinesischen Behörden noch in demselben Jahre einen englischen, einen amerikanischen und einen französischen Zollinspektor an. Die drei Herren kamen ihrer Pflicht so gewissenhaft nach, daß die Chinesen sehr mit ihnen zufrieden waren. Deshalb zögerten sie nicht, eine Einrichtung, die sich für den Staatsfiskus als so vorteilhaft erwiesen hatte, im Frieden von Tientsin (1858) auf sämtliche bereits offenen und zu öffnenden Häfen auszudehnen und einen Generaldirektor mit der Oberleitung des ganzen Dienstes zu betrauen. Seit dem Jahre 1863 ist die Generaldirektion in den Händen von Sir Robert Hart. Er ist dem chinesischen Auswärtigen Amt (Tsungli-Yamen) für alles, was den Dienst angeht, verant-

wortlich. Die Direktoren in den einzelnen Häfen erhalten von ihm ihre Anweisungen. Sie sowie ihre Assistenten und eine Anzahl von Unterbeamten sind Europäer oder Amerikaner. Der Prozentsatz der verschiedenen Nationalitäten richtet sich ungefähr nach dem Anteil, den ein Land an dem Handel mit China hat. Amtssprache ist neben dem Chinesischen das Englische, weil der englische Handel mit China weit bedeutender ist als der aller andern Nationen zusammen genommen.

Alle Handelsschiffe ausländischer Bauart, einschließlich der unter chinesischer Flagge, haben sich bei dem fremden Zollamt zu melden, während es den Dschunken freisteht, sich an dieses oder an das daneben bestehende einheimische Zollamt zu wenden.

Jeder Direktor hat einen chinesischen Beamten gleichen Ranges zur Seite, der jedoch seinem ausländischen Kollegen alle Einzelheiten des Dienstes überläßt und nur über Fragen allgemeiner oder ungewöhnlicher Art mit ihm berät. Dieses eigentümliche kollegialische Verhältnis eines Chinesen zu einem Europäer hat viel dazu beigetragen, die Mandarinen über fremde Auffassungen und Sitten aufzuklären, wovon sie bis vor wenigen Jahrzehnten fast gar nichts wußten.

Für die Einnahmen und Ausgaben hat man von Anfang an eine Abrechnung in englischer und in chinesischer Sprache durchgeführt. Schon hierdurch allein wird ein hoher Grad von Zuverlässigkeit erreicht. Einige chinesische Unterbeamte in jedem Hafen müssen neben mehreren Dialekten ihrer eigenen Sprache, die

so verschieden voneinander sind wie Hochdeutsch von Holländisch oder Dänisch, auch das Englische beherrschen. Die meisten von ihnen haben ihre Schulbildung in Hongkong oder in Singapore genossen, einzelne auch in San Franzisko.

Das für die Zölle einlaufende Geld wird von den Kaufleuten unmittelbar an eine zur Annahme ermächtigte chinesische Bank eingezahlt. Das Bureau führt nur die Abrechnung und hat das Ergebnis an die Generaldirektion in Peking zu berichten. Was mit dem Gelde geschieht, ist Sache der Provinzialbehörden. Der fremde Zolldirektor eines jeden Vertragshafens bekommt von seinem chinesischen Kollegen monatlich eine bestimmte, den Bedürfnissen des Hafens entsprechende Summe, womit er sämtliche Ausgaben bestreitet. Diese werden sorgfältig gebucht, vom Gehalte des Direktors bis zum letzten Nagel für irgend eine Ausbesserung. Alles geht vierteljährlich mit den nötigen Belegen und begleitet von einer chinesischen Uebersetzung nach Peking. Dort wird es so genau durchgesehen, daß selbst die gestrenge preussische Oberrechnungskammer ihre Freude daran haben würde. Das von der für einen Hafen ausgesetzten Summe etwa übrig bleibende Geld vertraut man der Hongkong and Shanghai Banking Corporation an. Es kann dann vom Generaldirektor für außergewöhnliche Ausgaben verbraucht werden.

Außer der Berechnung der Zölle besorgen die europäischen Oberbeamten auch die wichtige Handelsstatistik für jeden Vertragshafen. Vierteljährlich schicken sie

kurze Uebersichten und alljährlich eine genaue Statistik des gesamten Schiffs- und Warenverkehrs an der chinesischen Küste, soweit er zu ihrer Kenntniss gelangt, nebst einem Handelsbericht an das statistische Amt in Schanghai. Hier werden auch noch viele andere Sachen gedruckt. Diese Veröffentlichungen des statistischen Amtes, die sich einer großen Genauigkeit rühmen dürfen, haben in beteiligten Kreisen längst viel Anerkennung gefunden. Unter anderm erscheinen hier regelmäßig Gesundheitsberichte der vom Zollamt in jedem Hafen beschäftigten Aerzte, und ein Verzeichnis der Leuchttürme, Feuerschiffe, Tonnen und Bakan an der ausgedehnten Küste.

Die Befahrung der Küste steht völlig auf der Höhe der Zeit. Es giebt nicht wenige Leuchttürme, deren Feuer bei klarem Wetter bis zu vierzig Kilometer weit zu sehen sind. Vor allem ist die schwierige Einfahrt in den Yangtzejiang besäet mit Feuern. Sechs Kanonenboote mit europäischen Offizieren und chinesischer Bemannung vermitteln den Verkehr zwischen den vielfach auf einsamen Inseln liegenden Leuchttürmen und dem Festlande. Diese Schiffe haben Geschütze, um gegen das in den chinesischen Gewässern immer noch nicht ganz unterdrückte Seeräuberunwesen gerüstet zu sein.

An der Spitze der Unterbeamten im Zollamte steht ein Hafenmeister, der zugleich Oberzollkontrolleur ist. Er ist dem Direktor außer für die eigentlichen Zollangelegenheiten auch für alle Hafenanlagen und für die in seinen Bereich fallende Befahrung der Küste

verantwortlich. Von den dem Hafenmeister unterstellten Beamten müssen die ältern die eingehenden Güter prüfen, und auch die ausgehenden, da in China noch Ausfuhrzölle bestehen. Die jüngern verwendet man meistens zur Bekämpfung des Schmuggels. Es ist oft nicht leicht, hinter die Schliche der Chinesen zu kommen. Manchmal würde es wohl nahezu unmöglich sein, wenn die Beamten nicht dadurch unterstützt würden, daß alle Angeber von Verstecken geschmuggelter Waren eine hohe Belohnung erhalten. Einer solchen Lockung können chinesische Mitwisser eines neuen Kniffs auf die Dauer nicht widerstehen.

Am stärksten ist die Versuchung, das beliebte Opium zu schmuggeln, da ein hoher Einfuhrzoll darauf steht. Zudem kann man es leicht verstecken, weil es in Bällen von der Größe eines kleinen Kinderkopfes verschickt wird, die sich leicht zerschneiden lassen. Auf den Küstendampfern ist zuweilen in den Behältern mit Del für die Maschine ein doppelter Boden zur Aufbewahrung von Opium gefunden worden, ebenso unter Topfpflanzen. Bündel von Bambusstäben, denen niemand etwas ansehen würde, haben dann und wann Eingeweide von Opium. Am bequemsten ist es für die Schmuggler, wenn sie die chinesische Dienerschaft eines Dampfers bestechen können. Denn wer kommt z. B. darauf, hinter der vordern Reihe von Flaschen auf dem Buffet, die wirklich mit allerlei Getränken gefüllt sind, eine zweite Reihe mit Opiuminhalt zu vermuten.

Da in jedem Winter die nördlichen Vertragshäfen zufrieren, so hat das Seezollamt schon lange alljährlich

während einiger Monate eine Postbeförderung überland nach Norden unterhalten. Man benutzt dazu Kuriere, die auf Maultieren von Tschinkiang am untern Yangtzejiang nach Tientsin, Peking und andern nördlichen Städten eilen. Auch die Gesandtschaften in Peking erhalten ihre Post auf diese Weise. In neuester Zeit befördert man die Post im Winter auch von Schanghai nach einem eisfreien Hafen im Golf von Petschihli und von da mit der Eisenbahn nach Peking. Doch hat man daneben den Kurierdienst beibehalten. Die Kuriere treffen trotz des manchmal sehr rauhen Wetters mit großer Pünktlichkeit ein. Dies war der erste Anfang des am 1. Februar 1897 ins Leben getretenen kaiserlich chinesischen Postamts, das mit dem Seezollamte verbunden ist. Der chinesischen Regierung war früher ein Postregal unbekannt. Ihre Kuriere trugen nur amtliche Schriftstücke; doch wurde die Beförderung der Privatkorrespondenz der Mandarinen mit diesen Kurieren geduldet. Das große Publikum mußte sich indessen an die zahlreichen Privatpostämter wenden, die gar nicht übel arbeiteten. Jetzt werden sie wohl allmählich eingehen.

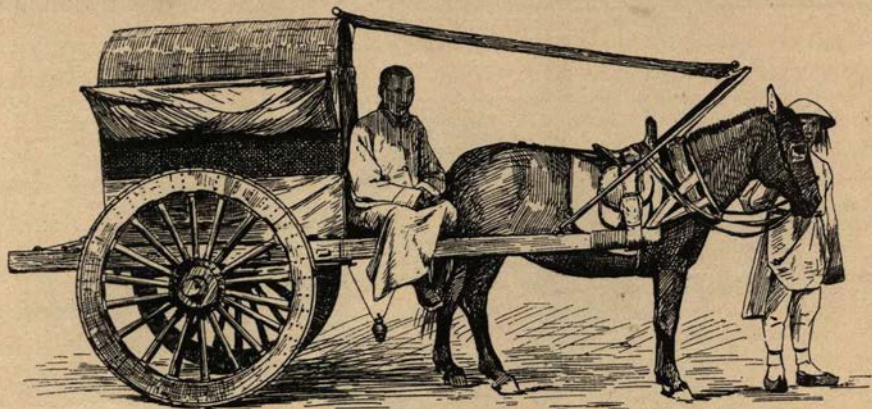
Die kaiserliche Post ist vorläufig auf die Vertragshäfen und auf einige andere Städte beschränkt. Mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes wird sie aber ihren Wirkungskreis immer weiter ausbreiten und ihn ins Innere des großen Reiches vorschieben können. Die Frage des Bahnbaus im Reiche der Mitte, die länger als ein Jahrzehnt geschwebt hat, ist endlich mehr in Fluß gekommen. Die zunächst geplanten großen



Z. F. Ernst

Chinesischer Schubkarren





Nordchinesischer Karren





Brücke über einen Kanal



Strecken werden Peking mit Hankau am mittlern Yangtzejiang und mit Tschinkiang am Unterlaufe desselben Flusses verbinden. Ferner will man eine Bahn von Schanghai nach Nanking und eine von Hankau nach Kanton anlegen. Ob aber die Engländer von Birma aus den obern Yangtzejiang in absehbarer Zeit mit der Bahn werden erreichen können, scheint recht fraglich zu sein. Denn die chinesische Provinz Yunnan, die dazwischen liegt, gehört zu den gebirgigsten Ländern der Erde. Weit leichter wird der Anschluß des chinesischen Bahnnetzes an die große sibirische Eisenbahn sein. Ist diese Verbindung erst hergestellt, so wird dadurch eine vorläufig noch gar nicht zu übersehende Umwälzung aller Verkehrsverhältnisse in dem alten Reiche bewirkt werden.

Bislang bedient man sich zur Beförderung von Menschen und Gütern im Norden zweirädriger Karren, die von ausdauernden Maultieren gezogen werden. Die Ausdauer ist nötig, denn die Straßen in ganz Nordchina sind fürchterlich. Eine Fahrt in einem solchen Karren ohne Springfedern ist daher kein Vergnügen. Setzt man sich nicht wie ein Türke hin, so holt man sich sehr bald blutige Beulen am Kopfe, wie der Verfasser aus eigener Erfahrung weiß. In Mittel- und Südchina ist der Reisende besser daran, denn dort ist das Land so von Kanälen durchschnitten, daß man beinahe jeden nennenswerten Ort zu Wasser erreichen kann. Zwischen den einzelnen Kanälen schleppen Kulis die Waren auf Fußpfaden.

Der bekannteste künstliche Wasserweg in China ist

der große Kaiserkanal. Nicht mit Unrecht wird er als eine der bedeutendsten Leistungen von Menschenhand angesehen. Er erstreckt sich von der Hauptstadt bis nach Hangtschau südlich von Schanghai in einer Gesamtlänge von mehr als tausend Kilometern. Zur Zeit der Mongolenherrschaft, vor etwa sechshundert Jahren, wurde der ganze Kanal fertig. Jetzt ist er leider recht verfallen, wie so vieles andere in China. Besonders ist ein großer Teil der nördlich vom Yangtzejiang liegenden Strecke in schlechtem Zustande. Die südlich vom Strome befindliche, von Tschinkiang über Sutschau nach Hangtschau führende Strecke ist dagegen noch gut erhalten.

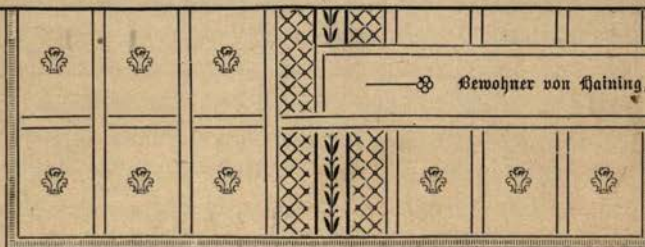
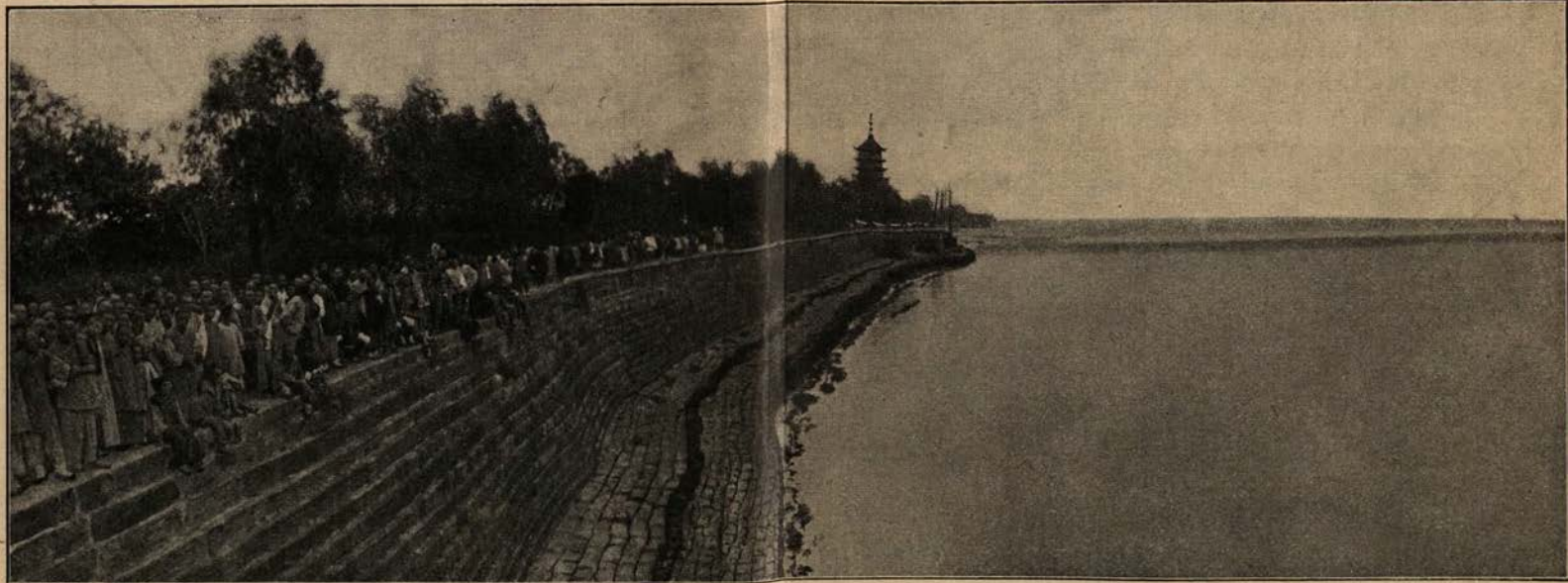
An dieser Stelle sei einer eigenartigen Naturerscheinung gedacht, die man täglich, am besten aber bei Springfluten, in der Nähe von Hangtschau beobachten kann. Im Deutschen haben wir keinen rechten Ausdruck für diese Erscheinung, weil unsern Flüssen völlig die Bedingungen zu ihrer Entstehung fehlen. Die Engländer nennen sie „bore“ oder „eagre“. Das zweite Wort wird von „eau-guerre“ abgeleitet. In der That handelt es sich um einen regelrechten „Wasserkrieg“ der vom Meere her eindringenden Flut gegen das ablaufende Flußwasser. Ein solcher Kampf tritt dort am ausgesprochensten auf, wo sich ein rasch fließender Strom, dem eine Barre vorgelagert sein muß, in einen trichterförmigen und seichten Golf ergießt. Alle diese Bedingungen sind in der Bucht von Hangtschau in so ausgezeichnete Weise erfüllt wie vielleicht sonst nirgends auf der Erde. Denn der

Tsientangfluß fließt sehr schnell, und der Golf von Hangtschau, in den er mündet, ist am Ausgang ungefähr hundert Kilometer breit, aber nirgends tiefer als etwa elf Meter. Das Flußwasser muß nun, um in das eigentliche Meer zu gelangen, seinen Weg durch mehrere Kanäle in der am Ausgange der Bucht liegenden Barre suchen, deren hauptsächlichster „Turtles' Door“, „Schildkrötenthür“ heißt. Kommt nun die Flutwelle des Großen Ozeans und will durch diese Kanäle in den Golf von Hangtschau eindringen, so giebt es einen gewaltigen „Wasserkrieg“. Das auslaufende Wasser widerseht sich aufs heftigste, aber die Kraft der Meeresflut ist zu groß: nach kurzem Kampfe wird das Flußwasser in den Kanälen vollständig über den Haufen geworfen, und es vor sich herdrängend und über es hinweg tritt nun die Flutwelle in die Bucht ein. Immer schneller stürmt sie vorwärts, immer höher staut sie sich in dem sich rasch verengenden Trichter, bis zuletzt bei Springsfluten der Abstand ihrer Oberfläche von der Oberfläche der untern Wasserschicht zwei bis drei Meter beträgt. Rechnet man dagegen das aufgestaute Flußwasser mit, dann erhält man als Höhe der ganzen Flutwelle oft über sechs Meter. Mit dumpfem Donnern branden die schäumenden Wogen gegen die lange Mauer, die dort zum Schutze gegen das Eindringen der See errichtet worden ist. Diese Mauer ist eins der bedeutendsten Bauwerke in ganz China, da sie wohl hundert Kilometer lang ist und den ganzen Nordrand der Bucht von Hangtschau einfaßt. Sie wurde im Jahre 911 nach Christus begonnen und

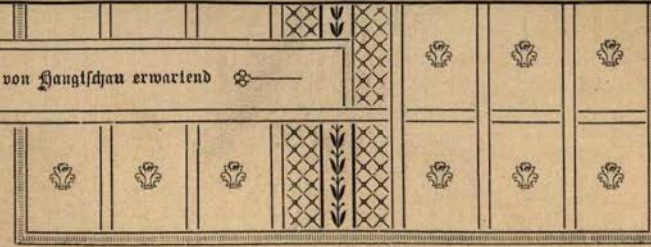
dann ein halbes Jahrtausend mit Unterbrechungen weitergeführt, bis sie ihre jetzige außerordentliche Länge erreicht hatte. Ihr Hauptteil von mehr als fünfzig Kilometern liegt zwischen Hangtschau und Haining, aber sie erstreckt sich flußaufwärts noch weit über Hangtschau wie seewärts über Haining hinaus. Hier läuft sie in einen gleichfalls sehr starken Deich aus, der um das Yangtsekap herum bis nach Wusung nahe bei Schanghai reicht.

Beobachten ließe sich das Schauspiel dieses Wasserkrieges ohne Frage am besten von einem Boot in der Mitte der Bucht aus. Dort müßte der Anblick der mit donnerndem Getöse heranrollenden Flutwelle unvergleichlich großartig sein. Aber ein solcher Versuch würde einem sehr schlecht bekommen, denn das Boot würde unfehlbar kentern. Bis jetzt hat sich daher auch noch kein waghalsiger Engländer oder Amerikaner gefunden, der verrückt genug gewesen wäre, dieses Wagnis aus reiner Sportlust zu unternehmen. Müssen doch selbst die bei Haining ankernden Dschunken durch Pfähle und Schlengen vor dem Anprall der Meereswelle geschützt werden, und trotzdem tanzen sie beim Eintritt der Flut jedesmal tüchtig auf dem erregten Wasser umher. So bleibt einem nichts anders übrig, als sich die Erscheinung vom Land anzusehen. Das thut man am besten von der Pagode von Haining aus, deren oberste Gallerie etwa hundert Fuß über dem mittlern Wasserstande der Bucht liegt. Mit einem guten Fernrohr kann man von diesem Standpunkt aus zuweilen sogar den Kampf der Gewässer in den Kanälen der





— ❀ Bewohner von Haining, die Flutwelle in der Bucht von Hangtshau erwartend ❀ —





Barre sehen und kann dann verfolgen, wie die Flutwelle unter steigendem Brausen von Sekunde zu Sekunde höher anschwillt. Es klingt gerade so, als wenn ein schwerer Wagen über schlechtes Pflaster rollt. Einige Augenzeugen versichern, daß sich der Anblick bei Springsluten an Großartigkeit vollkommen mit dem des Niagarafalles messen könne, freilich nur während kurzer Zeit. Denn lange dauert die ganze Sache nicht, weil sich die Wassermasse mit einer Geschwindigkeit von 14—16 Seemeilen in der Stunde bewegt. Ein nach Schanghai kommender Weltreisender, der dort einige Tage zur Verfügung hat, sollte es besonders zur Zeit der Tagundnachtgleichen im Frühling oder im Herbst nicht versäumen, sich die Flutwelle von Hangtschau anzusehen.





Religion

Finden wir schon auf den verschiedenen Gebieten des täglichen Lebens der Chinesen mancherlei, was uns Westländern merkwürdig vorkommt, so muß unser Erstaunen wachsen, sobald wir uns auf das Gebiet der Religion begeben. Denn hier ist vollends alles grundverschieden von dem, was man in andern Ländern unter Religion versteht. Genau genommen haben die Chinesen gar keine Bezeichnung für diesen Begriff in der uns geläufigen Bedeutung. In ihrer Sprache giebt es nur ein Wort für „religiöse Lehre“, das sich in keiner Weise mit dem deckt, was wir religiöse Empfindung nennen. Dieser Empfindung am nächsten kommt wohl der Ahnenkultus, aber ihn allein kann man nicht gut mit dem dafür viel zu weiten Begriff Religion bezeichnen. Ueberdies ist der Ahnenkultus eine Familienpflicht, die die Kinder gegen die toten Eltern gerade so erfüllen müssen, wie sie ihnen während ihres Lebens zu gehorchen haben. Aus dieser Verehrung ist dann ein Kultus, aber einer ohne Priester, geworden. Das war auch ganz natürlich bei der fast völligen

Gemüthsleere, die die rein mechanische Befolgung der vorgetragenen religiösen Lehren bei dem Volke zurückließ.

Die drei religiösen Lehren der Chinesen, Konfucianismus, Taoismus und Buddhismus, haben sich in einer wunderlichen Weise miteinander verquickt, wie es ähnlich kaum bei einem andern Volke vorgekommen ist. Der Taoismus, der allmählich zu einer Anrufung böser Geister entartete, mußte große Anleihen beim Buddhismus machen, um seine eigene Schwäche zu verdecken. Der Buddhismus seinerseits hatte hauptsächlich darum so viel Erfolg beim chinesischen Volke, weil er den geistigen Bedürfnissen der Menge weit mehr entgegenkam, als der Konfucianismus, der an sich schon recht nüchtern ist, von seinen zahlreichen Auslegern aber allmählich ganz materialistisch und atheistisch gemacht wurde. Arthur Smith vergleicht in seinem Buche „Chinese Characteristics“ die drei religiösen Lehren der Chinesen treffend mit drei großen Schlangen. Die erste, der Buddhismus, verschlang die zweite, den Taoismus, bis zum Kopfe. Dieser suchte dann den Konfucianismus zu verschlucken, wurde aber auch nur bis zum Kopfe damit fertig. Die dritte Schlange, der Konfucianismus, hatte einen so weiten Rachen, daß sie den Schwanz der ersten Schlange erfassen und sie gleichfalls bis zum Kopfe verschlingen konnte. Der nun gebotene Anblick waren also drei aneinandergesügte Köpfe an einem sonderbar verschlungenen Körper.

Einem Chinesen beibringen zu wollen, daß sich

zwei oder drei Formen des Glaubens gegenseitig ausschließen, würde ganz vergebliches Bemühen sein. Er weiß nichts von logischen Widersprüchen, und sie sind ihm auch gleichgiltig. Von früher Jugend an hat er gelernt, Glaubenssätze, die auf keine Weise miteinander zu vereinbaren sind, einfach hinzunehmen, jeden für sich, und sich nicht die geringsten Gedanken darüber zu machen, ob sie auch zu einander stimmen. Man hat dies eine Art intellektuellen Selbstmords genannt. Aber die Chinesen selbst sind sich dieses Selbstmords nicht bewußt. Sie können es auch nicht verstehen, wenn man ihnen begreiflich machen will, daß es sich so verhält.

Die gebildeten Klassen, die ihren Konfucius und dessen Ausleger lesen und wieder lesen, bekümmern sich allerdings gewöhnlich weder viel um Taoismus noch um Buddhismus. Smith sagt von ihnen: „Nach dem Zeugnis von urteilsfähigen Personen sowie nach den äußern Anzeichen und der innern Wahrscheinlichkeit stehen wir nicht an, zu behaupten, daß es auf dieser Erde niemals eine Gruppe von gebildeten Männern gegeben hat, die so agnostisch und atheistisch gewesen wäre, wie es die große Masse der Jünger des Konfucius ist. Der Einfluß verschiedener bedeutender und angesehenen Ausleger des alten Weisen hat dessen Lehren mit einer Schicht von Atheismus bedeckt.“ Gleichwohl sagt Smith in seinem mit Recht hochgeschätzten Buche nur wenige Seiten später: „Man hat oft sehr richtig bemerkt, daß man in keinem andern gebildeten Volke einen so krassen Aberglauben fände, wie unter den

Chinesen. Wohlhabende Kaufleute und gelehrte Litteraten schämen sich nicht, an den allmonatlich dafür festgesetzten beiden Tagen dem Fuchs, dem Wiesel, dem Igel, der Schlange und der Ratte Verehrung zu erweisen und sie in gedruckten Maueranschlägen „Ihre Excellenzen“ zu betiteln, weil man annimmt, alle diese Tiere hätten einen wichtigen Einfluß auf die menschlichen Geschicke. Ja, vor einigen Jahren fiel sogar der bekannteste chinesische Staatsmann vor einer Wasserschlange auf die Kniee, da irgend jemand sie als die Verkörperung des Gottes der Uberschwemmungen bezeichnet hatte.“ Zwischen beiden hier angeführten Bemerkungen besteht also ein Widerspruch. Trotzdem hat jede von ihnen ihre Berechtigung, aber nicht absolut, sondern nur bedingt. Sehr viele von den echten Confucianern sind wahrscheinlich Atheisten, doch nur, solange ihnen, bildlich gesprochen, die Sonne scheint. Kommen trübe Tage, wo sie nach irgend einem Halt suchen, so können sie ihn bei dem alten Weisen in seiner atheistischen Kleidung nicht finden. So bleibt ihnen in ihrer Hilflosigkeit nichts anderes übrig, als in dem Aberglauben des Volkes Trost zu suchen.

Bevor wir zu einer kurzen Darstellung der drei religiösen Lehren übergehen, müssen wir die Andacht erwähnen, die der Kaiser von China vor dem Himmel verrichtet. Der Grundgedanke dabei ist, daß der Kaiser als „Sohn des Himmels“ von diesem wie von der Erde die Macht empfangen hat, auf Erden zu regieren. Danach sollte man glauben, er wäre den genannten beiden Gewalten untergeben. Aber da stoßen wir wieder

auf die Verschwommenheit und Unklarheit im Denken der Chinesen, die man häufig antrifft. Fragt man einen Litteraten, welche Stellung der Kaiser zu Himmel und Erde einnehme, so erhält man gewöhnlich die Antwort, er sei ihnen beigeordnet. Macht man dann die Bemerkung, der Herrscher opfere doch den beiden andern hohen Gewalten und kniee vor ihren Altären nieder, beweise also damit seine Unterwürfigkeit, dann geben sie dies zu. Es stört sie aber nicht im geringsten in ihrer Auffassung, im übrigen bildeten die drei Mächte eine Art Dreieinigkeit. Nebenbei erwähnt, ist dies ähnlich in dem Verhältnis zwischen einem Vizekönige, der über mehrere Provinzen herrscht, und deren einzelnen Gouverneuren. Sie alle haben den ersten Mandarinenrang, und jeder regiert einen Teil Chinas. Das Volk folgert daraus, und auch in ihrem eigenen Benehmen zu einander spricht es sich aus, daß sie einander mehr beigeordnet sind, als daß einer über den andern steht.

Zur Zeit der Wintersonnenwende bringt der Sohn des Himmels die wichtigsten Opfer während des ganzen Jahres dar. Am Abend vorher verläßt er seinen Palast in seinem von einem Elephanten gezogenen Staatswagen, in Begleitung von etwa zweitausend Personen, Prinzen, Großwürdenträgern, Unterbeamten, Musikanten und Dienern, und begiebt sich zum Tempel des Himmels. Dabei geht der Zug durch ein Stadthor, das nur für den Kaiser geöffnet wird. Der Herrscher geht zunächst in den „Palast des Fastens“, wo er sich durch einsame Betrachtungen für seine wich-

tige Pflicht vorzubereiten hat. Denn nur wenn ihn in dieser Zeit ausschließlich fromme und ernste Gedanken erfüllen, kommen die freundlichen Genien der unsichtbaren Welt, die ihm bei seinem Opfer helfen müssen. Zu diesem Zwecke blickt der Kaiser einen aus Kupfer getriebenen taoistischen Priester an, der drei Finger vor den Mund hält, was die Notwendigkeit tiefsten Schweigens andeuten soll. Nach Beendigung dieser Vorbereitung geht man um Mitternacht daran, die mitgebrachten Tiere, Kälber, Hasen, Rehe, Schafe und Schweine, zu opfern. Da eine solche Verrichtung nach chinesischer Auffassung in eine Art Gastmahl auslaufen muß, so läßt sich auch der Kaiser Gäste ein, die ihm die dargebrachten Gaben mit verzehren helfen sollen. Menschen dürfen nun nicht mit dem Sohne des Himmels zusammen speisen, weshalb nichts anderes übrig bleibt, als die Schatten der verstorbenen Kaiser und Kaiserinnen zu Gäste zu bitten. Während der Geruch des brennenden Fleisches aufsteigt, betet der Kaiser zum Himmel. Mehrere Zeremonieenmeister stehen ihm dabei zur Seite; sie haben genau aufzupassen, daß ja kein Versehen bei den Zeremonieen vorkommt. Der ganze Vorgang muß sehr eindrucksvoll sein, denn die zahlreichen Feuer für die Opferkessel werfen ihr flackerndes Licht auf den großen Altar, auf die zu ihm führenden Terrassen von Marmor und auf die zahlreiche Versammlung in ihren kostbaren Gewändern von schwerer Seide.

Williams bemerkt in seinem „Middle Kingdom“, das Los eines jeden Chinesen außer dem Kaiser würde

Erdrosselung oder zum mindesten lebenslängliche Verbannung sein, wenn er es wagen wollte, den Himmel anzubeten und ihm seine Wünsche auszusprechen; das gewöhnliche Volk mag Steine oder irgend einen andern Fetisch verehren, so viel es nur will, die Anrufung des Himmels muß es aber bei Todesstrafe dem Kaiser überlassen. Smith erklärt dies für einen Irrthum. „Manche Häuser,“ sagt er, „haben in der nach Süden liegenden Mauer einen kleinen Schrein, der in einigen Gegenden „der Schrein des Himmels und der Erde“ heißt. Viele Chinesen beobachten abgesehen von der Ahnenverehrung keine andern religiösen Gebräuche, als daß sie sich am ersten und fünfzehnten Tage jedes Mondmonats vor Himmel und Erde niederwerfen und ihnen Opfer darbringen.“ Dies wird wahrscheinlich nur für Nordchina gelten, denn in Mittel- und Südchina ist unter den Chinesen vielfach die Ansicht verbreitet, die Verehrung des Himmels sei ein strengstens gewährtes Vorrecht des Kaisers. Die nächstliegende Erklärung für eine solche Annahme ist offenbar der Umstand, daß der Tempel des Himmels der einzige seiner Art im ganzen Reiche ist.

Was stellt man sich nun unter dem „Himmel“ und unter der „Erde“ vor? Darauf ist wieder schwer eine befriedigende Antwort zu geben. Die meisten Chinesen machen sich vermutlich gar keine rechte Vorstellung davon. Sie haben von ihren Vorfahren die Auffassung überkommen, daß der Himmel und die Erde hohe, übernatürliche Mächte seien, und damit lassen sie sich genügen. Wer von ihnen sich überhaupt die Mühe

giebt, einmal etwas darüber nachzudenken, wird wahrscheinlich zu einer Art pantheistischer Anschauung gelangen und sich unter „Himmel“ und „Erde“ den Inbegriff der ganzen Geisterwelt vorstellen. Jedenfalls scheint den Chinesen der Begriff eines höchsten Wesens so gut wie verloren gegangen zu sein. Vielfach wird angenommen, sie müßten diesen Begriff früher gehabt haben. Allerdings deutet ihre Sprache darauf hin, denn es finden sich darin noch Ausdrücke, die uns sofort an einen persönlichen Gott erinnern, wie z. B. tien-ti, der Herr des Himmels, oder schang-ti, der höchste Herrscher. Aber fragt man jetzt einen gebildeten Chinesen, was er darunter verstehe, so wird man meistens die Antwort erhalten, damit sei das blaue Firmament gemeint. Ist also die Vorstellung eines persönlichen höchsten Wesens jemals im chinesischen Volke lebendig gewesen, so ist sie jedenfalls schon seit langer Zeit völlig verschwommen geworden.

Man hat die Verehrung, die dem Himmel und der Erde erwiesen wird, zusammen mit der amtlichen Verehrung des Konfucius und einigen andern Ceremonieen wohl die chinesische Staatsreligion genannt. Dabei ist indessen zu berücksichtigen, daß das eigentliche Volk wenig oder nichts mit dieser Religion zu thun hat, ebenso wenig wie etwa das griechische Volk etwas von den Lehren des Sokrates wußte. Immerhin ist es gerechtfertigt, bei den Ceremonieen, die der Kaiser im Tempel des Himmels verrichtet, von einer Religion zu sprechen, wenn sie auch der gewöhnlichen Annahme nach unmittelbar nur den Monarchen angeht, der für

sein ganzes Volk betet. Was die Ausländer dagegen die Religion der gebildeten Kreise im Reiche der Mitte nennen, der Konfucianismus, verdient diesen Namen nicht, denn er ist fast nur Morallehre.

Konfucius hat ein fast ängstliches Bestreben, der Erörterung über religiöse Dinge auszuweichen. Er giebt freimütig zu, er wisse nicht viel von den Göttern, und sie würden nach seiner Meinung überhaupt für Menschen immer unbegreiflich bleiben. Deshalb hält er es für das Beste, wenn jeder nach Kräften für seine Familie und für das Gemeinwohl sorgt und sich nicht weiter um unbekannte und unerkennbare Geister kümmert. „Uns ist ja nicht einmal,“ lautet einer seiner auf diese Fragen bezüglichen Aussprüche, „das Leben ordentlich bekannt, wie können wir also etwas vom Tode wissen?“ Sein Hauptausleger, Tschu Hi, hat dann die wenigen im Konfucius zu findenden Stellen, wo von einem höhern Wesen die Rede ist, vollends materialistisch verflüchtigt. Er meinte, man hätte keine genügenden Beweise für das Dasein von Göttern oder Geistern, weshalb es zwecklos wäre, sich viel mit einem so unfruchtbaren Gegenstande zu beschäftigen. Dieser gleichgültige Agnostizismus ist seitdem die Ueberzeugung fast aller Gebildeten in ganz China geworden.

Eine kurze Uebersicht des Lebens und der Lehre des Konfucius, obwohl eigentlich nicht zur Religion gehörig, wird sich hier am einfachsten einfügen lassen. Konfucius wurde im Jahre 551 vor Christus im Fürstentum Lu im südlichen Teile der jetzigen Provinz Schantung geboren. Sein Vater, ein Bezirksrichter,

starb, als der Sohn erst drei Jahre alt war, so daß die Mutter die ganze Erziehung allein leiten mußte. Dies scheint sie in tüchtiger Weise gethan zu haben, wenn sie auch nicht so berühmt geworden ist, wie die Mutter des Mencius, des andern großen Morallehrers der Chinesen. Schon der junge Konfucius soll sich durch ernstes Wesen und durch eine gründliche Kenntniß der alten Schriftsteller ausgezeichnet haben. Früh faßte er den Plan, seine Landsleute besser mit den alten Schriften bekannt zu machen, als sie es bislang waren, wobei er sein besonderes Augenmerk auf Sitten und Zeremonieen richtete. Als er dreißig Jahre alt war, hatte er bereits einen ziemlich großen Ruf. Aus allen Theilen des Fürstentums Lu strömten ihm Schüler zu. Aber um diese Zeit brachen bürgerliche Wirren aus, denen sich Konfucius nur mit Mühe fernhalten konnte. Erst als er bereits das fünfzigste Jahr erreicht hatte, bot sich ihm eine Gelegenheit, die Güte seiner Morallehre auch praktisch zu beweisen, da ihn der Fürst Ting im Jahre 500 v. Chr. zum Bezirksrichter in der Stadt Tschungtu ernannte. Zugleich machte er ihn zu seinem Berater und Vertrauten in allen wichtigen Staatsangelegenheiten. Drei Jahre lang wußte Konfucius diese Posten zu behaupten. Durch unermüdelichen Eifer, durch Klugheit und strenge Unparteilichkeit machte er sich weit und breit einen Namen.

Aber den fortgesetzten Ränken eines benachbarten Fürsten, dem das Fürstentum Lu zu mächtig zu werden drohte, gelang es endlich, den Fürsten Ting zur Entlassung des Konfucius zu bewegen. Dieser reiste dann

in verschiedenen Staaten umher, um seine Lehre weiter zu verbreiten. Hierbei hatte er theils großen Zulauf, theils traf ihn aber auch Verfolgung; mehr als einmal war sogar sein Leben in Gefahr. Er verglich sich selbst mit einem Hunde, den sein Herr vertrieben hat. „Ich habe die Anhänglichkeit eines Hundes,“ sagte er, „und ich werde auch wie ein Hund behandelt. Aber was kommt auf die Undankbarkeit der Menschen an! Sie können mich nicht hindern, Gutes zu thun. Selbst wenn man meine Lehren mißachtet, so habe ich doch immer noch im Herzen den Trost, zu wissen, daß ich meine Pflicht gethan habe.“

Als Konfucius achtundsechzig Jahre alt war, kehrte er in sein Heimatland zurück. Der Fürst von Lu hatte ihn selbst hierzu aufgefordert und holte nun auch oft wieder seinen Rat ein, wie er es früher gethan hatte. Konfucius lebte und lehrte dann noch fünf Jahre. Er starb im Jahre 478 vor Christus. Nur ein einziger Nachkomme überlebte ihn, ein Enkel. Durch diesen ist das Geschlecht bis auf den heutigen Tag gekommen. Während der Regierung des bedeutenden Kaisers Kang Hi, des zweiten der Mandschudynastie, zählte man im Jahre 1672, also 2150 Jahre nach dem Tode des Weisen, nicht weniger als elftausend männliche Nachkommen von ihm, die meistens der 74. Generation angehörten. Diese Familie ist daher unzweifelhaft eine der ältesten, deren Stammbaum bekannt ist. Der jeweilige direkte älteste Nachkomme des Konfucius hat den Titel „Stets heiliger Fürst“. Dies ist der einzige Adelstitel unter den Chinesen, der von den Man-

dschuren nach ihrer Eroberung des Reiches anerkannt wurde.

Obwohl Konfucius gegen das Ende seines Lebens weder über Mangel an ihm gezollter Achtung, noch über Mangel an Anhängern klagen konnte, scheint er doch nur geringe Hoffnung gehegt zu haben, seine Lehre werde ihn lange überdauern. Jedenfalls konnte er nicht den unermesslichen Einfluß ahnen, den sein Name Jahrtausende lang auf ungezählte Millionen von Menschen ausüben sollte. Jetzt ist er in den Augen seiner Landsleute nicht nur ein Weiser, sondern eine Art Halbgott. Ausländer können sich schwer einen Begriff davon machen, wie der Name des Konfucius auf alle nur etwas gebildeten Chinesen wirkt. In einem ihrer Bücher über Opfergebräuche findet sich ein kurzer Abriß seines Lebens, der mit folgendem Lobgesang schließt:

Konfucius! Konfucius! Wie groß ist Konfucius!
 Vor Konfucius gab es niemals einen Konfucius!
 Seit Konfucius gab es auch keinen Konfucius!
 Konfucius! Konfucius! Wie groß ist Konfucius!

Uns kommt dies überschwenglich vor, aber kein chinesischer Litterat wird etwas Uebertriebenes darin finden. Die dem alten Weisen gewöhnlich gegebenen Titel sind „Hochheiliger alter Lehrer“ oder „Heiliger Fürst“.

Die Grundzüge der Morallehre des Konfucius sind Unterordnung unter alle Personen höherer Stellung und freundliches, ehrenhaftes Benehmen im Verkehr mit Gleichgestellten oder mit Menschen niedrigeren Standes. Ganz besonders ist es Pflicht der Kinder,

ihren Eltern Ehre zu erweisen und ihnen zu gehorchen. Ferner ist es Pflicht der Frauen, sich dem Willen ihrer Männer zu unterwerfen, Pflicht des Volkes, die Gebote der Obrigkeit zu befolgen, und endlich Pflicht aller Chinesen, dem Kaiser gehorsam zu sein. Die politische Moral muß auf privater Ehrenhaftigkeit begründet sein. Ganz wie das Orakel in Delphi, ohne daß dies in China bekannt sein konnte, stellte auch Konfucius als erste Bedingung jedes wahren Fortschritts die Forderung auf: Erkenne dich selbst. Ein Philosoph in der im Deutschen gebräuchlichen Bedeutung des Wortes (im Englischen wird das Wort auch auf jemanden angewandt, der überhaupt über nicht alltägliche Dinge nachdenkt) war er jedoch nicht. Sein Gedankengang kann nicht mit den hochfliegenden Ideen eines Plato verglichen werden. Aber gerade darum hat er unter einem so nüchtern veranlagten Volke, wie es das chinesische ist, einen so gewaltigen Erfolg gehabt. Seine Lehre war den Chinesen wie auf den Leib zugeschnitten. In ihr findet sich nichts von erhabenen klingenden Beschreibungen einer idealen Tugend, die niemals von Menschen zu erreichen ist. Hiermit hätten die Chinesen nichts anzufangen gewußt, und sie würden deshalb nur den Kopf darüber geschüttelt haben. Konfucius beschränkte sich vielmehr auf Lehren, die im wirklichen Leben zu gebrauchen waren: wie Kinder sich gegen ihre Eltern benehmen sollten, was ein Mann in allen möglichen Lebenslagen thun mußte u. dgl. Uns mag es manchmal einen etwas trivialen Eindruck machen, wenn wir solche Vorschriften in den Büchern

eines so hochverehrten Weisen finden, weil wir uns unter einen Philosophen gewöhnlich eine Person vorstellen, die sich nicht viel mit dem praktischen Leben befaßt. Aber den Chinesen ist und bleibt ihr Konfucius der Inbegriff der Weisheit. Hätte er Bücher in der Art der Zwiegespräche des Plato, der ungefähr gleichzeitig mit ihm lebte, hinterlassen, so würde er vielleicht einen höhern Platz in der Weltliteratur erreicht haben. Aber von seinem Volke hätte dann nur eine verschwindende Anzahl hochgebildeter Geister seinem Gedankengange zu folgen vermocht. Ja, man kann noch weiter gehen und es für fraglich erklären, ob unter den Chinesen jemals ein Plato erstehen könne.

Die Schriften des Konfucius, wie überhaupt die chinesischen Klassiker, verdienen ihrem innern Werte nach in der Weltliteratur keinen sehr hohen Platz. Aber ihr Alter sowie die Thatsache, daß diese Bücher in der Theorie für ein Viertel der gesamten Menschheit die unbedingte Richtschnur des Thuns und Lassens sind, verleiht ihnen ein viel größeres Interesse, als sie an sich haben würden. Hierzu kommt dann noch ein besonderer, recht bemerkenswerter Umstand. Alle, die mit der Litteratur der Griechen und der Römer oder mit der des Morgenlandes vertraut sind, werden wissen, einen wie vordringlichen Platz darin das erotische Element auch bei den besten Schriftstellern einnimmt. In den klassischen Büchern der Chinesen steht dagegen keine Zeile, die man nicht unbedenklich in jedem deutschen Familienkreise vorlesen könnte. Diese Abwesenheit aller verfänglichen Anspielungen ist um so merkwür-

diger, als die chinesische Litteratur sonst Sachen enthält, die sogar einen orientalischen Charakter verderben könnten. Aber derartige Schriften sind der Bodensatz der Litteratur, während ihr Gipfel weiß wie frischer Schnee ist.

Wieviel Konfucius in seinen Lehren aus sich selbst geschöpft und wie viel er schon vorgefunden hat, ist nicht mehr festzustellen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, er habe längst bestehende einzelne Sätze in sehr geschickter Weise zusammengefaßt. Denn da die Chinesen seit den ältesten Zeiten immer eine Vorliebe für die Vergangenheit gehabt haben, so hätte Konfucius ohne häufige Hinweisung auf seine Vorgänger wohl kaum viele Schüler und Anhänger gefunden.

Erst als mehrere Jahrhunderte verflossen waren, und seine Lehre bereits Gemeingut aller gebildeten Chinesen geworden war, kamen die Herrscher des Reiches auf den Gedanken, die Hauptvorschriften des Weisen geradezu zum Gesetz zu machen. Der Vorteil hiervon für die regierende Klasse lag auf der Hand. Denn nun konnte das patriarchalische System vollständig durchgebildet und zugleich auf die Grundlage des Familienlebens gestellt werden, wie es in dieser Weise sonst nirgends zu finden ist. Unkindliches Benehmen, das Konfucius in moralischer Hinsicht als die größte Sünde bezeichnet hatte, galt von nun an auch als Staatsverbrechen, das harte Strafe verdiente. Man ging dabei von dem richtigen Gedanken aus, ein Mensch, der seine Eltern nicht ehre, werde auch die „väterliche Regierung“ und das Staatsoberhaupt nicht achten.

Diese auf Konfucius zurückzuführende patriarchalische Auffassung hat sich bis auf den heutigen Tag, also zwei Jahrtausende hindurch, erhalten, trotz aller Kriege und aller furchtbaren Umwälzungen, die das alte Reich von Zeit zu Zeit bis in seine Grundfesten erschütterten. Das ganze Staatswesen der Chinesen beruht auf der Familie. Wie der Vater in seinem Hause die Allgewalt hat, so auch jeder Mandarin in seinem Wirkungskreise als Oberhaupt einer Anzahl von Familien, bis zum Kaiser hinauf, der in der eigentlichen Bedeutung des Wortes als Landesvater angesehen wird. Der Umstand, daß Konfucius der geistige Urheber dieses Staatsrechts ist, wenn man den Ausdruck hier anwenden darf, hat ihm die Stellung eines Halbgottes verschafft und damit zugleich die öffentliche Verehrung, die man seinem Andenken jetzt überall zollt. Nach Williams giebt es in China 1560 dem Konfucius geweihte Tempel, deren sehenswertester der „Litterarische Tempel“ in Peking ist. Dort werden außer dem alten Weisen selbst auch noch zehn seiner hauptsächlichsten Schüler verehrt. Der Kaiser hat in seinem Palast eine eigene Halle, die dem Konfucius geweiht ist.

Aber nicht nur in Tempeln verehrt man ihn. Vielmehr findet sich in jedem Schulzimmer in ganz China eine Tafel mit Inschriften, die auf Konfucius und auf den Gott des Christtums Bezug haben. Der Weise wird darin „der Lehrer und das Vorbild für alle Zeiten“ genannt. Vor dieser Tafel verbrennt man häufig Weihrauch.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß ein im dritten Jahrhundert vor Christus regierender Kaiser auf den Einfall kam, zu befehlen, alle vor seinem Regierungsantritte geschriebenen Bücher zu verbrennen. Er wollte als der erste Herrscher des Reiches angesehen werden, dessen Thaten der Aufzeichnung wert wären. Diesen wunderlichen Befehl scheint man ziemlich streng durchgeführt zu haben. Unter den vernichteten Büchern befanden sich auch die Werke des Konfucius und die des Mencius, weshalb manche chinesischen Gelehrten bezweifeln, ob auch nur ein einziges Exemplar dieser Klassiker der Verbrennung entgangen sei. Von anderer Seite wird die Möglichkeit bestritten, daß alle Exemplare hätten aufgespürt werden können, da dazu die Kunst des Schreibens, die man damals auf Täfelchen von Bambus ausübte, schon in jener Zeit viel zu verbreitet gewesen sei. Es kommt aber nicht viel darauf an, was man annimmt. Denn zu allen Zeiten hat es manche Chinesen gegeben, die thatsächlich die ganzen Klassiker auswendig wußten. Könnte man heute sämtliche Exemplare der Klassiker verbrennen, so würde sich ohne Schwierigkeit in kurzer Zeit ein Neudruck veranstalten lassen.

Der zweite große Morallehrer des himmlischen Reiches, Mencius, lebte beinahe zwei Jahrhunderte später als Konfucius. Die Chinesen stellen ihn diesem unbedingt nach, indem sie Konfucius den „Nummer-eins-Weisen“, Mencius dagegen den „Nummer-zwei-Weisen“, nennen. Manche Ausländer sind jedoch anderer Ansicht. Während sie einerseits nicht verkennen,

daß der später lebende Denker naturgemäß in vieler Beziehung auf den Schultern seines Vorgängers steht, weisen sie zugleich auf seine Ursprünglichkeit des Denkens, auf seinen weiten Gesichtskreis und auf die Unbeugsamkeit seiner Grundsätze hin, Tugenden, die Konfucius nicht in gleichem Grade aufzuweisen hat. Williams nennt Mencius einen der größten Männer, die Aſien jemals hervorgebracht hat.

Er wurde im Jahre 371 vor Christus in der Stadt Tſao in Schantung geboren, nicht weit von dem Orte, wo Konfucius das Licht der Welt erblickte, so daß also die Provinz Schantung den großen Ruhm hat, die beiden bedeutendsten Philosophen des ganzen Reiches der Mitte hervorgebracht zu haben. Ihre Bewohner sind hierauf auch nicht wenig stolz. Der Vater des jungen Mencius starb, als der Knabe noch klein war, worauf die Mutter ihn allein erzog. Sie verstand dies so vorzüglich, daß sie seitdem, also bereits seit mehr als zweitausend Jahren, von ihren Landsleuten stets als das unübertroffene Muster einer klugen und umsichtigen Mutter hingestellt worden ist. „Die Mutter des Mencius“ sind Worte, die bei jedem gebildeten Chinesen einen ausgezeichneten Klang haben.

Mencius beschäftigte sich von früher Jugend an mit dem Studium der Klassiker, vor allem mit Konfucius. Aber er hielt sich nicht eher für reif genug, seine eigene Lehre öffentlich zu verkünden, als bis er vierzig Jahre alt war. Er bot mehreren der Fürsten in den Feudalstaaten, die es damals in Nordchina gab, seine Dienste an, mußte jedoch bald merken, daß

deren Sinn nur auf Eroberung, Ränke und Vergnügungen stand. Schließlich ließ er sich in dem Staate Tsi nieder. Als sich der Ruf seiner lautern Lehre allmählich verbreitete, gingen ihn die Staatsmänner mancher Fürstentümer um Rat an. Bei seinen mehrere Jahrzehnte umfassenden Wanderungen lernte Mencius es recht kennen, was es für Schwierigkeiten machte, inmitten der Ungerechtigkeit, Grausamkeit und sonstiger Verderbtheit jener geseklosen Zeiten gut zu regieren. Er fühlte sich in seinem geraden, unnachgiebigen Charakter immer wieder aufs stärkste von der Skrupellosigkeit der meisten Staatslenker abgestoßen. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens brachte er in seiner Heimat zu, umgeben von zahlreichen Schülern. Es war ihm vergönnt, seine Lehre noch aufzeichnen zu können. Er starb 228 v. Chr. in seinem 84. Jahre.

Mencius ist im besten Sinne des Wortes der Demokrat unter den chinesischen Klassikern, denn sein hauptsächlichstes Bestreben geht dahin, die Rechte der Unterthanen gegen ungerechte Herrscher zu verfechten, sowie die Verdienste guter und milder Fürsten nach Gebühr hervorzuheben. Mit dieser Betonung der Rechte des Volkes ist Mencius allen andern Menschen vorgeeilt. Im Westen finden wir um diese frühe Zeit noch nichts Aehnliches. Hier haben die Chinesen also wirklich einmal recht, wenn sie sagen, die Reime von allem, dessen sich das Abendland rühme, lägen verborgen in den Schriften ihrer alten Weisen und wären nur noch nicht alle hervorgeholt und für den allgemeinen Gebrauch verwendet worden.

Die Schriften des Mencius sind in der Form von Zwiegesprächen abgefaßt, die der Morallehrer mit Männern in hoher Stellung hält. Mit großem Freimut und aner kennenswerter Uner schrockenheit geht er darin den Schwächen der Gewalthaber zu Leibe, meistens indem er sie mit sokratischer Ironie der Lächerlichkeit preisgibt. Gerade wie Sokrates bei Plato, so läßt sich auch Mencius nicht eigentlich auf Streitfragen ein. Vielmehr stellt er sich von vorn herein auf den Standpunkt des Gegners und sucht ihm dann, fußend auf der falschen Voraussetzung, eine unerwartete Schlußfolgerung nach der andern zu entlocken, so daß jener schließlich in seiner Verlegenheit völlig verwirrt und ratlos wird. Diese Uebereinstimmung in der Methode des großen griechischen und des großen chinesischen Denkers ist eine der bemerkenswertesten Erscheinungen in der Geistesgeschichte der Menschheit, da es ausgeschlossen ist, daß Mencius von Plato gehört haben kann.

Der Wille des Volkes wird bei Mencius immer als oberste Macht im Staate hingestellt, wonach sich die Fürsten richten müssen, falls sie wahre Zufriedenheit schaffen wollen. „Ist ein Land seinem Herrscher nicht im Herzen unterthan, so kann alles Regieren nicht viel nützen“; „ein Fürst sollte nur thun, was dem Volke gefällt, und nichts, was es verabscheut“, lauten einige seiner Aussprüche. Mencius ist, wie manche chinesische Philosophen, ein Optimist. Er hat die felsenfeste Ueberzeugung, daß in jedem Menschen ein tüchtiger Kern stecke, der sich durch vorsichtige und sorgfältige Unterweisung im Guten schließlich heraus-

bringen lasse. „Alle Menschen können dazu gebracht werden, sich zu schämen,“ sagt er.

Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes ist sehr verschieden von dem, was man sich gewöhnlich unter dem Charakter eines Asiaten und eines Chinesen vorzustellen pflegt. Denken wir dabei oft an knechtisches und kriechendes Benehmen, so ist hiervon bei Mencius gar nichts zu finden. Er scheint vollkommen bereit gewesen zu sein, um seiner Grundsätze willen alles andere zu opfern. „Ich liebe das Leben, und ich liebe die Gerechtigkeit“, ruft er aus, „aber wenn ich nicht beide zusammen behalten kann, dann lasse ich lieber das Leben fahren, als die Gerechtigkeit“. In der Furchtlosigkeit, womit er seine Grundsätze überall verkündet, übertrifft er Konfucius. Dieser Charakterzug ist unchinesisch oder wenigstens nur spärlich im Reiche der Mitte vertreten, weshalb die Lektüre der Zwiegespräche des Mencius jeden Westländer merkwürdig anmutet.

Mencius wird zugleich mit Konfucius in den Tempeln für die Weisen verehrt. Sein Titel ist: „Heiliger Fürst aus dem Lande Tsao“, und der seines jeweiligen ältesten direkten Nachkommen: „Professor der klassischen Ueberlieferung“.

Studieren nun die heutigen Mandarinen die Lehren der beiden großen chinesischen Morallehrer wirklich so viel, wie man gewöhnlich angiebt? Der Unterschied zwischen einer so vortrefflichen Unterweisung und einer so gewaltig davon abstechenden Ausübung im praktischen Leben, wie er sich in der Amtsführung der

meisten Mandarinen zeigt, muß einen Abendländer zunächst ganz verdukt machen. Gleichwohl ist es vollkommen richtig, daß viele Mandarinen die klassischen Bücher beinahe auswendig wissen. Die Frage, weshalb sie sich denn nicht mehr danach richten, wird sich nur schwer genügend beantworten lassen. Der große Abstand zwischen Theorie und Praxis, den man hier findet, muß Europäern stets räthselhaft bleiben. Etwas näher kommen wir dem Verständnis, wenn wir uns daran erinnern, daß es ja auch bei uns Geistliche giebt, deren Thaten sehr von den Lehren der Bibel abweichen. Aber dies ist nicht die Regel, während Mandarinen, die die Vorschriften ihrer Morallehrer halbwegs ernstlich zu befolgen bestrebt sind, zu den weißen Raben gehören.

Wir müssen nun zu der Beschreibung der Lehre des Laotse übergehen, des Begründers der Sekte der Taoisten oder Rationalisten. Nach der etwas unsichern Ueberlieferung wurde er im Jahre 604 vor Christus, also 53 Jahre eher als Konfucius, in einem zu der jetzigen Provinz Honan gehörenden kleinen Orte geboren. Ein Meteor soll seine Empfängnis bewirkt haben. Da jedoch von diesem wunderbaren Ereignis bis zu seiner Geburt noch achtzig Jahre verflossen, so hatte er bereits ganz weiße Haare, als er endlich zur Welt kam. Man nannte ihn daher Laotse, den „alten Knaben“. Ueber seine Jugend sind keine sichern Angaben bis auf uns gekommen. Seine Schüler scheinen sich die größte Mühe gegeben zu haben, die Jugendjahre ihres Meisters mit allerhand Wunder-

geschichten zu umspinnen. Auch über sein späteres Leben haben wir nur dürftige Berichte. Wahrscheinlich hat er mehrere große Reisen gemacht. Das einzige auf unsere Zeit gekommene Werk des Laotse, das er in Honan geschrieben hat, bevor er auf Reisen ging, ist betitelt: „Hauptlehren der Vernunft und Tugend“. Ob er darin nennenswert von indischen und persischen Lehren beeinflusst worden ist, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Weil „tao“ das chinesische Wort für Vernunft ist, so heißen Laotse's Anhänger danach Taoisten. Seine Lehre hat Ähnlichkeit mit der des Zeno. Ebenso wie dieser empfiehlt er Zurückgezogenheit und Betrachtung als das beste Mittel zur Reinigung des geistigen Theils unserer Natur und zur Vernichtung der Leidenschaften, wodurch man schließlich in den Hafen der reinen Vernunft einlaufe. Mehr als sechzig Ausleger, darunter drei regierende Kaiser, haben sich an sein recht dunkles Buch herangemacht, ohne jedoch ihren Landsleuten viel zum Verständniß desselben geholfen zu haben. Da es sich in vielen Fällen sehr schwer feststellen läßt, was Laotse gemeint hat, so gilt sein System der Philosophie unter seiner Landsleuten allgemein mehr als Betrachtung eines Weisen, denn als brauchbar für das praktische Leben. Für Westländer, die mit den griechischen und den römischen Philosophen und mit der Zendavesta bekannt sind, ist es von Interesse, den chinesischen Denker zum Vergleiche heranzuziehen.

Was würde aber der „alte Knabe“ wohl sagen, wenn er wirklich, wie seine Anhänger behaupten, von

Zeit zu Zeit wieder auf Erden erschiene, und nun die Sekte sähe, die so dreist ist, sich nach dem bedeutenden Denker zu nennen! Die jetzt taoistischen Priester heißen, haben alle keine Spur vom Geiste des Meisters. Sie sind dem krassesten Aberglauben ergeben und thun ihr Möglichstes, diesen im Volke weiter zu verbreiten, denn darauf beruht ihr Lebensunterhalt. Wer sie in Anspruch nimmt, muß ihnen außer Geld auch stets Essen und Trinken geben, so daß vielbeschäftigte Priester hierfür zu Zeiten kaum etwas auszugeben brauchen. Man ruft die taoistischen Priester bei allen möglichen Gelegenheiten, besonders bei Krankheiten, Todesfällen und Beerdigungen, und an Geburtstagen von Göttern und Göttinnen. Zuweilen können sie nur wenige Minuten bleiben, weil ihre Zeit so besetzt ist, daß sie sofort weitergehen müssen, wenn sie ihre Formeln unter Chymbelschlägen abgeleiert haben. Die Mandarinen pflegen sie hauptsächlich bei Sonnen- und Mondfinsternissen zu engagieren, damit sie durch das Getöse ihrer Instrumente das Untier verscheuchen sollen, das Sonne oder Mond verschlingen will.

Die Organisation der Taoisten ist ganz hierarchisch, doch unter der Oberaufsicht der Regierung, die die Häupter der Sekte für das gute Benehmen und für die Lehren der Mitglieder verantwortlich macht. Das Oberhaupt, das also eine Art taoistischer Papst ist, wohnt in Lunghuschan in der Provinz Kiangsi. Jahr für Jahr pilgern viele Gläubige aus den andern chinesischen Provinzen dahin, was sehr nützlich für die Taschen der dort wohnenden Priester ist. Eine zuver-

lässige und erschöpfende Beschreibung des heutigen Taoismus giebt es noch nicht.

Bei weitem die vollstündlichste religiöse Sekte in China sind die Buddhisten. Die Lehre des Buddha, der in hochchinesischer Sprache in Nachahmung des hindustanischen Wortes „Bodh“, d. i. Wahrheit, „Fuh“ heißt, wurde im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Reiche der Mitte eingeführt. Sie fand rasch Verbreitung, und jetzt sieht man überall buddhistische Tempel. Die darin wohnenden Priester, die leicht an ihrer gelblichgrauen Kleidung und an ihren völlig kahl geschorenen Köpfen zu erkennen sind, stehen beim Volke nur in geringer Achtung. Und doch wendet sich bei Unglücksfällen fast jedermann an sie wie an ihre taoistischen Kollegen.

Die Tempel werden mit Vorliebe in ruhigen Ecken von Thälern angelegt. Meistens genießt man von ihnen aus hübsche Blicke auf die umliegenden Berge. Das Leben der Priester muß höchst beschaulich sein. Man sollte denken, den arbeitsamen Chinesen wäre diese Faulenzerei nicht gerade sympathisch, und man mag sich vielleicht darüber wundern, daß sich die Reihen der Priester trotz der Abneigung des Volkes gegen sie immer wieder füllen. Aber die große Armut in den untern Volksklassen und Gelübde, die in der Stunde der Not gethan werden, führen stets Novizen herbei. Die große Mehrzahl der buddhistischen Priester sind sehr unwissend. Man kann getrost behaupten, daß viele gebildete Europäer mehr von der Lehre wissen, deren Verkündiger sie sein wollen, als sie selbst.

Da der Buddhismus ebenso wie die katholische Kirche eine ausgebildete Hierarchie hat, deren Mitglieder nach Tausenden zählen, so könnte es auffallen, daß diese Priesterschaft noch niemals den Versuch gemacht hat, in China politische Macht zu erringen oder sich außerhalb des Gesetzes zu stellen. Jedes derartige Bestreben haben die Litteraten jedoch stets im Keime zu ersticken gewußt, weil sie als Konfucianisten niemals etwas von geistlicher Herrschaft wissen wollten.

Im übrigen ließ man in gewohnter duldsamer Weise den Dingen ihren Lauf. Die Ahnenverehrung und der Glaube an unzählige Geister vertrug sich ganz gut mit dem Buddhismus. Seine Priester wurden schließlich zu Hohenpriestern des größten Spußglaubens, und sie sind dies bis zum heutigen Tage geblieben. Sie haben sich innerlich den Anschauungen des Volkes anbequemt, und nicht umgekehrt. Denn das Ableiern der von ihnen selbst nicht verstandenen Gebete im Sanskrit ist eine rein mechanische Sache, und auf sonstige Neußerlichkeiten, die die chinesischen Priester des Buddhismus mit den indischen gemein haben, kommt auch nicht viel an. Sie geben z. B. vor, keine wollene Kleidung zu tragen und kein Fleisch zu essen. Das Volk glaubt jedoch, viele von ihnen genießen trotz aller Gelübde heimlich gern genug Fleischkost. Ausländer machen sich zuweilen den Scherz, buddhistischen Priestern vorzuhalten, sie könnten die Vernichtung lebender Wesen überhaupt nicht ganz vermeiden, weil jedes Glas Wasser und jede zu Gemüsen benutzte Pflanze voll davon wären, nur könne man sie mit

bloßen Auge nicht sehen. Aber zu solchen Behauptungen schütteln die Mönche ungläubig den Kopf.

Ihren Lebensunterhalt bestreiten sie durch Betteln, durch Almosen und durch die Nutzbarmachung des zu ihren Tempeln gehörenden Landes. Viel Verdienst haben sie auch vom Verkaufe von Weihrauchstäben, Kerzen und vergoldetem Papier. Ruft man sie ins Haus, so muß man sie, ebenso wie die taoistischen Priester, unterhalten und ihnen außerdem für ihre Litanei Geld geben. Besonders bekannte buddhistische Klöster pflegen ihre Netze gern nach wohlhabenden Leuten in der Umgegend auszuwerfen. Folgen diese einer Einladung der Mönche, eine Weile im Kloster zu wohnen, so wissen sich dessen Insassen dies meistens gehörig zu Nuße zu machen.

Große Klöster haben fast immer bedeutende und oft weitberühmte Büchereien, deren Schätze indessen gerade von ihren Besitzern am wenigsten gewürdigt und ausgenutzt werden, obwohl sie die schönste Zeit dazu hätten. Es giebt zwar Ausnahmen hiervon, aber sie sind nicht zahlreich. In moralischer Beziehung werden sich die chinesischen buddhistischen Priester kaum viel von andern Chinesen unterscheiden. Ganz dem Charakter des Volkes entsprechend ist besonders die Buchführung mit dem Himmel, die sie für jede sich an sie wendende Person besorgen. Wie bei manchen Seiten des Buddhismus, so werden wir auch hier an die katholische Kirche mit ihrem frühern Ablasshandel und ihrer noch heute beobachteten Begünstigung guter Werke erinnert. Wer in China z. B. eine Straße aus-

bessern, eine Brücke bauen oder einen Brunnen graben läßt, erhält von den buddhistischen Priestern zehn Nummern gutgeschrieben; eine Krankheit zu heilen oder einen Platz für ein Grab herzugeben wird für dreißig gerechnet. Dagegen gilt die unberechtigte Abtragung eines Grabhügels als minus fünfzig, einen Leichnam auszugraben als minus hundert u. s. w. Allen Chinesen kommt eine derartige Rechnung sehr praktisch vor. Wie mit andern Dingen, so haben sie jedoch auch hiermit gewöhnlich keine Eile. Erst gegen Ende des Jahres kommt es vielen Chinesen in den Sinn, sich noch schnell eine Anzahl guter Nummern im Himmel zu verschaffen, damit ein guter Jahresabschluß für sie herauskomme.

Bei der Leichtigkeit, womit von buddhistischen Priestern Sündenvergebung zu erlangen ist, kann man es wohl als ein Glück für die Chinesen betrachten, daß die reinere Lehre des Konfucius stets ein Gegengewicht gegen die buddhistische Laxheit gebildet hat. Die Ekellosigkeit der Mönche und ihre von denen aller andern Chinesen abweichenden Grundsätze in Bezug auf die Verpflichtung, die Eltern zu unterhalten, sind außerdem noch besondere Gründe, weshalb der Erfolg des Buddhismus im Reiche der Mitte nicht so durchschlagend gewesen ist, wie in Tibet, in Birma oder in Siam. Das chinesische Volk glaubt der buddhistischen Priester nicht entraten zu können, aber es hat sich trotzdem stets ein gesundes Urtheil über sie bewahrt. Dies weiß sich nun nicht anders Luft zu machen, als durch offenerziges Schimpfen — „Kahlköpfige Esel“

ist eine der beliebtesten schmeichelhaften Bezeichnungen für sie — über dieselben Mönche, die man vielleicht kurz vorher im Hause gehabt hat, und bald nachher wiederum rufen wird.

In manchen buddhistischen Klöstern giebt es einen oder mehrere wunderliche Heilige, die ein Gelübde gethan haben, monatelang oder selbst jahrelang ihre Zelle nicht zu verlassen, sondern darin so viel wie irgend möglich in einer Art Schneiderstellung auf einem und demselben Fleck zu sitzen. Ihre einfache Nahrung wird ihnen durch eine kleine Oeffnung in der Zellenthür gereicht. Sie denken immer an ihren Meister Buddha, und sie hoffen, durch fortwährende Betrachtungen schließlich selbst zu Buddhas zu werden. Es bringt einem Kloster stets ein gewisses Ansehen, wenn es mehrere Mönche aufweisen kann, die schon eine geraume Zeit so vegetiert haben. Aber man muß bezweifeln, ob ihr Ruhm weit über die Kreise der Priester hinausgeht, weil dem fleißigen Durchschnittschinesen der Einfall, bei gesundem Leibe der Nirvana entgegenzudämmern, wohl recht stumpfsinnig vorkommen wird.

Wir müssen am Schlusse dieses Abschnitts noch einige von den hauptsächlichsten chinesischen Göttern anführen, die außerhalb der drei religiösen Lehren stehen, aber trotzdem zum Theil nicht weniger andächtige Verehrung genießen, als Konfucius, Laotse und Buddha. Mit Recht sagt Smith, die große Menge des chinesischen Volkes sei dem Polytheismus ergeben. Ich sehe deshalb nicht recht ein, weshalb man die Missionare

tadelst, wenn sie von den nichtchristlichen Chinesen im Gegensatz zu den bekehrten als von Heiden sprechen. Der Ausdruck mag bei Konfucianern Anstoß erregen, weil man dabei leicht auch an einen Mangel an Kultur denkt. Aber in religiösem Sinne ist er nicht nur beim Volke berechtigt, sondern auch bei den Gebildeten. Denn in der Zeit der Noth wenden sich diese ebenso an die Götzenbilder, wie die ungebildete Menge.

Es giebt im Reiche der Mitte unzählige Götter. Manche haben nur rein örtliche Bedeutung, andere werden in allen Gegenden des Landes verehrt. Das Volk vermutet überall den Einfluß von Geistern. In den Abschnitten über das Familienleben ist schon viel angeführt worden, was hierauf Bezug hat; wir können uns deshalb jetzt auf wenige weitere Angaben beschränken.

In großer Achtung steht der Gott des Feuers; er wird sehr gefürchtet. Alles, was die Chinesen fürchten, achten sie auch. Gewöhnlich nennt man ihn „den feurigen Herrscher der südlichen Gegenden“. Er scheint ein gutmütiger, aber auch ein recht empfindlicher alter Herr zu sein. Bekommt er nicht seine regelmäßigen Opfer, so nimmt er dies meistens sehr übel und zeigt dies alsbald dadurch, daß er die Häuser der nachlässigen Menschen einäschert. Steigt ihm dagegen genügender Duft in die Nase, dann schiebt er die Brände, die er zur Züchtigung der Menschheit auf jeden Fall zu veranlassen hat, immer weiter hinaus, bis er sich schließlich am Ende des Jahres nicht mehr helfen kann, weil er zu Neujahr dem obersten Herrscher der Götter

im Himmel Rechenhaft ablegen muß. Auf diese Weise ist also einfach und sinnreich die auffallend große Zahl von Schadenfeuern erklärt, die regelmäßig im letzten chinesischen Monat ausbrechen. Skeptische Europäer meinen dagegen, die zwingende Notwendigkeit für alle Chinesen, zu Neujahr ihre Bücher in Ordnung zu bringen und ihre Schulden zu begleichen, habe vielleicht etwas mit den vielen Bränden um diese Zeit zu thun.

Gar nicht vertragen kann es der Gott des Feuers, wenn eine Feuerwehr es sich erlaubt, einen Aufzug zu veranstalten, da er darin eine offenbare Verhöhnung seiner selbst sieht. Bei dem fünfzigjährigen Jubelfest des Vertragshafens Schanghai im November 1893 war die dortige freiwillige Feuerwehr im Festzuge glänzend vertreten. Drei Brände, die bald darauf ausbrachen, wurden von den Chinesen auf den Zorn des Feuergottes über den ihm angethanen Schimpf zurückgeführt.

Daß man überall im Reiche der Mitte eine gewaltige Angst vor Feuern hat, ist kein Wunder, weil die Häuser mit wenigen Ausnahmen aus Fachwerk, Stroh, Binsen und ähnlichen leicht entzündlichen Dingen gebaut sind. Einem Europäer kommt es anfangs merkwürdig vor, wenn er in den Schanghaier Zeitungen liest: „Bei dem gestrigen Feuer brannten dreißig, vierzig, fünfzig chinesische Häuser ab.“ Bald lernt er jedoch, wie wenig dies nach unsern Begriffen zu bedeuten hat. Solche „Häuser“ sind häufig nur kleine Abteilungen eines einzigen großen Fachbaus, mit

einer Reihe von Dächern über den einzelnen Wohnungen, aber ohne jeden offenen Zwischenraum zwischen diesen.

Die Chinesen gehen, wenn sie nicht als Diener von Ausländern eines Bessern belehrt worden sind, recht leichtfertig mit feuergefährlichen Sachen um. Besonders durch unvorsichtige Behandlung von Petroleumlampen entstehen jahraus jahrein zahllose Brände. Zuweilen gerät wohl einmal ein Mandarin in einen gewaltigen Zorn über solchen Leichtsin. Denn da in China die Beamten in jeder Weise für das allgemeine Wohlergehen in ihrem Bezirk verantwortlich gemacht werden, so bekommen sie auch für solche Ereignisse wie verheerende Brände schlechte Noten. Die Folge von dem Aerger des Gewaltigen ist dann ein allgemeines Verbot, Petroleum zu gebrauchen. Für eine Weile richtet sich das Volk in der betreffenden Gegend auch danach, so unbequem es ist, da man überall an den Gebrauch von amerikanischem wie von russischem Petroleum gewöhnt ist. Berraucht dann der Zorn des Mandarinen allmählich, so wagen es seine Unterbeamten, gegen eine kleine Erkenntlichkeit die Augen vor dem Petroleumlicht zu schließen. Bei einer Versetzung des betreffenden Mandarinen hört ein solches Verbot von selbst auf, weil sein Nachfolger derartige Sachen als rein persönliche Angelegenheiten ansieht. Oft ist es aber auch schon vorher eingeschlafen.

Die dem Gott des Feuers geweihten Kerzen dürfen nicht rot sein, obwohl dies sonst überall als glückbringende Farbe angesehen wird. Hier hält man sie

aber als Farbe des Feuers ausnahmsweise für unheilverkündend und nimmt deshalb für diesen Gott weiße, gelbe oder grüne Kerzen.

Eine an der ganzen Küste des großen Reiches wie auf den Flüssen und Seen viel verehrte Göttin ist die Göttin der Schiffer. Die ihr vom Volke beigelegten Titel, wie „Himmelkönigin“, „Heilige Mutter im Himmel droben“, erinnern an die Muttergottes der Katholiken. Schiffer, die eine längere Reise vorhaben, nehmen meistens in einem kleinen Sack etwas Asche mit, die unter einem vor dem Bildnis der Göttin stehenden Weihgefäß gelegen hat. Gerät die Dschunke nun in einen so schweren Sturm, daß wenig Hoffnung auf Entrinnen da ist, dann knien die Seeleute vor dieser Asche nieder und rufen dabei fortwährend in möglichst eindringlicher und wehmütiger Weise den Namen der Göttin. Im Falle das Schiff glücklich in den Hafen gelangt, pflegt dessen Besatzung der Göttin alsbald Opfer darzubringen und ihr für die Errettung aus großer Gefahr zu danken.

Die Matrosen aller Länder sind ziemlich abergläubisch. Besonders das bei Gewittern zuweilen auf den Masten der Schiffe erscheinende St. Elmsfeuer flößt ihnen Grauen ein. Deutsche Matrosen sehen in der Erscheinung vielfach die Seelen ertrunkener Kameraden. Chinesische Seeleute erblicken darin eine unmittelbare Einwirkung ihrer Schutzgöttin, die von zweierlei Art sein kann. Läuft der elektrische Schein den Mast hinauf, so hält man dies für ein böses Zeichen, weil man annimmt, die Göttin verlasse das

Schiff; kommt er dagegen den Mast herunter, dann giebt das den Matrosen große Zuberficht.

Die Göttin der Schiffer hat gewöhnlich zwei merkwürdige Trabanten, die ihrem Bildnisse zur Seite stehen. Der eine heißt: „das Ohr für günstigen Wind“, denn man hält sein Gehör für so fein, daß es selbst das Rauschen der leisesten Brise zu vernehmen vermag. Der Name des andern Trabanten ist „Tausendmeilenaug“, weil er ungeheuer weit sehen kann. Er war ursprünglich einfacher Seemann, muß sich aber später auf das Studium der Medicin gelegt haben, da er jetzt auch Fieber und andere häufig vorkommende Krankheiten zu heilen versteht. Natürlich übt er seine Kunst nicht umsonst aus. Eine so große Selbstlosigkeit kann man von keinem chinesischen Gott erwarten. Vielmehr will er, wenn er jemand vom Fieber geheilt hat, für seine Mühe den Duft ganz feiner und dünner Pfannkuchen riechen, die er über alles zu lieben scheint. Vielleicht hat er sich in frühern Zeiten mit reichlich viel grober Seemannskost begnügen müssen, weshalb er in seinen alten Tagen bessere Nahrung verlangt.

Von der Göttin, die gewöhnlich kurzweg „Mutter“ genanni wird, ist schon beim Familienleben die Rede gewesen. Sie hat kleine Kinder unter ihrer Obhut; vor allem aber beten Frauen bei bevorstehenden Geburten zu ihr. Man pflegt ihr mancherlei Fleisch anzubieten, aber keinen Entenbraten. Diese Ausnahme wird folgendermaßen erklärt. Ein Bildnis der Göttin war einmal während großer Dürre auf eine Matte und dann mit dieser auf den Min-Fluß bei Futschau

gesetzt worden, damit die Göttin durch ihren Einfluß bei den Wassergöttern Regen herbeiführe. Aber man hatte die Sache ungeschickt angefangen, denn das Bildniß war nahe daran, in den Strom zu purzeln. Die schlimmen Folgen — wenn dies wirklich geschehen wäre — für alle Mütter in der betreffenden Gegend und für alle, die es noch werden wollten, mögen sich die Chinesen gar nicht ausdenken. Eine Ungeschicklichkeit ist ihnen nun eine viel zu einfache Erklärung. Sie behaupten, ein böshafter Wasserkobold habe das Bildniß von unten ins Wackeln gebracht, indem er den Versuch machte, die Matte darunter wegzuziehen. Die schnöde That sollte jedoch nicht gelingen. Denn ähnlich wie die bekannten Gänse auf dem Kapitol den Römern, so kamen hier vier wackere Enten der alten Dame zur Hilfe. Jede von ihnen packte mit ihrem Schnabel eine Ecke der Matte und hielt sie so fest, daß der Kobold von seinem heillosen Unternehmen abstecken mußte. Aus Dankbarkeit dafür that dann die so vor einem nassen Grabe bewahrte Göttin das feierliche Gelübde, niemals wieder das Fleisch von Enten zu genießen. Gegen deren Eier hat sie jedoch nichts einzuwenden. Aus Freude über ihre Errettung ließ sie ferner eine Insel aus dem Wasser des Min-Flusses auftauchen, die noch jetzt die Enteninsel heißt.

Eine gute Karriere unter den Göttern hat einer Namens Kuan Ti gemacht, der ursprünglich nur Kriegsgott war. Aber die jetzt herrschende Dynastie bevorzugte ihn allmählich so, daß er schließlich zum „Adjutanten des Himmels“ aufrückte, wobei unter Himmel



Guan Di, der Kriegsgott oder der Adjutant des Himmels





das von Kaiser angebetete Firmament zu verstehen ist. Kuan Ti kann daher geradezu als Schutzgott der Mandschudynastie angesehen werden. Wegen seiner Beziehungen zum Himmel erwartet man von ihm, daß er bei anhaltender Trockenheit für Regen Sorge. Bleibt er jedoch gegen alle Bitten taub, und sengt die Sonne weiter, dann schleppt man wohl das Bildnis des Gottes aus seinem Tempel und stellt es an der heißesten Stelle auf, die zu finden ist, damit sich der Gott gefälligst selbst von der gewaltigen Glut der Sonnenstrahlen überzeugen möge.

Sehr spaßig ist auch das Benehmen der Chinesen gegen den Gott der Küche. Diesen sehen sie als eine Art Hauspion an, der über allerlei intime Verhältnisse Bescheid weiß, die andere Leute nichts angehen. Am Ende jedes Jahres muß der Gott der Küche zum Himmel aufsteigen. Dort hat er über das Betragen der Familie, in deren Hause er wohnt, zu berichten. Um ihn zu dieser Zeit möglichst gnädig zu stimmen, beschmiert man seinem Bildnis die Lippen dick mit flüssigem Kandiszucker.

Dem von allen litterarisch gebildeten Chinesen verehrten Gott der Litteratur wird die Macht zugeschrieben, Fähigkeiten für die Anfertigung guter Aufsätze in Prosa und in Versen zu verleihen. Besonders vor den großen litterarischen Prüfungen steigen unzählige Gebete zu diesem Gott empor, weil man annimmt, er übe stets eine unmittelbare Einwirkung auf die Entscheidungen der Examinatoren aus. In größern Ahnenhallen ist immer eine Abteilung für seine Ver-

ehrerung eingerichtet, damit er bewogen werde, einigen Mitgliedern der Familie zu litterarischen Auszeichnungen zu verhelfen. Desgleichen bringt man ihm in allen höhern Schulen regelmäßige Opfer, gewöhnlich am 1. und 15. jedes Monats. Der Gott der Litteratur hat, wie die meisten seiner Kollegen, im Laufe der Zeit Nebenbeschäftigungen bekommen. Er muß sich jetzt nicht nur um die litterarische, sondern auch um die sonstige Tugend der Menschenkinder bekümmern. Doch scheint man nicht zu verlangen, daß er diese Thätigkeit auf ungebildete, des Lesens und Schreibens unkundige Menschen ausdehne.

Eine etwas gemischte Gesellschaft sind die Verehrer des Gottes des Reichthums. Unter ihnen finden wir Kaufleute, Bankiers, Krämer, Zolleinnehmer, Schauspieler und die untersten Beamten der Regierungsbehörden. Die beiden zuletzt genannten Klassen stehen überall in sehr geringem Ansehen. Bezeichnend ist es, daß sich die Mandarinen höhern Ranges nicht herbeilassen, dem Gott des Reichthums Beachtung zu schenken. Sie wollen wahrscheinlich mit seinen andern Verehrern keine Gemeinschaft haben. Zudem wünschen sie vermutlich äußerlich den Schein zu wahren, als ob sie gar nicht an Gelderwerb dächten, sondern nur an ihre Amtspflichten. In Wirklichkeit ist ihr Sinn aber mit spärlichen Ausnahmen gerade darauf gerichtet, mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, Reichthümer zu erwerben. In Läden und in Kontors befindet sich immer entweder ein Bildnis des Gottes der Wohlhabenheit, oder statt dessen eine Inschrift, die sich auf

ihn bezieht. Hiervor verbrennt man regelmäßig Weihrauch und geweihte Kerzen.

Der Gott der Schweine wird als ein tauber Mann dargestellt, der in der einen Hand einen langen Stock hat, von der Art, womit man in China eine Heerde Schweine zusammenhält. Verehrt wird er von den Besitzern dieser Tiere nicht so sehr, damit er sich um den Nachwuchs bekümmere, als damit er seinen Beistand leihe, entlaufene oder gestohlene Schweine zurückzubekommen. Beide Arten des Verlustes sind recht häufig, weil viele Bauern große Heerden Schweine halten, deren Fleisch bei den Chinesen über alles beliebt ist. Der Schweinegott hört sehr schlecht, weshalb man ihm, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, erst die Ohren reiben und ihm sachte auf den Rücken klopfen muß.

Mit der Aufzählung dieser Götter, deren Reihe man nach Belieben verlängern könnte, möge es genug sein. Kurz sei noch erwähnt, daß auch die Diebe und die zahlreichen Glücksspieler ihre Götter haben, die sie ebenso andächtig verehren, wie andere Menschen die ihrigen.

In vielen Gegenden genießen gewisse Tiere göttliche Verehrung, besonders der Affe, der Fuchs, der Tiger und der Hund.

Außer den staatlich anerkannten Göttern giebt es eine ganze Anzahl von solchen, die es noch nicht so weit gebracht haben. Denn ursprünglich sind, abgesehen von den Tieren, alle chinesischen Götter gewöhnliche Menschen gewesen, die sich auf irgend eine Weise

so verdient gemacht haben, daß man sie nach ihrem Tode wie höhere Wesen verehrte. Zunächst ist dies immer eine rein örtliche Angelegenheit, um die sich außerhalb eines gewissen Bezirks niemand kümmert. Beweist aber der neue Gott, daß er Wunderdinge verrichten kann, so dringt sein Ruf bald in weitere Kreise, bis er gar dem Kaiser zu Ohren kommt. Der Sohn des Himmels fordert dann wohl einen Bericht von den zuständigen hohen Provinzialmandarinen ein. Im Falle dieser günstig lautet, erhält der neue Gott die amtliche Anerkennung vom Kaiser, worauf er sicher sein kann, von allen Chinesen mit Achtung behandelt zu werden. Noch nicht anerkannte Götter genießen zuweilen eine ebenso große Verehrung, wie ihre bevorzugtern Kollegen. Der einzige Unterschied zwischen beiden ist dann rein theoretischer Art. Anerkannte Götter zu verhöhnen würde auch eine Mißachtung des Kaisers in sich schließen, die sich so leicht kein Chinese zu Schulden kommen lassen wird. Praktisch kommt der Unterschied kaum in Betracht, weil alle Chinesen eine viel zu große Angst vor der möglichen Rache der überirdischen Wesen haben, als daß sie leichtthin unehrerbietig von ihnen reden sollten.

Man glaube nun nicht, solche vom Sohne des Himmels vollzogenen Beförderungen zu amtlichen Göttern seien nur in der Vergangenheit vorgekommen. Noch immer kann man von Zeit zu Zeit Beispiele dafür in der „Peking- Zeitung“, worin alle kaiserlichen Verfügungen veröffentlicht werden, finden. Gelegentlich wird auch größere Verehrung irgend eines

vorher wenig beachteten Gottes befohlen, wenn sich dieser recht nützlich gemacht hat, z. B. nach der erfolgreichen Verstopfung eines bösen Deichbruchs. In jedem solchen Falle schreibt man das Hauptverdienst an der glücklichen Vollendung der schwierigen Arbeiten dem gerade in der Nähe wohnenden Flußgott zu. Auf die Empfehlung des zuständigen Bizekönigs oder Gouverneurs bekommt dieser zur Belohnung für sein verständiges Benehmen einen eigenen Tempel oder einen zweiten und größern, falls er schon einen haben sollte. Ist der Sohn des Himmels besonders erfreut über die Leistung des Gottes, so bewilligt er ihm auch wohl eine Anzahl der in der chinesischen Götterwelt sehr beliebten großen tibetanischen Weihrauchstäbe.

Für deutsche Leser wird es von Interesse sein, zu hören, daß nach der Angabe des Herrn von Brandt sogar die Kruppschen Kanonen wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften einen Tempel erhalten haben.

Zum Schluß dieses Abschnitts müssen wir noch ein paar Worte über das sagen, was die Chinesen „Föng-schui“ nennen. Die wörtliche Uebersetzung der beiden Silben ist „Wind-Wasser“. Sowohl die Luft wie das Wasser denkt man sich von einer großen Zahl von Geistern bewohnt, die man sehr leicht auf irgend eine Weise unbewußt beleidigen kann. Jedes außergewöhnliche Ereignis wird daher auf Föng-schui zurückgeführt, also auf den Einfluß der Geister des Wassers und der Luft. Schon im zwölften Jahrhundert haben Wahrsager und Zeichendeuter auf diesem Glauben an

unsichtbare, überall gegenwärtige Mächte ein ganzes System aufgebaut, das uns größtenteils wunderbar vorkommt. Seitdem ist das Ansehen der „Wind- und Wassergelehrten“ stetig gewachsen, und jetzt wird das tägliche Leben und Treiben der Chinesen stark durch die sonderbare Wissenschaft beeinflusst.

Jeder ins Reich der Mitte kommende aufmerksame Beobachter sieht z. B. vor dem Eingange vieler Häuser eine frei stehende Mauer, die stets höher ist als das Thor des Hauses. Sie scheint völlig zwecklos zu sein. Aber in den Augen der Chinesen ist sie sehr wichtig, weil sie die bösen Geister der Luft verhindert, ins Haus zu kommen. Als die erste größere Eisenbahn gebaut wurde, fürchteten manche Chinesen, die bösen Geister würden sich nun fortwährend auf dem Bahndamm herumtreiben und von dort aus in die niedrigen Hütten der Landleute sehen. Aber der Erbauer der Bahn wußte diese Frage von der richtigen Seite anzufassen. Er meinte in ganz ernsthafter Weise: „Im Gegenteil, der Damm wird euch großen Nutzen bringen. Die Geister können sich zwar hinauffetzen, aber was schadet das? H i n u n t e r können sie nicht, und einen Umweg um den ganzen langen Damm zu machen werden sie hübsch bleiben lassen. Ihr seid also in Zukunft sicherer vor ihnen, als bisher.“ Diese Beweisführung leuchtete den Landleuten ein. Sie kann zugleich als ein trefflicher Beweis dafür dienen, daß man mit den Chinesen am besten auskommt, wenn man etwas auf ihre Gedanken einzugehen weiß und ihren uns Westländern oft seltsam vorkommenden

Ansichten nicht gleich mit souveräner Verachtung begegnet.

Als die Pekinger Regierung zu Anfang der achtziger Jahre zuerst daran ging, in größerem Umfange Telegraphenleitungen in ihrem Reiche anzulegen, da konnten sich viele das chinesische Volk gut kennende Ausländer nicht der Besorgnis entschlagen, Föng-schui würde vielleicht recht störend auf diese Arbeiten einwirken. Aber alles ist glatt abgelaufen. In sämtlichen Provinzen giebt es jetzt bereits Telegraphenstationen, ohne daß die Geister der Luft und des Wassers dagegen Einspruch erhoben hätten. Ebenso wird es jedenfalls mit dem Bau der Eisenbahnen gehen. Auch da werden die Dämonen still bleiben, weil sie es nicht recht wagen, gegen den ausgesprochenen Willen des Sohnes des Himmels zu handeln.

— Unbequemlichkeiten für Ausländer hat Föng-schui bisher nur dann verursacht, wenn sie Häuser in rein chinesischer Umgebung errichten wollten, also in den einheimischen Stadtteilen der Vertragshäfen oder in allen dem fremden Handel nicht geöffneten Städten. Hier thut jeder Missionar, oder wer sich sonst aus irgendwelchen Gründen inmitten der Chinesen ein Haus bauen will, besser daran, sich nach ihren Ansichten zu richten. Diese gehen dahin, daß kein Haus nennenswert über die Nachbarhäuser emporragen dürfe, weil das gegen Föng-schui verstoßen würde. Gelegentlich sind Unruhen gegen Ausländer entstanden, die sich nicht an diesen Glauben des Volkes gekehrt hatten. Verständiger ist es deshalb jedenfalls, wenn die zahlreichen, im

Innern des Reiches wohnenden Missionare ihren Gegnern in dieser Hinsicht keine Handhabe bieten, was sie jetzt auch in den meisten Fällen nicht thun.

Auf die Einzelheiten von Föng-schui, die in verschiedenen Teilen des Landes verschieden sind, einzugehen, würde hier zu weit führen. Doch mögen ein paar kurze Beispiele die Art des Aberglaubens noch näher erläutern.

Im Fremdenviertel von Schanghai giebt es eine gerade auf das englische Generalkonsulat zulaufende lange Brücke. Bald nachdem sie erbaut worden war, brannte das Konsulat ab. Da meinten die Chinesen: „Daß hätten wir euch vorher sagen können, daß diese Richtung der Brücke Unheil anrichten müsse.“ Sie erstaunten deshalb nicht wenig, als man für das niedergebrannte Gebäude genau an derselben Stelle ein anderes errichtete. Seitdem ist eine ganze Reihe von Jahren vergangen, ohne daß dort ein weiteres Unglück geschehen wäre, weshalb Föng-schui wenigstens an diesem Orte eigentlich etwas in Mißachtung kommen sollte.

Aber der Glaube daran ist bereits viel zu tief eingewurzelt, als daß er sich leicht ausrotten ließe. Weitauß die meisten Chinesen nehmen an, Föng-schui zu verachten müsse böse Folgen für den Ungläubigen haben. Die größte Rolle spielt dieser Aberglaube bei der Anlage von Gräbern. Hier müssen die Wind- und Wasser-Professoren vorher genau feststellen, ob die Formen naher Felsen oder die Linien vorbeifließender Gewässer günstig oder ungünstig sind. Nicht ganz

so großes Gewicht scheint man beim Häuserbau auf ähnliche Umstände zu legen, aber auch dabei wird es nicht leicht jemandem einfallen, sie völlig außer Acht zu lassen. Giebt es z. B. in der Nähe eines neu-gebauten Hauses einen Berg, der einem breiten Divan gleicht, so bedeutet dies, daß die Söhne und Enkel des Bewohners eines vorzeitigen und gewaltjamen Todes sterben werden. Baut man dagegen auf oder an einem Berge, der einem umgekehrten Boote gleicht, so kann man sich auf fortwährende Krankheiten der Töchter und auf das Ende der Söhne im Gefängnis gefaßt machen. Derartige Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Die Hauptaufgabe der Wind- und Wasser-Professoren besteht darin, Ratschläge zu geben, wie dem bösen Föng-schui am besten entgegenzuwirken ist, wenn man doch gern an einer bestimmten Stelle ein Gebäude errichten möchte. Bäume auf der Rückseite des Hauses und ein Wassertümpel davor thun schon viel, die schlimmen Einflüsse zu neutralisieren. Dies ist der Grund, weshalb besonders in Südchina jedes Dorf und jedes allein liegende Haus einen kleinen Bambushain auf der einen und einen Teich auf der entgegengesetzten Seite hat. Auch kann man sich auf andere Weise helfen, z. B. indem man die Gestalt von Erdhügeln oder den Lauf eines Flusses ändert. Ferner sind Pagoden und bewaldete Berge sowie beim Hause aufgestellte Figuren von Löwen und Drachen sehr nützlich.

Gebildete Konfucianer werden selten offen einge-

stehen, daß sie den Glauben an Föng=schui teilen; aber innerhalb ihrer vier Wände geben sie sehr wohl acht, nicht dagegen zu verstoßen. Sogar die Regierung erkennt ihn an, da in dem alljährlich in Peking herausgegebenen amtlichen Kalender Weisungen für die Wind- und Wasser=Professoren stehen.





Pagode bei Peking







Ahnenverehrung

Der Ursprung der Ahnenverehrung der Chinesen ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Nach der einen Angabe soll die Sitte ungefähr im Jahre 350 vor Christus entstanden sein, nach einer andern ein paar hundert Jahre später. Für die meisten Leser ist es auch gleichgültig, ob ein Prinz von Tsin, oder ein Mann Namens Ting der Urheber der Ahnentafeln gewesen ist. Gewiß scheint zu sein, daß etwa vor zweitausend Jahren irgend ein Mann in hoher Stellung die Tafeln eingeführt und damit vielen Millionen von Menschen als Vorbild gedient hat. Jetzt ist die Sitte längst überall unter den Chinesen verbreitet.

Form und Größe der Ahnentafeln sind je nach der Gegend und nach den Mitteln der Familien recht verschieden. Die Größe schwankt zwischen acht oder neun Zoll bis anderthalb Fuß Höhe und zwei bis vier Zoll Breite. Die Tafel besteht fast immer aus drei Stücken: einem Untersatz, der etwas breiter ist, als die andern beiden Stücke, der eigentlichen Tafel, und einem Aufsatz als Verzierung.

Wohlhabende Familien benutzen ausschließlich wohlriechende Hölzer für ihre Tafeln, die sie außerdem reich mit Schnitzereien verziern lassen. Arme Leute müssen sich mit gewöhnlichem Holze begnügen. Ahnentafeln, die in der von allen Mitgliedern einer ganzen Sippe gemeinsam benutzten Ahnenhalle aufgestellt werden, sind viel größer als die in Privathäusern. Aber man benutzt selten kostbares Holz für sie; auch fehlt häufig der Aufsatz. Ebenso ist es mit den in den Tempeln für die alten Weisen oder andere verdienten Männer aufgestellten Tafeln.

Auf der Vorderseite des Untersatzes ist gewöhnlich das Bildnis eines fabelhaften Tieres eingeschnitten, das zu der Zeit der alten Weisen in China gelebt haben soll. vorn auf dem obern Aufsatz ist meistens der chinesische Drache zu sehen. Das Hauptstück in der Mitte trägt, von oben nach unten gelesen, den Namen der regierenden Dynastie und darunter den etwaigen Titel und den Namen des Verstorbenen. Hierfür pflegt man erhabene Schriftzeichen anzuwenden, die mit Goldblättchen überlegt werden. Der Name des die Tafel errichtenden Sohnes steht in kleinern Schriftzeichen, aber im übrigen in ähnlicher Weise, links unter dem des Vaters. Bei verstorbenen Müttern fügt man auch ihren Mädchennamen hinzu, also ganz wie bei uns auf Grabsteinen.

Jede Ahnentafel in der Familie gilt ohne Ausnahme nur für ein einzelnes Mitglied, niemals für mehrere zusammen. Die Tafeln für Vater oder Mutter werden von den Söhnen gemeinschaftlich verehrt, so

lange sie in einem Hause zusammenbleiben. Doch sieht man sie auch dann schon als Eigentum des ältesten Sohnes an. Stirbt dieser, so geht sie auf seinen Erstgeborenen über. Sollte er keine Söhne haben, dann nimmt er fast immer einen Sohn eines seiner jüngern Brüder oder einen andern Verwandten an Kindesstatt an, damit die Ahnentafel im Besitze seiner Familie bleibe. Eine zweite gleiche Tafel für Vater und Mutter darf nicht angefertigt werden. Wenn sich die jüngern Brüder nach dem Tode ihrer Eltern von dem ältesten Bruder trennen, und sich nun jeder einen eigenen Haushalt einrichten, so müssen sie sich mit einfachern Tafeln begnügen, worauf die Namen der männlichen und weiblichen Vorfahren für drei oder fünf Generationen verzeichnet sind. Diese Tafeln bestehen nur aus einem einzigen Stück, das zehn bis zwölf Quadratzoll groß ist und in einem kunstlosen Rahmen hängt.

Die Ahnentafeln für Vater und Mutter werden von den nächsten drei oder fünf Generationen verehrt. Während dieser Zeit bewahrt man sie sorgsam in tragbaren Schreinen auf, die die Form eines Hauses haben, aber nur wenige Quadratfuß groß sind. Sehr arme Familien, die sich keinen Schrein kaufen können, stellen die Tafeln einfach auf einen Sims oder einen Tisch. Ein Schrein pflegt alle Tafeln zu enthalten, die noch Verehrung genießen. Spätestens nach der fünften Generation wird eine Ahnentafel entweder nahe bei dem Grabe der Person, auf deren Namen sie lautet, eingegraben, oder, wenn dies nicht möglich ist, verbrannt.

Am ersten und fünfzehnten Tage jedes chinesischen Mondmonats muß man Kerzen vor den Ahnentafeln anzünden und Weihrauch davor verbrennen. Dasselbe geschieht an Geburtstagen der lebenden Familienmitglieder, bei Hochzeiten, zu Neujahr und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten. Regelmäßig Geldopfer aus Papier oder Speise und Trank darzubringen, dazu halten sich auch wohlhabende Leute nicht für verpflichtet. Vielleicht will man die Geister nicht verwöhnen und bietet ihnen deshalb nur bei Festen Duft für ihre Nase und Geldstücke an. In jedem Herbst bewilligt man ihnen aus Papier nachgemachte kleine Häuser und Mobilien, die mit einem Zaubersprüche versehen und dann mittelst Verbrennung ins Geisterreich geschickt werden. Bei allen außergewöhnlichen Opfern knien sämtliche männliche Familienmitglieder einmal vor der Ahnentafel nieder und neigen das Haupt dabei mehrmals zur Erde.

Will eine Sippe, deren Mitglieder alle denselben Familiennamen tragen, eine Ahnenhalle errichten, so trifft sie zunächst genaue Bestimmungen über die Berechtigung zum Gebrauch der Halle. Sodann wird ein allgemein geachtetes Mitglied zum Vorsteher gewählt, der streng auf Einhaltung der Regeln zu achten hat. Geschehe dies nicht, und könnten nicht zur Sippe Gehörige ihre Ahnentafeln in die Halle einschmuggeln, dann würde diese bald voll werden. Die Chinesen kennen eben ihre eigenen Landsleute. Häufig sind auch die Bestimmungen der Art, daß gar nicht einmal alle Familien einer Sippe die Halle benutzen können. Denn

entweder sind die Kosten dafür recht hoch angesetzt, oder die Halle ist nur für Mandarinen von einem gewissen Grade an aufwärts bestimmt, oder nur für diejenigen Männer, die die zweite Staatsprüfung bestanden haben. In solchem Falle betrachten sich merkwürdigerweise die nichtberechtigten Familien einer Sippe doch als zu der Halle gehörig. Sie bringen darin bei besondern Gelegenheiten Opfer, obwohl ihre nächsten Angehörigen dort keine Tafeln haben, und sie sprechen immer von „unserer Ahnhalle“.

Ist eine Sippe allmählich gar zu zahlreich geworden, was bei dem chinesischen Kindersegnen manchmal vorkommt, so errichtet eine ihrer wohlhabenden Familien wohl auf ihre Kosten eine Zweighalle. Sie behält trotzdem alle Rechte, die sie bisher an der allgemeinen Ahnhalle hatte, und ist zugleich alleinige Eigentümerin der Zweighalle. Für die Söhne, oder jedenfalls für die Enkel, wird sie allmählich zur Haupthalle, weil sich das Interesse für die frühere Haupthalle nach und nach verliert.

Ueberall in China kann man Menschen finden, die zu gar keiner Ahnhalle gehören. Fast immer sind dies Einwanderer aus andern Provinzen des Reiches, die sich noch nicht genügende Mittel erworben haben, eine Halle bauen zu können. An der Ahnverehrung im Hause halten sie jedoch ebenso streng fest, wie alle ihre Landsleute.

Je nach den Summen, die die Sippen aufwenden können, sind die Ahnhallen sehr verschieden groß. Die kleinsten sind nur zwanzig bis dreißig Fuß breit

und fünfzig bis sechzig Fuß lang, nur mit zwei oder drei Abteilungen. Andere dagegen sind wohl zehnmal so umfangreich, mit einer großen Anzahl von Abteilungen, die zu den verschiedensten Zwecken benutzt werden. Die Kosten bewegen sich dem entsprechend zwischen einigen hundert und zehntausenden von Mark.

Jedesmal, wenn eine Halle errichtet wird, legen die dabei beteiligten Familien zugleich einen Fond für sie an, der meistens in Ackerland, Häusern oder Läden besteht. Derartiges Eigentum ist unveräußerlich, außer durch gemeinsamen Beschluß der Häupter aller dazu gehörenden Familien. Der Reinertrag davon ist meistens ausschließlich für die betreffende Halle bestimmt. Doch geht er zuweilen auch der Reihe nach an eine der beteiligten Familien, die dann für alle in der Halle gebrauchten Gegenstände zu sorgen hat. Bleibt Geld übrig, so fällt es derjenigen Familie zu, die gerade die Aufsicht führt; andererseits muß sie aber aus eigener Kasse zulegen, wenn das Geld nicht ausreicht. Gewöhnlich wird jedoch sowohl ein Ueberschuß wie ein Defizit verteilt.

Soll eine Tafel für einen sehr hohen Mandarinen, wie einen Bizekönig, Gouverneur oder Litterarischen Kanzler, in der seiner Sippe gehörenden Ahnenhalle aufgestellt werden, so holt man dazu gewöhnlich die Genehmigung des Kaisers ein. Dies ist nicht notwendig, aber es trägt sehr zum Ansehen der Familie bei, wenn sie an dem Tage, wo sie die Ahnentafel für den hohen Herrn in die Halle bringt, zugleich eine Tafel mit zwei großen Schriftzeichen, die die kaiserliche Erlaubnis

verkünden, prunken lassen kann. Der Zug wird dann so glänzend wie möglich gestaltet, und es ist für die ganze Familie eine wichtige Feierlichkeit.

Ahnenhallen liegen zum Unterschiede von den überall sichtbaren und leicht zugänglichen öffentlichen Tempeln fast durchweg an wenig in die Augen fallenden Stellen. Da sie Privateigentum sind, so darf man sie nicht ohne weiters betreten. Deshalb ist viel weniger über sie bekannt, als über die Tempel. Die Ahnenhallen werden selten von Ausländern besucht.





Die christliche Mission in China;

Ein geschichtlicher Rückblick

Außerhalb der unmittelbar beteiligten Kreise wissen nur wenige Menschen, welche Summen von Geld und geistiger Kraft die katholische Kirche seit Jahrhunderten und die evangelische seit Jahrzehnten zur Bekehrung der Chinesen aufgewendet hat. In den Annalen dieser Mission finden sich die glänzendsten Beispiele von Thatkraft, Entsagung und Opfermut der Sendboten und von glaubensstarker Treue der Bekehrten bis in den Tod; daneben stehen aber auch manche verkehrt angefangenen Werke und manche nutzlose Mühe verzeichnet.

Für eine dichtgedrängte Bevölkerung, wie die chinesische es ist, mit ihren Millionen von armen und ärmsten Menschen, von hartgeplagten Kulis, die sich den ganzen Tag lang schinden und placken müssen, um doch nur in schmutzigen und dumpfen Hütten ein elendes Dasein zu führen, von Blinden, Lahmen, Auswägigen und andern oft dem Hungertode nahen Kranken, für alle diese Mühseligen und Beladenen sollte das

Evangelium ebenso gut eine Quelle des Trostes werden können, wie in andern Ländern. Wenn dies nicht in dem Maße der Fall ist, wie man erwarten sollte, und wenn der Erfolg der Missionare in China so gering ist, wie vielleicht sonst nirgends auf der Erde, so muß das seine besondern Gründe haben.

Schon im Anfange des sechsten Jahrhunderts, also in einer Zeit, wo weite Gebiete des heutigen Deutschlands noch von keines Missionars Fuß betreten worden waren, kamen nestorianische Mönche aus Konstantinopel nach China. Ueber diesen ersten Versuch der Christianisierung des Reiches der Mitte ist wenig bekannt. Die kargen Angaben, die sich darüber bei den abendländischen Kirchenhistorikern finden, würden vielleicht in das Gebiet der Fabel verwiesen werden, wenn uns nicht zum Glück ein einziges christliches Denkmal aus jener Zeit in China selbst erhalten geblieben wäre, die berühmte nestorianische Tafel aus dem Jahre 781. Diese Tafel ist schon um ihrer selbst willen, aber noch mehr wegen der begleitenden Umstände eins der merkwürdigsten Denkmäler, die es giebt. Denn nur sie allein legt auf chinesischer Seite Zeugnis dafür ab, daß schon zu jener frühen Zeit christliche Gemeinden in China bestanden haben. Sonst ist alles, was noch Kunde davon gegeben haben mag, weggewischt bis auf die letzte Spur.

Die Tafel, die aus einem zehn Fuß hohen Stück schwarzen Marmors hergestellt ist, wurde im Jahre 1625 in Singansu, der Hauptstadt der Provinz Schensi, aufgefunden, und ist auch jetzt noch dort, eingefügt in

eine Backsteinmauer. Am Kopfe befindet sich unter einer Art Baldachin ein kleines Malteserkreuz und unmittelbar darunter der Titel der Inschrift: „Tafel zum Preise der erhabenen Religion in China, mit einer Vorrede; verfertigt von King Tsching, einem Priester der syrischen Kirche.“ Am Schlusse steht eine Ode, die so beginnt: „Der wahre Gott ist ohne Anfang, tief, unsichtbar und unveränderlich; mit seiner Macht und Fähigkeit, zu vollenden und zu verändern, schuf er Himmel und Erde.“

Als die Kunde von der Entdeckung der Tafel nach Europa kam, wollte man dort lange Zeit nicht an die Echtheit des Fundes glauben. Besonders Voltaire machte sich über „diese echt jesuitische Erfindung“ lustig. Jetzt besteht schon längst kein Zweifel mehr an der Echtheit. Vor allem bürgt dafür die darauf eingegrabene, ziemlich lange Inschrift, die von chinesischen Kennern für wenigstens tausend Jahre alt erklärt wird. Der Inhalt, der die christliche Lehre nach nestorianischer Auffassung in Umrissen angiebt, ist vielfach dunkel. Chinesische Gelehrte, die sich an die Auslegung der zahlreichen, auf der Tafel stehenden Schriftzeichen machen, weichen fast immer weit von einander ab, weil ihnen meistens die Kenntniss des Nestorianismus abgeht, die zur Enträtselung der dunkeln Stellen unumgänglich nötig ist.

Die Nestorianer müssen im achten Jahrhundert ziemlich großen Anhang in China gehabt haben. Auch Marco Polo, der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts reisete, erwähnt die Sekte oft. Er spricht be-

sonders von zwei Kirchen in Tschinkiang am Yangtze-kiang und von einer in Hangtſchau. Es ist aber sehr fraglich, ob die Nestorianer damals noch viel von der ursprünglichen Reinheit ihrer Lehre bewahrt haben können, weil sie seit dem Emporkommen des Muhammedanismus von der Mutterkirche in Syrien abgeschnitten waren. Allmählich sind sie dann in China ganz verschwunden, und jetzt giebt dort nichts mehr unmittelbare Kunde von ihnen, als nur die eine Tafel.

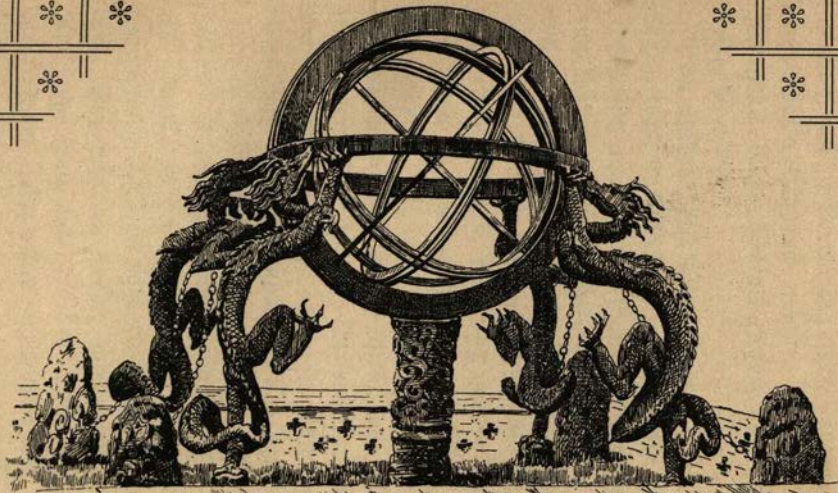
Den immer wiederholten Bemühungen der römischen Kirche, das Christentum im fernen Reiche der Mitte anzupflanzen, wird auch von protestantischer Seite die Achtung nicht versagt. Einmal waren ihre Sendboten nahe am Siege, aber gerade da ließ die Kurie, vielleicht berauscht von den großen Erfolgen, ihre sonst gewohnte Vorsicht außer Acht, indem sie zu früh in Angelegenheiten, deren Regelung sich die Kaiser von China selbst vorbehalten wollten, mit ihrem Non possumus kam. Dadurch wurden die Herrscher vor den Kopf gestoßen, und fast alles ging wieder verloren. Hätten sich die katholischen Missionare stets nur auf die Verbreitung ihrer Lehre beschränkt, so würde jetzt wahrscheinlich ein beträchtlicher Teil des chinesischen Volkes römisch-katholischen Bekenntnisses sein.

Papst Nikolaus IV. war der erste, der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine dauernde Mission in China zu errichten suchte. Johann von Montecorbino ging in seinem Auftrage als Missionar dorthin. Er wurde von Kublai Khan freundlich aufgenommen und hatte bald solche Erfolge, daß ihn der Papst zum

Erzbischof ernannte und ihm sieben Suffraganbischöfe schickte. Als aber die Mongolen im Jahre 1368 aus China vertrieben wurden, werden ihnen die meisten Anhänger beider christlichen Kirchen nach Westen gefolgt sein. Dort ging dann die römische Richtung ebenso im Buddhismus und Muhammedanismus unter wie die restorianische.

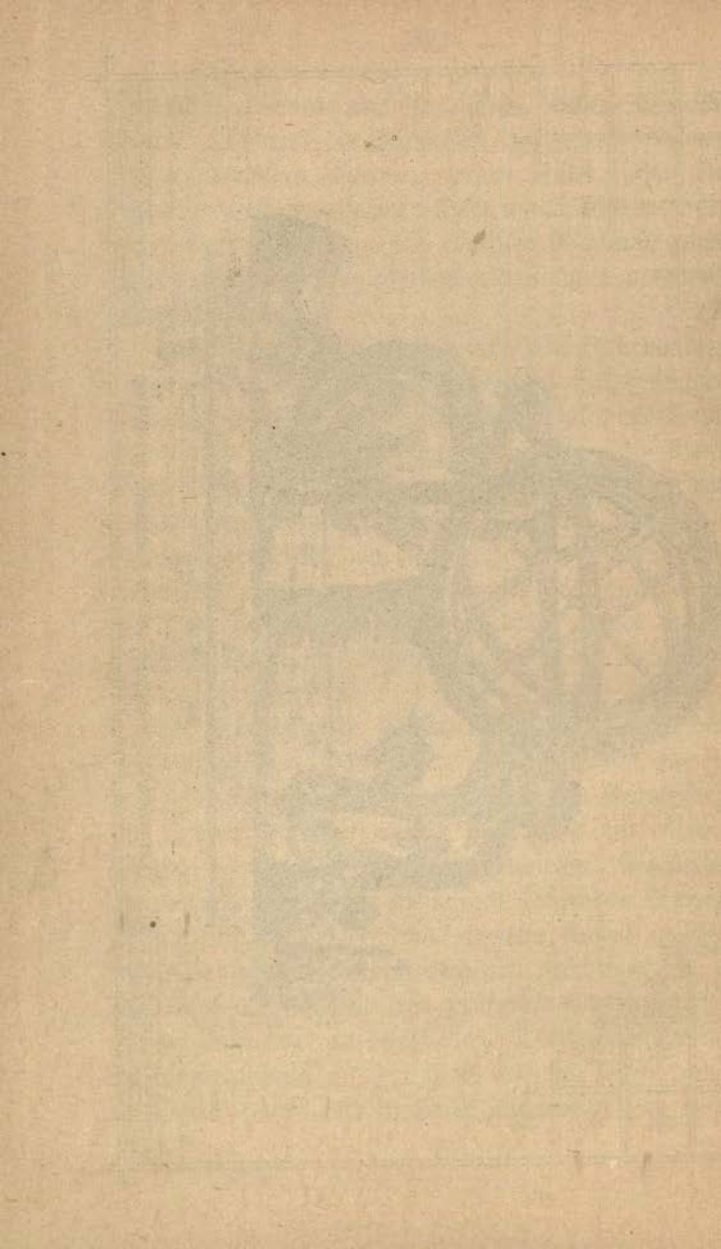
Hierauf machte Rom mehr als zwei Jahrhunderte lang keine weiteren Anstrengungen zur Befehrung der Chinesen, was bei dem damaligen Verfall des Papsttums nicht wunder nehmen kann. Aber bei seinem abermaligen Erstarken nahm es die alten weltumspannenden Pläne mit großer Thatkraft wieder auf. Zu derselben Zeit, wo in Deutschland während der Gegenreformation ein Stück bereits protestantisch gewordenen Landes nach dem andern wieder an die römische Kirche fiel, setzte diese auch im Reiche der Mitte neue Hebel an.

Der Jesuitenpater Matteo Ricci landete im Jahre 1580 in Macao. Bald darauf gelang es ihm, für sich und seinen Begleiter Michael Roger vom Gouverneur der Provinz Kuangtung die Erlaubnis zur Niederlassung in seiner Hauptstadt zu erwirken. Die beiden Patres begründeten ihr Gesuch mit folgenden Worten: „Staunend haben wir mit eigenen Augen gesehen, daß das himmlische Reich noch viel prächtiger ist, als sein Ruf. Wir haben kein größeres Verlangen, als unsere Tage dort zu beschließen. Deshalb bitten wir um die Erlaubnis, uns ein Haus und eine Kirche bauen zu dürfen, damit wir in Ruhe nachdenken und beten



J. F. F. A.

Armillarsphäre (Ringkugel) auf der Stadtmauer von Peking



können, was in dem geräuschvollen Macao nicht möglich ist.“ Die Väter verstanden es auch hier wieder gut, sich den Verhältnissen anzubequemen. Als sie merkten, daß die Verehrung einer Frau bei den Chinesen einen übeln Eindruck machte, wurde das Bild der Jungfrau Maria überall entfernt und durch das des Heilands ersetzt.

Im Jahre 1601 ging Ricci, der ein bedeutender Mann war, nach Peking, wo ihm seine umfangreichen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten und seine angenehmen Umgangsformen bald die Gunst des Kaisers und viele Anhänger erwarben. Von da an haben die Jesuiten über hundert Jahre lang fast immer eine sehr angesehenene Stellung am Peking'schen Hofe eingenommen, besonders unter dem großen Kaiser Kang Hi, der von 1661 bis 1723 regierte. Die Patres verstanden sich aber auch auf alles, was man von ihnen verlangte. Sie gossen dem Kaiser Kanonen, sie machten ihm richtige Kalender, und sie nahmen das ganze eigentliche China trigonometrisch auf. Die in den Jahren 1708 bis 1718 von zehn Jesuiten bewerkstelligte Vermessung des Landes bildet noch immer die Grundlage für alle Karten von China, weil die Verhältnisse seitdem niemals so günstig gewesen sind, eine Wiederholung dieser Riesenarbeit zu erlauben. Noch jetzt kann man auf der Stadtmauer von Peking die damals gebrauchten astronomischen Instrumente sehen, worunter sich besonders ein schöner, großer Himmelsglobus aus Bronze befindet.

In den letzten Lebensjahren des Kaisers Kang

Hi trat aber schon das Bestreben des päpstlichen Stuhles hervor, den christlichen Chinesen mehr Vorschriften zu machen, als sich mit der kaiserlichen Würde zu vertragen schien. Es war die alte Geschichte vom Kampfe zwischen Krone und Tiara, nur daß diesmal die Tiara ausnahmsweise das Spiel verlor. Der Nachfolger Kang Hiß erließ im Jahre 1724 die erste Verordnung gegen die Christen, der später noch mehrere folgten. Dadurch ging den Jesuiten bald jeder Einfluß verloren, und die Zahl der christlichen Chinesen verminderte sich rasch. Seitdem behauptete sich die katholische Mission unter mannigfachen Verfolgungen im ganzen nur mühsam, bis die von England und Frankreich in unserm Jahrhundert erzwungene Eröffnung des Landes eine Aenderung bewirkte. Jetzt ist das ganze Reich unter die verschiedenen geistlichen Orden verteilt. In Peking giebt es auch eine Mission der griechischen orthodoxen Kirche mit einer Anzahl von Anhängern.

Der erste in China wirkende protestantische Missionar war Robert Morrison, der im Jahre 1807 von der Londoner Missionsgesellschaft abgesandt wurde. Er hat sich für immer dadurch einen Namen gemacht, daß er zuerst die ganze Bibel ins Chinesische übersetzte und im Auftrage der ostindischen Handelsgesellschaft das erste große chinesisch-englische Wörterbuch zusammenstellte. Bei den geringen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln waren dies keine kleinen Arbeiten. Das eigentliche Missionswerk kam jedoch vor den vierziger Jahren, wo dem Verkehr mit den Ausländern

fünf Häfen geöffnet wurden, nicht über geringe Anfänge hinaus. Seitdem ist die Zahl der Stationen sehr gewachsen. Mit vielen sind Hospitäler verbunden, worin die Kranken unentgeltlich aufgenommen und gepflegt werden. Sie wirken sehr segensreich.

Von allen protestantischen Missionsgesellschaften hat die „China Inland Mission“ bei weitem die meisten Stationen. Sie ist durch die unermüdliche Thatkraft eines einzelnen Missionars in Schanghai, Namens Hudson Taylor, ins Leben gerufen worden. Die Mitgliedschaft ist nicht an eine bestimmte Nationalität gebunden. Außer Engländern gehören dieser Mission namentlich manche Scandinavier an. Die Stationen sind über das ganze Reich zerstreut. Man findet sie in den entferntesten Gegenden, aber nicht — in den Vertragshäfen. Der offen eingestandene Grund hierfür ist der, daß sich die Sendboten der China Inland Mission durch das unheilige Leben vieler in den Häfen wohnenden Ausländer geniert fühlen. Missionare, die dort Befehrungsversuche an Chinesen machen, müssen nicht selten von ihnen hören: „Ihr ermahnt uns, einen frommen und sittlichen Lebenswandel zu führen? Wendet euch doch zunächst einmal an eure eigenen Landsleute, da sie solche Ermahnungen viel nötiger zu haben scheinen, als wir.“ Um dem aus dem Wege zu gehen, vermeidet die China Inland Mission grundsätzlich alle Vertragshäfen.

Diese Missionsgesellschaft huldigt dem Grundsatz, sich möglichst wenig an die Konsuln oder an die Gesandten zu wenden, sondern alles durch Nachgiebigkeit

zu erreichen zu suchen. Sie will den Chinesen auch dadurch entgegenkommen, daß ihre Mitglieder die Landestracht mit Einschluß des Bopfes tragen. Die andern protestantischen Missionare thun das nicht, wohl aber alle katholischen.

Die Gesamtzahl der zum Christentum bekehrten Chinesen wird nicht größer als 600 000 sein, worunter sich etwa 50 000 Protestanten befinden mögen. Dies kann man selbst auf katholischer Seite keinen sonderlichen Erfolg nennen, wenn man die langen Anstrengungen der römischen Kirche und die große Begabung und Opferwilligkeit ihrer Sendboten berücksichtigt.

Von den Missionaren selbst kann man oft hören, es würde anders sein, wenn ihnen die Mandarinen und die Litteraten nicht viele Schwierigkeiten in den Weg legten. Aber es ist sehr fraglich, ob dies der alleinige Grund ist. Unter den vielen in Hongkong und Singapore wohnenden Chinesen kommen keine gegen Missionare gerichteten Unruhen vor, ohne daß diese dort größere Erfolge aufzuweisen hätten. Der Hauptgrund wird wohl tiefer liegen und wird darin zu suchen sein, daß es sehr schwer ist, die Chinesen von alten Gewohnheiten abzubringen.





Die Hauptfeste der Chinesen

Im Reiche der Mitte wird die Tag für Tag währende Arbeit für den einzelnen nur durch Familienfeste unterbrochen. Allgemeine Feiertage giebt es mit alleiniger Ausnahme des Neujahrstestes nicht, denn an den übrigen chinesischen Festen ruht die Arbeit niemals völlig. Es ist daher begreiflich, daß selbst solche Mandarinen, die sonst nicht fremdenfreundlich sind, doch die Einrichtung des christlichen Sonntages beifällig beurteilen, und daß die in den Konsulaten und die im Seezollamte beschäftigten Chinesen sehr erbaut von diesem allwöchentlichen freien Tage sind, den ihre Landsleute nicht haben.

Die Tage und Wochen um Neujahr sind die einzige Zeit, wo sich jedermann vom höchsten Mandarinen bis zum niedrigsten Kuli eine Erholung gönnt. Wer dennoch veranlaßt wird, zu arbeiten, der fordert weit höhern Lohn, als den gewöhnlichen. Allgemein sieht alt und jung dem Neujahrsteste mit großer Sehnsucht entgegen.

Die Mandſchuren beginnen das Jahr mit der Winterſonnenwende. In der ihr vorhergehenden Nacht opfert und betet der Kaiſer von China mit großer Feierlichkeit im Tempel des Himmels. Auch die Mandarinen im ganzen Reiche müſſen aus Achtung vor der gegenwärtigen Dynaſtie den Tag der Winterſonnenwende feiern. Am Bekinger Hofe beobachtet man indessen daneben das eigentliche chineſiſche Neujahrſfeſt.

Da die Chineſen nach Mondmonaten rechnen, ſo ſind alle ihre Feſte beweglich. Allzu große Abweichungen vom Sonnenjahr werden aber dadurch vermieden, daß man das Neujahrſfeſt mit dem erſten Neumonde nach dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Waſſermannes zuſammenfallen läßt. Es durchläuft daher nicht, wie bei den auch nach Mondmonaten rechnenden Türken, alle Jahreszeiten, ſondern die Schwankung beſchränkt ſich auf die Zeit vom 21. Januar bis zum 19. Februar. Weil zwölf Mondmonate kürzer ſind, als ein Sonnenjahr, ſo muß man von Zeit zu Zeit einen Monat einſchieben. Dieſen ſetzt man merkwürdigerweiſe nicht als dreizehnten an das Ende des Jahres, ſondern man rechnet dann den ſechſten Monat doppelt und nennt den eingeshobenen ebenfalls den ſechſten, mit dem Zuſaße „Schaltmonat“. Die nötigen Berechnungen hierzu beſorgen die kaiſerlichen Aſtronomen in der Hauptſtadt.

Die längſte Pauſe zu Neujahr machen die Mandarinen, die ſie aber auch am nötigſten haben, weil die meiſten von ihnen das ganze Jahr hindurch Tag aus Tag ein mit verantwortlichen Arbeiten vollauf

beschäftigt sind. Schon am zwanzigsten Tage des letzten Monats verschließt man in allen Kanzleien die Siegel; man „setzt sie zur Ruhe“, wie der chinesische Ausdruck lautet. Erst nach Monatsfrist holt man sie wieder hervor. Während dieser Zeit werden nur die dringendsten Geschäfte erledigt, wobei die Beamten ein Aushilfssiegel benutzen.

Für die Geschäftswelt bestehen keine solchen allgemeinen Bestimmungen. Alter Sitte gemäß soll allerdings eigentlich wenigstens an den ersten paar Tagen gar kein Handel und Wandel stattfinden. Aber der gesteigerte Verkehr mit den Fremden hat es mit sich gebracht, daß in den größern Häfen auch einheimische Reedereien in dieser Zeit wenigstens das Notwendigste für die Abfertigung von Schiffen und Aehnliches besorgen. Im übrigen werden von der bedeutenden Mehrzahl der Chinesen die ersten Tage des Jahres noch als vollkommene Ruhetage angesehen. Je größer und je angesehenener eine Firma ist, eine desto längere Geschäftspause pflegt sie zu machen, weil dies zum guten Tone gehört. In den ersten Wochen des Jahres wird daher im ganzen Reiche nicht viel gearbeitet. Wer es nicht nötig hat, thut es dann gewiß nicht.

Von den auf Neujahr bezüglichen Zeremonieen fällt die erste auf den dreiundzwanzigsten Tag des letzten Monats. Die Chinesen glauben, daß an diesem Datum die verschiedenen Hausgötter, vor allem der Gott der Küche und der Gott des Reichthums, zum Himmel führen, um dort über die ihnen zugewiesenen Familien zu berichten. Um sie nachsichtig zu stimmen,

werden alle möglichen Leckerbissen vor ihren Bildnissen aufgestellt, deren angenehmer Duft den Göttern in die Nase steigt. Am letzten Tage des Jahres kommen sie vom Himmel zurück und nehmen ihren gewohnten Platz im Hause wieder ein.

Unterdessen sind die irdischen Vorbereitungen fortgesetzt worden. Weil während der ersten Tage des Jahres alle Läden geschlossen sind, so ist jedermann emsig darauf bedacht, vorher nach besten Kräften Einkäufe von gewöhnlichen Lebensmitteln und von allerhand Delikatessen für das Fest zu machen. Daher bieten die Straßen um diese Zeit ein noch belebteres Bild als sonst. Neben Gewaren werden überall große und kleine Streifen roten Papiers mit vergoldeten Rändern feilgehalten, die mit Sinnsprüchen oder auch nur mit dem einen beliebten Worte „Fu“, d. i. „Glückseligkeit“, beschrieben sind. Solche Streifen klebt man zum Feste überall an. Wo Trauer im Hause ist, nimmt man statt roten Papiers blaues, da blau neben weiß bei den Chinesen die Farbe der Trauer ist. Niemand versäumt es endlich, sich ordentlich mit Feuerwerkskörpern zu versorgen, denn ohne ein unaufhörliches Knattern würde die Neujahrsfeier für jeden Chinesen unvollständig sein.

Bei weitem weniger erfreulich für viele Personen sind andere Geschäfte, die vor dem Ende des Jahres erledigt sein wollen. Im ganzen Reiche erheischt es eine alte Sitte, daß zu dieser Zeit alle Schulden entweder bezahlt werden, oder daß die Schuldner wenigstens mit ihren Gläubigern zu einem Vergleich kommen.

Das ist nun für viele eine böse Sache, denn geschieht dies nicht, so ist es im nächsten Jahre um den Kredit des zahlungsunfähigen Menschen geschehen. Niemand würde ihm wieder borgen. Deshalb ist der letzte Tag des Jahres für nicht wenige Chinesen ein dies irae im wahren Sinne des Wortes. Verschuldete Leute thun das Menschenmögliche, vor Neujahr Geld aufzutreiben. Immer steht dann der Zinsfuß sehr hoch. Zwei Prozent monatlich ist ein ganz gewöhnlicher Satz, und oft müssen für kleinere Summen fünf bis zehn Prozent monatliche Zinsen bewilligt werden.

Wem es nicht gelingt, seine Geldangelegenheiten vor dem Feste in Ordnung zu bringen, den treibt unter Umständen die Verzweiflung zum Selbstmorde. Manche nehmen die Sache aber nicht so tragisch, sondern suchen ihren Gläubigern auf alle Weise zu entinnen. Weil diese sie nach allgemeiner Sitte beim Anbruche des neuen Jahres nicht mehr mahnen dürfen, so laufen viele Gläubiger die ganze letzte Nacht des Jahres umher, um zu ihrem Gelde zu gelangen. Zuweilen nehmen sie aus dem Hause des Schuldners alle möglichen Pfänder mit und zertrümmern anderes in ihrem Zorn, zum großen Entsetzen der händeringenden weiblichen Familienmitglieder. So lange noch die Laterne des Gläubigers brennt, mit der er in der Nacht auf die Suche gegangen ist, so lange darf er seinen Schuldner, falls er ihn trifft, auch noch mahnen, selbst wenn die Sonne inzwischen bereits aufgegangen ist. Erst wenn das letzte, vor Tagesanbruch angezündete Licht in seiner Laterne erloschen ist, muß auch der grimmigste

Gläubiger anerkennen, daß das neue Jahr begonnen hat. Dann hat der gehezte Schuldner Ruhe vor ihm. Dessen Aussichten für die Zukunft sind jetzt aber recht trübe, weil er bei dem allgemeinen Mißtrauen, das ihm von nun an begegnet, nur sehr schwer wieder auf einen grünen Zweig kommen kann. Oft ist er dann bald so weit, daß er die große Zahl der Bettler im chinesischen Reiche vermehrt.

Zu Neujahr strömen aus allen kleinen Ortschaften entseßlich zerlumpte Gestalten in die Städte, wo sie sich hungernd und frierend an den belebtesten Straßenecken hinkauern und alle des Weges kommenden Leute um eine Gabe ansehn. In kalten Wintern mit viel Schnee und Eis begreift man manchmal nicht, wie Menschen in so dürstiger Kleidung auch nur eine einzige Nacht überstehen können. Sieht man unter solchen Bettlern vollends Frauen mit Säuglingen an der Brust, so muß jeden tiefstes Mitleid anwandeln. Welch großes Geschenk wäre da ein einziger Dollar, und wie gern würden manche ihn geben! Aber es ist in Straßen, die Europäer täglich zu gehen haben, geraten, derartige Gefühle niederzukämpfen, weil sie sich sonst auf Kilometer in der Runde die ganze Bettlerschaft auf den Hals ziehen würden. Besser ist es, sich an Sammlungen zu beteiligen, die zu Neujahr von Missionaren zur Linderung der Not veranstaltet werden.

In Familien, deren Geschäfte alle rechtzeitig abgewickelt sind, versammeln sich die erwachsenen Mitglieder am letzten Abend des Jahres, um während der Nacht

bei einander zu bleiben. Etwa um vier Uhr morgens beginnen die Opfer, die aus Reis und mehreren Gemüsearten, Thee, Wein, Früchten, nachgemachtem Geld und einem Kalender bestehen. Der Kalender soll den Geistern anzeigen, auf welche Tage im kommenden Jahre die Familiensfeste fallen, damit sie dann recht gnädig sein mögen. Fleischgerichte sind hierbei gemäß den Vorschriften des Buddhismus fast ganz ausgeschlossen. Nur dem Küchengott, der kein Vegetarianer ist, bietet man etwas Fleisch an. Das erste Opfer wird Himmel und Erde dargebracht. Ist alles hierfür fertig, dann werden zunächst eine Menge Schwärmer abgebrannt, um die bösen Geister zu vertreiben. Alsdann kniet das älteste männliche Mitglied der Familie vor dem Tische mit den Gaben nieder, brennende Weihrauchkerzen in den Händen haltend, und berührt dreimal mit der Stirn den Boden. Dabei dankt der Betende Himmel und Erde für die Gnade, die sie der Familie während des letzten Jahres erwiesen haben, und bittet um erneute Fürsorge während des kommenden Jahres. Nach Beendigung des Gebets verbrennt man das aus Papier nachgemachte Geld und knallt schließlich wieder eine Menge Schwärmer los.

In ähnlicher Weise werden darauf den Hausgöttern und den Geistern der eigenen Ahnen Opfer gebracht, wobei man weitere Gaben vor den Bildnissen der Götter und vor den Ahnentafeln aufstellt. Die letzte Zeremonie besteht darin, daß sich die jüngern Familienmitglieder vor den ältern niederwerfen und ihnen ihre Glückwünsche zum neuen Jahr darbringen. Alle übrige

gen Ehren, die man den Geistern erweist, fallen hierbei fort.

Damit sind die häuslichen Feierlichkeiten erledigt, und nun können die männlichen Personen nach dem Frühstück gleich daran denken, ihre Verwandten und Bekannten aufzusuchen, um ihnen Glück zu wünschen. Hierzu hat man in China um so mehr Ursache, als das Neujahrstfest auch ein allgemeines Geburtstags- oder richtiger ein Alterszählungsfest ist. Während nämlich der eigentliche Geburtstag nicht ganz außer Acht gelassen wird, rechnet doch niemand danach, sondern jeder zählt seinem Alter am Neujahrstage ein Jahr zu. Dadurch kommen die Chinesen zu dem sonderbaren Ergebnis, daß sie ein im letzten Monate geborenes Kind im ersten Monate des nächsten Jahres zwei Jahre alt nennen, weil der junge Erdenbürger schon ein Stückchen von beiden Jahren erlebt hat.

Zur Neujahrszeit bietet das Bild einer chinesischen Straße einen auffallenden Gegensatz gegen sonst dar. Wo sich kurz vorher noch Tausende von Menschen in geschäftiger Eile drängten und stießen, und selbst da, wo wegen der Menge der keuchenden Lastträger zu andern Zeiten kaum durchzukommen war, herrscht jetzt eine fast feierliche Stille. Alle nicht unbedingt notwendige Arbeit ruht. Kaum daß man hier und da einen wasserschleppenden Kuli sieht. Die Kinder, die sonst oft den Ausländer mit „fremder Teufel“ anrufen, sind jetzt meistens artig, weil ihnen unterjagt ist, durch den Gebrauch solcher Worte an den ersten Tagen des Jahres die bösen Geister zu erregen. Die

Läden sind sämtlich geschlossen und gleich den andern Häusern mit Sinnsprüchen auf rotem Papier geschmückt. Dieses immer wiederkehrende Rot wird hier und da durch blaue Streifen unterbrochen, ein Zeichen, daß der Tod das betreffende Haus im letzten Jahre heimgesucht hat.

Im Laufe des Morgens beleben sich die Straßen mit Menschen in festlicher Kleidung. Wer zu arm ist, sich teure Seidenkleider zu kaufen, leiht sie sich wenigstens für das Neujahrtsfest, so daß man in dieser Zeit manche Menschen umherstolzieren sieht, deren Anzug im lächerlichsten Gegensatz zum Stande ihrer Träger steht. Selbst Kulis, die sich das ganze Jahr hindurch in schäbigen Kleidern haben placken müssen, wollen sich wenigstens ein paar Tage lang in eitel Seide sehen lassen. Die Geschäfte für Kleiderverleihen verdienen daher zu Neujahr überall in China viel Geld.

Begiebt man sich aufs Land, so sieht man bei den Gräbern viele Menschen zu den Geistern ihrer verstorbenen Angehörigen beten. Wo ein kleiner Schrein steht, da werden auch Eßwaren für den Geist aufgestellt. Dabei benutzt man allenthalben brennende geweihte Kerzen. Bei der Zerstreung der Gräber über das ganze Land macht dies einen merkwürdigen, man möchte fast sagen, geisterhaften Eindruck.

Ähnlicher Humbug wie mit der Kleidung wird mit den üblichen Geschenken getrieben. Da es gegen die chinesische Etikette geht, mehr als einen kleinen Teil der bei solchen Festen gebotenen Gaben anzunehmen, so pflegen sich unbemittelte Personen eine

Menge schöner Dinge vom Kaufmann zu leihen und sie ihren Freunden oder Vorgesetzten anzubieten. Bezahlt wird dann nur das wenige, was sich der Empfänger ausgewählt hat. Doch muß der freundliche Geber bei solchen Gelegenheiten etwas vorsichtig in der Wahl seiner Vorgesetzten sein. Es ist vorgekommen, daß ein Mandarin die ihm von einem Untergebenen geschickten reichen Geschenke alle miteinander behalten hat, um den ihm mißliebigen Geber zu kränken. Im übrigen findet niemand etwas in dieser Sitte. Weil sie allgemein ist, wird kein Mensch dadurch getäuscht.

Der Zeitvertreib, den sich das Volk während der Feiertage verschafft, ist verschiedener Art. Gastereien mit unendlich vielen Gängen sind an der Tagesordnung. Besonders am ganzen Nachmittage und am Abende des ersten Feiertages wird fortwährend geschmaust. Hierfür geben selbst die ärmsten Leute, die sonst stets von der Hand in den Mund leben, unvernünftig viel Geld aus. Nur allzu oft kaufen sie sich alle möglichen Leckerbissen auf Borg und bringen sich dadurch oft genug schnell an den Bettelstab. Die Gäste werden durch mancherlei Spiele unterhalten, worunter Glücksspiele um Geld nicht selten sind. Eigentlich sind sie untersagt, aber niemand beachtet das Verbot.

Am meisten entzückt jedoch jeden Chinesen, ob alt oder jung, ob reich oder arm, ob gelehrt oder ungelehrt, eine Theatervorstellung. Zu Neujahr sieht man daher aller Orten aufgeschlagene Bühnen, vor denen die Menge zusammenströmt. Daß ein Ausländer dadurch nicht auch angezogen wird, sondern den damit ver-

bundenen Lärm möglichst flieht, ist jedem Chinesen ein unbegreifliches Rätsel. — Für ihn giebt es keinen größern Genuß. Sehr dankbar ist er deshalb solchen Kaufleuten, die nach einem günstigen Jahresabschluß eine Schauspieltruppe auf längere Zeit zum täglichen Spielen verpflichten.

Etwa vom zehnten Tage des ersten Monats an beginnt der Verkauf von Papierlaternen für das am fünfzehnten Tage zur Feier des ersten Vollmondes stattfindende Laternenfest. Auch dann herrscht wieder die allgemeinste Fröhlichkeit. Selbst den weiblichen Familienmitgliedern, die sich sonst des Abends stets zu Hause halten müssen, wird erlaubt, die bunte Reihe der Laternen in allen Straßen zu bewundern. Da giebt es Laternen in den verschiedensten Tierformen, die meist nicht ungeschickt verfertigt sind, so daß das Ganze recht phantastisch aussieht. Dabei wird wieder massenhaftes Feuerwerk abgebrannt. Bei klarem Wetter stört nur das Licht des Vollmondes einigermaßen.

Mit dem Laternenfeste ist für die meisten handel- oder gewerbtreibenden Menschen die müßige Zeit zu Ende. Endlich werden am zwanzigsten Tage des ersten Monats die Siegel in den Kanzleien mit großer Feierlichkeit hervorgeholt, und dann beginnt auch für die Mandarinen wieder die nicht geringe Sorge für die Verwaltung des weiten Reiches.

Ebenso wie beim Neujahrsfeste, so kommt noch bei mehreren andern Gelegenheiten die Ahnenverehrung der Chinesen öffentlich zum Ausdruck. Am Feste der

tragen in Jahren, wo die Geschäfte gut gegangen sind, wohlhabende Kaufleute gern etwas zur allgemeinen Belustigung des Volkes bei. Dann sieht man schon mehrere Tage vor dem eigentlichen Feste die Drachensboote, fünfzig bis hundert Fuß lange und verhältnißmäßig recht schmale Fahrzeuge mit einem Drachen am Bug, unter fortwährender Begleitung von eintöniger Gongmusik auf den Flüssen fahren. Vorn im Boote steht ein Mann, der die Musik unermüdlich mit dem Schwenken einer Flagge begleitet, wonach die Ruderer ihre kurzen Ruder sehr schnell im Takte einschlagen. Dabei verfahren sie umgekehrt wie wir, denn sie blicken nach vorwärts und schaufeln das Wasser zurück. Alle Ruderer eines Bootes sind in dieselbe Farbe gekleidet, besonders rot oder gelb. An dem eigentlichen Festtage fahren die buntgeschmückten Boote mit kurzen Unterbrechungen vom Morgen bis zum Abend. Oft kommt es zu einer Art Wettrudern zwischen verschiedenen Fahrzeugen. Am Ufer steht immer eine große Menschenmenge, die stets von neuem über das Schauspiel entzückt ist.





Der Krieg zwischen China und Japan

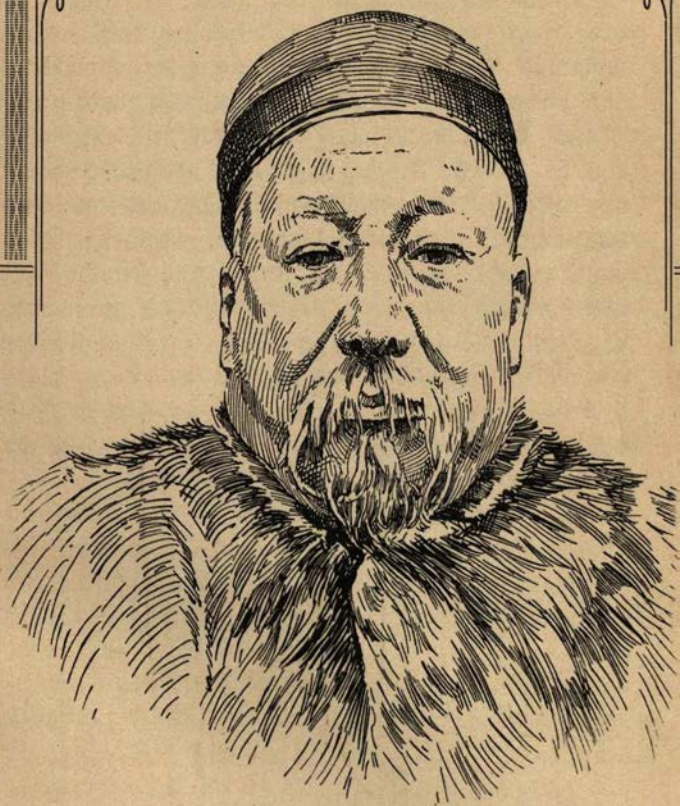
Bis zum Sommer 1894 beachteten europäische Politiker die ostasiatischen Verhältnisse nur wenig. Das änderte sich plötzlich durch den aller Welt unerwartet kommenden Krieg zwischen China und Japan. Wer hätte gedacht, daß das kleine Inselreich seinen riesigen Nachbarn angreifen könnte! Selbst Westländer, die beide Reiche genau kannten, wiesen diese Möglichkeit bis dicht vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten von der Hand. Chinesische Mandarinen endlich fanden in der großen Mehrzahl den Gedanken einfach lächerlich.

Und doch ist hier die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß es einen chinesischen Oberst Stoffel gab, der schon um die Mitte der achtziger Jahre die Pekinger Regierung ebenso warnte, wie der französische Militärbevollmächtigte Stoffel in den sechziger Jahren den Kaiser Napoleon. Dies war der vor etwa zwölf Jahren verstorbene Bizekönig Tso Tsung Tang, der Niederwerfer der letzten großen Empörung in Ostturkestan. Er zeigte eine auffallend klare Einsicht in

die japanischen Pläne. In einer an den Kaiser von China gerichteten Eingabe, die dieser Mandarin aufsetzen ließ, als er auf dem Totenbette lag, heißt es:

„Japan wartet im geheimen auf die Gelegenheit, uns zu überfallen. Die verschiedenen fremden Nationen werden sich dann wie Raubtiere an der Beute zu beteiligen suchen. Wenn wir nicht kräftige Anstrengungen machen, unser Schwert zu schärfen, dann werden wir immer mehr an Widerstandskraft einbüßen. Laßt uns unsere Küsten in guten Verteidigungszustand setzen, laßt uns Kriegsschiffe und Geschütze anschaffen und laßt uns Eisenbahnen bauen. Euer Diener spricht diese Worte in schwachem Atem und in Thränen; sie werden niedergeschrieben, damit man sie vor das spiegelglatte Angesicht Eurer Majestät lege.“ Mit welchem wunderbaren Seherblicke hat dieser sterbende Mann in die Zukunft gesehen!

Als es sich im Verlaufe des Krieges allmählich herausstellte, wie ausgezeichnet die Japaner alles vorbereitet hatten, da wunderte sich jedermann, daß ihre Rüstungen nicht eher bemerkt worden waren. Der Grund für diese auf den ersten Blick auffallende Thatsache ist jedoch nicht weit zu suchen. Die Europäer und Amerikaner, die in Japan ihren Wohnsitz haben, leben nämlich, ähnlich wie in China, fast ganz für sich und bekümmern sich wenig um die eigentlichen Landesfinder, außer wenn es sich um Geschäfte handelt. Zudem waren sie auch in Japan bisher auf wenige Vertragshäfen beschränkt. Von den Missionaren lebten zwar manche im Innern, indessen von ihnen wird



Tso-Tsung-Tang (†), Vizekönig von Futschan



man am wenigsten erwarten, daß sie ihre Aufmerksamkeit viel auf militärische Vorgänge richten.

Anderer Europäer aus den japanischen und chinesischen Vertragshäfen und Weltreisende kamen auch manchmal ins Innere, aber es hätte eines ungewöhnlich geschulten militärischen Auges bedurft, wenn einer in einem ihm bis dahin fremden oder fast fremden Lande etwas von Rüstungen gemerkt hätte. Dazu kam, daß von den sechs Generalkommandos Japans fünf in Orten lagen, die man bis dahin in Europa kaum dem Namen nach kannte, in Sendai, Nagoya, Osaka, Kumonoto und Hiroshima. Nur eins befand sich in einer auch von Ausländern bewohnten Stadt, in Tokio. Aber gerade in dem großen Tokio giebt es vielerlei sonst zu sehen, so daß man dort nicht viel an das Militär denkt. Uebrigens scheinen auch die dortigen Truppen später kriegsbereit gemacht zu sein, als die andern.

Gleichwohl kann man zugeben, daß die Japaner ihre Absichten vorzüglich geheim zu halten verstanden haben, ein Lob, das nicht nur für die Vorbereitungen zum Kriege, sondern auch für dessen ganzen Verlauf bis zu den Friedensverhandlungen hin gilt. Kaum jemals drangen vor der Ausführung eines Planes zuverlässige Nachrichten darüber in die Oeffentlichkeit.

Ueber den Ursprung des Krieges haben sowohl die Gegner wie die Freunde Japans viel geschrieben, ohne daß dadurch bislang völlige Klarheit in die Sache gebracht worden wäre. Als sicher kann nur gelten, daß die Chinesen keinen Krieg wollten. Dies hat man von keiner Seite ernstlich bestritten. Für die Parteigänger

Japan's kam es also darauf an, zu beweisen, daß das Inselreich begründeten Anlaß zu einem Angriffskriege hatte. Sie sagen nun, die Japaner hätten die schlimmen Zustände in Korea nicht mehr mit ansehen können; die Chinesen hätten sich dem sehr berechtigten Bestreben, in Korea Reformen einzuführen, widersetzt, und darüber wäre es zum Bruch gekommen. Dies mag richtig sein. Es sei aber erlaubt, hierbei an eins zu erinnern. Vor dem Kriege hielten es die Japaner für unter ihrer Würde, die Zustände auf der Halbinsel noch länger mit anzusehen. Nach dem Kriege hielten sie es nicht für unter ihrer Würde, den General Miura, der mit seinen Soldaten an der scheußlichen Niedermetzlung der Königin von Korea und ihrer Hofdamen zweifellos beteiligt war, vor Gericht freizusprechen! Dieses aller Gerechtigkeit ins Gesicht schlagende Urteil konnte nicht dazu beitragen, die großen Bedenken fast aller in Ostasien lebenden Westländer wegen der bevorstehenden Aufhebung der fremden Konsulargerichtsbarkeit in Japan zu verscheuchen. Ein unparteiisches Auftreten der Richter auch in Fällen, wo es sich um Streitigkeiten zwischen Inländern und Ausländern handelt, das in den meisten europäischen Ländern selbstverständlich geworden ist, wird in Japan kaum zu erwarten sein. General Miura hatte, nebenbei bemerkt, europäische Bildung genossen und hatte auch mehrere Jahre in Deutschland gelebt.

Korea mußte lediglich als Vorwand dienen. Der Krieg gegen China war wahrscheinlich hauptsächlich ein Verlegenheits- und Eroberungskrieg. In Verlegenheit

war die japanische Regierung, weil sie nicht mehr wußte, wie sie mit ihrer immer radikaler werdenden Parlamentsmehrheit fertig werden sollte. Da mußte nach berühmten Mustern ein auswärtiger Krieg als Blitzableiter dienen. Bei der bisherigen Unthätigkeit der abendländischen Mächte, die offenbar wenig oder nichts von den schon lange vorbereiteten Rüstungen der Japaner gemerkt hatten, hoffte man dann auch weiter leichtes Spiel zu haben, wenn man sich auf dem asiatischen Festlande festzusetzen versuchte. Die bittere Enttäuschung sollte nicht ausbleiben.

Die Feindseligkeiten begannen schon, ehe der Krieg förmlich erklärt worden war. Jeder der beiden Mächte stand es einem frühern Vertrage gemäß frei, Truppen nach Korea zu schicken, sobald es die andere Macht that. Dies war eine wunderliche Bestimmung, die den Keim zu künftigen Entwicklungen in sich trug. Japan mochte das aber gerade recht sein.

Als die Lage drohender wurde, sandte China alle sofort verfügbaren Streitkräfte nach Korea. Dabei benutzte man auch Schiffe unter nichtchinesischer Flagge. Eins davon war der englische Dampfer „Kowshing“, der am 25. Juli 1894 an der koreanischen Küste anlangte. Dort wurde er von dem japanischen Kriegsschiffe „Maniwa“ aufgefordert, sich zu ergeben. Der Kapitän war hierzu bereit, aber die chinesischen Soldaten, die auf dem Schiffe waren, wollten nichts davon wissen. Wahrscheinlich fürchteten sie, man würde sie nach Japan bringen und dort alle enthaupten. Darauf sandte die „Maniwa“ dem Dampfer einen Torpedo

zu, der ihn nur zu gut traf. Zugleich überschüttete sie ihn mit einem Hagel von Geschossen, besonders aus den Schnellfeuergeschützen.

Diese That wirbelte viel Staub auf, weil eine neutrale Flagge dabei beteiligt war. Nach langen Verhandlungen zwischen England und Japan wurde das Vorgehen der „Naniwa“ als berechtigt anerkannt, unter der Begründung, daß am Morgen desselben Tages auch schon andere Feindseligkeiten stattgefunden hätten, also thatsächlich ein Kriegszustand bestanden hätte, als die „Kowshing“ in Korea anlangte.

Damit ist aber nicht die unnötige Grausamkeit der Japaner entschuldigt, die auf die mit Menschen gefüllten Boote schossen und keine Anstalten machten, die wehrlosen Chinesen vor dem Ertrinken zu retten. Nur der Kapitän und der erste Offizier des Dampfers, die beide Engländer waren, wurden von ihren Booten aufgenommen. Herrn von Hanneken, der im Dienste des Bizekönigs Li Hung Tschang stand und sich in dessen Auftrage auf dem Dampfer befand, und einer Anzahl chinesischer Soldaten gelang es, sich durch Schwimmen zu retten. Sie erreichten glücklich eine Felseninsel, die sie unter großen Beschwerden erklimmen. Schließlich gelangten sie nach dem koreanischen Hafen Tschemulpo. Hier nahm sich das deutsche Kanonenboot „Altis“ der Verwundeten unter ihnen an und brachte sie nach dem chinesischen Vertragshafen Tschifu, wofür der dortige Taotai (Regierungspräsident) zum Dank eine Anzahl Hammel als willkommene Braten für die Besatzung schickte. Der größte Teil der Chinesen und

einige Europäer müssen aber ertrunken sein, da man nichts wieder von ihnen gehört hat. Einige Duzend Soldaten, die bis in die Masten des gesunkenen Schiffes geklettert waren, wurden am folgenden Tage von einem französischen Kanonenboot aufgenommen.

Am 1. August erließen beide Mächte ihre Kriegserklärung. Ueber die mutmaßlichen Streitkräfte, die die Gegner würden aufbringen können, war wenig bekannt. Am meisten wußte man noch von der Seemacht beider Länder. Aber auch hier mußte es sich erst zeigen, aus was für einem Metall die Bemannung der Kriegsschiffe bestand. Mancher Kritiker übersah dies am Anfange des Krieges. Die Schiffe, die China und Japan zu Gebote standen, nebst ihrer Tonnenzahl und der Stärke der Panzer aufzuzählen, war nicht genug. Man mußte auch angeben, auf welcher Seite die größte Kaltblütigkeit und der größte Mut waren. Nach dem Ausspruch eines englischen Admirals sind das die besten Schiffe, auf denen die meisten eisernen Herzen schlagen. Natürlich hat das seine Grenze. Aber der Krieg in Ostasien hat doch bewiesen, was eigentlich gar keines Beweises bedurft hätte, daß sich ein Staat wohl mächtige Panzerschiffe kaufen kann, daß es aber eine viel schwerere Sache ist, ihnen auch eine tüchtige Bemannung zu geben.

Das Uebergewicht Chinas an gutem oder doch ziemlich gutem Schiffsmaterial konnte nicht bestritten werden. Verglichen mit europäischen Marinen war zwar allerhand daran auszusetzen, aber die Japaner hatten auch nicht viele Schiffe aufzuweisen, die sich

noch in Europa hätten sehen lassen können. Auf dem Papier konnte die chinesische Flotte sogar den Eindruck einer gewaltigen Uebermacht hervorbringen. Das Schlimmste war nur, man konnte gar nicht von einer „chinesischen Flotte“ in unserm Sinne sprechen, denn sie bestand aus den vier völlig voneinander unabhängigen, den betreffenden Bizekönigen gehörenden Geschwadern von Tientsin, Nanjing, Futschau und Kanton. Schon allein das „Peihang-Geschwader“, d. h. die Flotte des nördlichen Meeres, war wohl imstande, bei einigermaßen guter Führung die See gegen die Japaner zu halten. Was lag also näher, als daß die besten Schiffe der andern drei Geschwader die japanische Küste nach Kräften unsicher machen und dadurch notwendigerweise einen beträchtlichen Teil der feindlichen Schiffe aus dem Gelben Meere wegziehen sollten! Kurz vor dem Ausbruche des Krieges kündigten die Chinesen, um die Japaner einzuschüchtern, auch wirklich an: wenn ihr nicht nachgibt, dann kommen unsre Schiffe aus Futschau und Kanton und werden eure Küsten erbarmungslos brandschatzen und verwüsten. Wenige Europäer zweifelten damals an der Möglichkeit eines solchen Vorgehens. Aber die Japaner kannten ihre Leute besser.

Nicht ein einziges chinesisches Kriegsschiff außer dem Peihang-Geschwader wagte sich während des ganzen Krieges aufs offene Meer. Denn was kümmerten sich die Bizekönige am Yangtzejiang und im Süden viel um den Krieg, den ihr vielbeneideter Nebenbuhler Li Hung Tschang im Norden zu führen hatte!

Er hatte so lange außerordentliche Machtvollkommenheit besessen und war besonders in auswärtigen Angelegenheiten allmächtiger Ratgeber der Krone gewesen; mochte er daher nun auch sehen, wie er allein fertig wurde. Wiederholt sollen an die Bizetönige der andern Küstenprovinzen kaiserliche Befehle gekommen sein, dem Pei-hang-Geschwader Unterstützung zu schicken, aber diese Befehle waren nicht schwer zu umgehen. Die hohen Satrapen brauchten nur einfach zu behaupten, sie könnten ihre Schiffe unmöglich selbst entbehren, sie hätten sie sehr nötig zum Schutze ihrer eigenen Provinzen. Sie konnten dann sicher sein, daß man in Pei-hang nicht weiter auf dem Gebote bestehen würde, weil es chinesisches Herkommen ist, jeden Bizetönig für sich selbst sorgen zu lassen.

War man im Westen über die Ausbildung der Besatzung der beiderseitigen Flotten nun sehr mangelhaft unterrichtet, so stand man vollends ganz ratlos vor der Frage, was denn China wohl an einigermaßen disziplinierten Soldaten aufzubringen vermöchte. Man wußte eigentlich kaum mehr über diesen Punkt, als daß Japan nicht sehr viele, aber geschulte, China dagegen unzählige, wenn auch wenig ausgebildete Krieger hätte. Wie gewaltig der Unterschied in Wirklichkeit war, ahnten nur sehr wenige Menschen. Es sollte sich bald zeigen. Die Chinesen hatten während des Juni und Juli fortwährend Truppen nach Korea geschickt, theils zur See nach Wsan, südwestlich von Seoul, hauptsächlich jedoch auf dem Landwege. Trotz der allen chinesischen Bewegungen anhaftenden Lang-

samkeit muß am Anfange des Krieges eine ziemlich beträchtliche Streitmacht im nördlichen Teile der Halbinsel versammelt gewesen sein. Man glaubte deshalb dort schon nachhaltigen Widerstand erwarten zu dürfen, um so mehr, als die Natur diesen in dem wegearmen und gebirgigen Lande sehr begünstigte.

Als eigentlichen Anfang des Krieges kann man den 23. Juli ansehen, da die Japaner an diesem Tage nach geringem Widerstande der wachthabenden Truppen den Palast des Königs von Korea besetzten und die ihnen feindliche Partei von der Regierung verdrängten. Denn damit war der Krieg unvermeidlich, weil die den Japanern geneigte neue koreanische Regierung sofort ihre Freunde — natürlich in deren eigenem Auftrage — ersuchte, die Chinesen von der Halbinsel zu vertreiben.

Die nach und nach bei Asan gelandeten Chinesen unter dem General Yeh erwarteten die Japaner in gut gewählter Stellung bei Sönghuan nicht weit von Asan. Am 29. Juli kam es hier in frühester Morgenstunde zum ersten Gefecht in diesem Kriege, woran auf jeder Seite nur wenige tausend Mann beteiligt waren. Die Ueberlegenheit der Japaner, die sich nachher immer wieder zeigen sollte, trat da schon sogleich hervor. Sie erbeuteten acht Geschütze und eine Menge Kriegsmaterial. Das Gefecht war auch deshalb von Bedeutung, weil es seit drei Jahrhunderten das erste zwischen beiden Völkern war. Die Japaner verloren darin, obwohl sie gegen feste Stellungen anzugehen hatten, nur 88 Mann. Bei den Chinesen, die nach

japanischen Angaben wenigstens 500 Mann einbüßten, zeigte sich schon am Beginne dieses ersten Zusammenstossens der Mangel jeglicher Organisation, denn die meisten, kurz vor dem Gefechte aus China anlangten Patronen paßten nicht zu den Gewehren.

Den geschlagenen Truppen blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, in einem Bogen um Seoul herum nach Norden zu entkommen. Als dies gelang, wurde es von den Parteigängern Chinas alsbald als ein großes Meisterstück hingestellt. Man wußte damals noch nicht, wie leicht ein chinesisches Heer nach einer verlorenen Schlacht völlig aus Rand und Band gerät. Die Japaner hätten dem General Yeh wahrscheinlich unschwer den Weg versperren können, wenn sie es ernstlich gewollt hätten. Aber sie nahmen sich die Sache von Anfang an sehr sicher und beinahe gemächlich. Sie wußten, daß der zu erwartende Widerstand überhaupt nicht viel zu bedeuten haben würde, weshalb es gleichgültig war, ob die bei Ujan geschlagenen Chinesen entkamen oder nicht. Vielleicht war man in Japan auch von vornherein der Ansicht, sich nicht durch zu viele chinesische Gefangene unnütze Mühe zu bereiten. Deshalb wird man dem General Yeh den Ruhm seines „meisterhaften Rückzuges“ gern gegönnt haben.

Darauf verging, mit dem Maßstabe der letzten europäischen Kriege gemessen, eine geraume Zeit, ehe man von weitem Operationen hörte. Die Chinesen rührten sich nicht, sondern ließen die Sache völlig an sich herankommen, und die Japaner rückten nur lang-

sam vorwärts. Die Verpflegung ihrer Truppen mußte ihnen trotz deren Anspruchslosigkeit in dem dünnbevölkerten Lande, das schon monatelang viele chinesische Soldaten hatte ernähren müssen, allerdings ziemlich große Schwierigkeiten machen.

Langsam gingen sie auf verschiedenen Wegen gegen die feste Stellung der Chinesen bei Pinghang oder Phönghang am Nordufer des Tatum- oder Daidongflusses vor. Allen Truppenteilen mit Ausnahme der Gemischten Brigade wurde möglichste Geheimhaltung ihrer Bewegungen befohlen. Die sogenannte Gemischte Brigade von der sechsten Division, die schon im Juni von Japan nach Korea geschickt worden war, sollte den Feind in der Front zu beschäftigen suchen, damit er glaubte, dort befände sich die japanische Hauptmacht. Der chinesische Kundschafter- und Vorpostendienst ist immer in dürftigstem Zustande. Um die Ueberraschung aber vollständig zu machen, wählten die Japaner für den allgemeinen Angriff die früheste Morgenstunde des 15. September, wo sie erwarteten, die Feinde alle miteinander im tiefsten Schlafe zu finden. Denn am Tage vorher war Erntefest im Reiche der Mitte gewesen, das überall, wo es Chinesen giebt, sehr gefeiert wird.

Während der vorletzten Invasion Koreas unter Hidenoschi wurden die Japaner nach einem anfänglichen Siege bei Pinghang von den Chinesen völlig geschlagen, so daß sie die Halbinsel räumen mußten. Auch jetzt hofften die chinesischen Generale zuversichtlich, den

Eindringlingen an derselben Stelle ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die von Natur schon ausgezeichnete Verteidigungsstellung von Pinghang hatte man durch zahlreiche Forts noch sehr verstärkt. Diese waren nach dem eigenen Zeugnis der Japaner vortrefflich angelegt. In wenigen Wochen hatten die Chinesen hier Erstaunliches geleistet. Solange ein chinesisches Kuli in seinem Element bleibt, ist er sehr tüchtig, ja fast unübertrefflich. Erwartet man aber, daß er sich, nachdem er eine Uniform angezogen hat, nun als Soldat ebenso auszeichnen werde, dann täuscht man sich.

Zur festgesetzten Zeit griffen die Japaner die Forts konzentrisch von drei Seiten an: im Westen die Hauptmacht unter Modzu, die unterhalb von Pinghang den recht breiten und reißenden Tatumgfluß überschritten hatte, im Süden die Gemischte Brigade, und im Osten einige Heeresabteilungen, die getrennt vom Hauptkörper herangekommen waren. Eine dieser Abteilungen war sogar direkt von der Ostküste Koreas herübergekommen. Die Chinesen erstaunten und erschrafen nicht wenig, als sie auch im Osten der Stadt Feinde erblickten, weshalb die Japaner hier den schnellsten Erfolg hatten. Kurz nacheinander wurden mehrere Forts erstürmt, bei deren Verteidigung der tapfere alte mohammedanische General Tso fiel, der unerlöschteste Führer, den die Chinesen während des ganzen Krieges gehabt haben. Nur auf seine dringenden Vorstellungen hin hielten die chinesischen Obergenerale überhaupt bei Pinghang stand. General Jeh hätte

am liebsten seinen „meisterhaften Rückzug“ weiter fortgesetzt.

Als Tso gefallen war, gab es auf dieser Seite kein Halten mehr. Bald wurden dann auch die übrigen Teile des chinesischen Heeres mit in die rasch zunehmende Verwirrung hineingerissen. Im Süden leisteten die Chinesen anfangs ernsthaften Widerstand, weil sie dort den Hauptangriff erwarteten, und sie fügten der Gemischten Brigade, die den Kampf hier nur hinhalten sollte, ziemlich große Verluste zu. Nach der Niederlage des linken chinesischen Flügels hörte jedoch auch an dieser Stelle aller Widerstand auf.

Die Hauptmacht unter General Rodzu kam nicht eher als um acht Uhr morgens dazu, im Westen den Kampf zu eröffnen. Da jedoch um diese Zeit die entscheidenden Würfel im Osten bereits gefallen waren, so konnte sich Rodzu jetzt darauf beschränken, seinen linken Flügel immer weiter vorzuschieben, um den massenhaft aus Pinghang fliehenden Feinden den Rückweg nach Norden zu verlegen. Die unglücklichen Flüchtlinge gerieten unter das doppelte Feuer der von Westen und von Osten herankommenden Japaner. Den ganzen Abend und die helle Mondscheinnacht hindurch dauerte dieses schreckliche Spießrutenlaufen.

Der Verlust der Chinesen ist nicht genau festzustellen, doch sollen nach japanischen Angaben allein mehr als 2000 Tode gezählt worden sein. Die Sieger hatten ihren wichtigen Erfolg mit der geringen Einbuße von 633 Toten und Verwundeten erkauft, wovon der größte Teil auf die Gemischte Brigade kam. Auf japanischer

Seite werden etwa 14 000 und auf chinesischer etwa 13 000 Mann an der Schlacht teilgenommen haben.

Am Morgen des 16. September gab es keinen einzigen lebenden feindlichen Soldaten mehr in Pinghang, so daß die Japaner die Stadt ungehindert besetzen konnten. Sie fanden dort neben 35 Geschützen und 1000 guten Gewehren eine große Menge von Vorräten aller Art, was sie kaum erwartet haben werden, weil die chinesischen Soldaten schon damals sehr über Mangel klagten. Deshalb ist der Verdacht ausgesprochen worden, die chinesischen Offiziere hätten die Vorräte heimlich an die Japaner verkaufen wollen. Unmöglich ist dies nicht.

Bald nach der Schlacht hatte ein Missionar in der Nähe des Vertragshafens Niutschwang eine Unterhaltung mit einigen von Pinghang geflohenen chinesischen Soldaten. Was er darüber berichtete, trug den Stempel der Echtheit und gab die Anschauungen dieser Leute vortrefflich wieder. Zugleich gewährte es ein Bild von dem Zustande des Heeres. „Wir wurden,“ so erzählten die Flüchtlinge, „bei Pinghang vollständig überrascht. Nichts war zum Kampfe vorbereitet, weil man uns gesagt hatte, daß wir noch wenigstens eine Woche Ruhe haben würden. So gaben wir uns ganz den Freuden des Erntefestes hin, als der Feind plötzlich mitten in der Nacht aus großen Kanonen das Feuer auf uns eröffnete, das beim Scheine des Vollmonds eine schreckliche Wirkung hatte. Uns viere gelang es, zu fliehen, aber unsere Kameraden fielen wie gemähtes Gras. Wie gering wären aber auch unsre Aussichten

auf Erfolg gewesen. Die Geschütze des Feindes trugen achtzehn Li (ungefähr 10 km) weit, unsere dagegen nur zwölf bis höchstens sechzehn Li. Wir waren schlimmer daran als die gemeinsten Tiere. Wir hatten ein schlechteres Los als Gänse, die sich, selbst wenn sie verwundet sind, oft noch durch Tauchen, Schwimmen oder Fliegen retten können. Wir können nichts dergleichen und müssen daher meistens hilflos umkommen. Ein Glück, daß wir dem entronnen sind! Jetzt wollen wir den Soldatenrock ausziehen und mit dem ersten Dampfer nach Tschifu zurückkehren, wo wir wieder ruhig zu leben hoffen. Denn wir können besser mit Pflug und Spaten umgehen als mit Gewehren, die sich manchmal aus Versehen von selbst entladen.“

Ein besonderes Unglück für die Streiter des himmlischen Reiches war ein gewaltiger Regenguß, der während der Schlacht von Pinghang plötzlich niederging. Sehen chinesische Truppen zu keiner Zeit kriegerisch aus, so machen sie bei Regentwetter einen ganz kläglichen Eindruck. Man glaubt dann immer in ihren betäubten Gesichtern den stillen Vorwurf zu lesen, weshalb denn gerade sie zu dem harten Schicksal verurteilt sein sollen, im Regen draußen ausharren zu müssen. Verkriechen sich doch alle ihre Landsleute, bis zu den Lasten schleppenden Kulis hinunter, bei nassem Wetter wie die Katzen in ihre Häuser. Als nun der Londoner „Standard“ zuerst die Nachricht brachte, die chinesischen Helden hätten bei Pinghang während des Gefechtes alle Regenschirme aufgespannt, da hielt man dies in Europa vielfach für eine ziemlich plumpe

Erfindung. Es ist aber kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß sich die Sache wirklich so verhalten habe, denn man kann bei jedem Regen überall Soldaten sogar zu Pferde mit aufgespannten Regenschirmen sehen. Die thörichten Menschen, die sich so vor dem Regen zu schützen suchten, wurden dadurch natürlich zu vortrefflichen Zielscheiben für die feindlichen Kugeln.

Zu derselben Zeit und beinahe am gleichen Tage, wo die Japaner bei Pinghang entscheidend zu Lande siegten, errangen sie auch zur See einen bedeutenden Erfolg. Alle Welt war gespannt darauf, wie eine Seeschlacht mit modernen Schiffen verlaufen würde, weil es in den letzten Jahrzehnten niemals zu einer solchen in größerem Maßstabe gekommen war. Besonders begierig darauf waren die sehr zahlreichen Kriegsschiffe der Neutralen, die sich allmählich in Ostasien angesammelt hatten. Aber der chinesische Admiral Ting that ihnen längere Zeit nicht den Gefallen, sich mit seiner Flotte auf dem offenen Meere sehen zu lassen. Er hat sich deshalb viel Spott und Hohn gefallen lassen müssen. Mag nun auch Ting seiner Aufgabe vielleicht nicht ganz gewachsen gewesen sein, so wird ihn wohl hauptsächlich die Ueberzeugung von der geringen Brauchbarkeit seines Offizierkorps niedergedrückt haben. Selbst ein fähigerer Mann hätte kaum viel mehr ausrichten können als Ting. Deshalb verdiente er den ihm gemachten Vorwurf der Feigheit nicht; er fühlte sich offenbar nicht stark genug zum Angriff.

Die Seeschlacht an der Mündung des Yaluflusses am 17. September 1894 war eine Zufallsschlacht.

Das chinesische Geschwader hatte eine Anzahl Transportdampfer begleitet, als plötzlich die japanischen Schiffe in Sicht kamen. Die Transportdampfer bargen sich dadurch, daß sie eine Strecke den Yalu hinauffuhren, während das Geschwader den Kampf auf offenem Meere annahm. Auf dem Admiralschiff befand sich Herr von Hanneken. Da außerdem noch einige andere Europäer oder Amerikaner zugegen waren, hat man über den Verlauf der Schlacht unparteiische Angaben erhalten. Die Berichte der Japaner kann man nicht unparteiisch nennen. Sie waren fast immer etwas gefärbt.

Beurtheiler aus Marinekreisen haben es getadelt, daß der chinesische Admiral seine Schiffe zu dicht bei einander gehalten und dadurch von vornherein ihre Manövrierfähigkeit dem unternehmenden Gegner gegenüber, der noch dazu die schnellern Schiffe besaß, selbst stark beeinträchtigt hätte; Admiral Ting hätte lieber die Schlachtordnung möglichst ausdehnen sollen, um seine Ueberlegenheit an schwerem Geschütz mehr zur Geltung bringen zu können. Man hat jedoch dabei entweder übersehen, oder nicht gewußt, daß ein widriger Zufall das chinesische Admiralschiff gleich nach Beginn des Kampfes durch einen für die Japaner sehr glücklichen Schuß die ganze Signalvorrichtung verlieren ließ, so daß der oberste Führer gar nicht mehr imstande war, die Schlachtordnung zu verändern. Vielmehr war nun jedes einzelne Schiff auf sich selbst angewiesen, und da kam allerdings den leichter beweglichen Japanern die zu dichte Aufstellung der Feinde

zugute. Während ihre schnellen Kreuzer immer den Vorstößen der beiden chinesischen Panzerschiffe „Tinghün“ und „Tschenhün“ ausweichen konnten, waren sie zugleich in der Lage, ihr Feuer mit Uebermacht auf die andern feindlichen Schiffe zu richten. Die Folge war eine recht empfindliche Einbuße für die Chinesen. Sie verloren fünf Schiffe, die Japaner dagegen kein einziges. Von den fünf wurden zwei, die „Tschihhün“ und die „Kinghün“, durch feindliches Feuer zum Sinken gebracht; die „Tschahung“ wurde von der „Tjihün“ angerannt und sank. Die „Yangweh“ mußte noch während der Schlacht auf den Strand gesetzt und verlassen werden, weil sie in Brand geraten war; die beschädigte „Kuangtschia“ endlich ließ man erst am Tage nach der Schlacht bei Talienvan auflaufen.

Wenn man gesagt hat, genau genommen seien die Chinesen Sieger gewesen, weil sich die feindliche Flotte schließlich doch vor den beiden wenig beschädigten Panzerschiffen zurückgezogen habe, so ist dies zwar an sich ganz richtig, aber daß es ein richtiger Pyrrhus'sieg war, hat die Folge bewiesen. Die Japaner konnten mit dem, was sie erreicht hatten, sehr zufrieden sein. Sie mußten nun vor allem daran denken, ihre zum Teil auch hart mitgenommenen Schiffe in Sicherheit zu bringen, wobei wenig darauf ankam, ob dies als Rückzug ausgelegt wurde oder nicht. Sie selbst haben freilich gesagt, sie hätten die Feinde am folgenden Tage wieder aufgesucht. Nun, viel von ihrem sonstigen guten Spürsinn zeigten sie dabei nicht, denn sie fuhren nach Süden, während der Rest der chinesischen Flotte

unbehelligt in westlicher Richtung nach Port Arthur gelangte. Dies ist ein Beispiel für die erwähnte Färbung der japanischen Berichte. Was aber alles Lob verdient, ist die sehr rasche Ausbesserung ihrer beschädigten Kriegsschiffe.

Anderere Marinen haben aus dem Verlauf der Schlacht an der Yaliumündung nach Möglichkeit gute Lehren zu ziehen gesucht. Einige Kritiker behaupteten, wenn einigermassen gleich große und starke europäische Flotten in ähnlicher Weise fünf Stunden lang auf einander losgeschossen hätten, so würde nicht viel mehr von ihnen übrig geblieben sein. Hiermit soll gesagt sein, nicht nur das chinesische, sondern auch das japanische Feuer sei mäßig gewesen. Diese Beurteilung ist jedoch kaum gerecht, weil die Japaner trotz der beiden Panzerschiffe recht nennenswerte Erfolge aufzuweisen hatten. Daß diese von einer andern Flotte in gleicher Lage übertroffen worden wären, ist möglich, aber keineswegs ganz sicher, weil sich die chinesischen Matrosen viel wackerer gehalten haben, als ihre Kameraden auf dem Lande. Hätte es ihnen nur nicht bei dem Schlendrian ihrer Offiziere beinahe auf allen Schiffen bald an Munition gemangelt, dann würde der Feind einen härtern Strauß auszusechten gehabt haben. Dieser hatte trotzdem mehr gelitten, als er zugeben wollte. Das englische Kanonenboot „Redpole“ entdeckte die japanische Flotte einen oder zwei Tage nach der Seeschlacht in einer wenig besuchten Bai an der westlichen Küste von Korea. Die Bitte der Engländer, die Schiffe besichtigen zu dürfen, wurde rund-

weg abgeschlagen, was man doch sicherlich nicht so deuten konnte, als ob die Flotte im Kampfe gar keinen ernstlichen Schaden erlitten hätte. Die Engländer konnten sich aber auch ohne nähere Besichtigung genügend davon überzeugen, daß kein einziges Schiff der Japaner ohne Beschädigung davongekommen war. Das Flaggschiff des Admirals Ito, die „Matsumi“, sah am schlimmsten aus und war überall durchlöchert. Später erfuhr man, daß es sicherlich gesunken wäre, wenn nicht einige der Granaten, die am besten gefessen hatten, statt mit Pulver mit — Cement gefüllt gewesen wären und nicht hatten explodieren können. Ein anderes japanisches Schiff ließ sich nur mit großer Mühe durch fortwährendes Pumpen über Wasser halten.

Die Folgerung hieraus war einfach zu ziehen. Admiral Ting mußte mit seinen noch seefähigen Schiffen, und unterstützt von den Flotten der südlichen Provinzen, die in wenigen Tagen im Norden anlangen konnten, die japanischen Schiffe so bald wie möglich aufsuchen und ihnen keine Zeit lassen, ihren nicht unbedeutenden Schaden auszubessern. Es wurde jedoch gar kein Versuch hierzu gemacht, sondern die Chinesen beschränkten sich nach wie vor auch zur See lediglich auf die Verteidigung.

Zu Lande waren sie bereits so entmutigt, daß sie sich in Korea nicht wieder vor den Feind bringen ließen, obwohl es zwischen Pinghang und der chinesischen Grenze noch mehrere vortreffliche Verteidigungsstellen gab, z. B. bei dem Engpaß von Anju. Doch die Krieger des himmlischen Reiches suchten möglichst

schleunig den schützenden Yalufluß, der die Grenze zwischen Korea und der chinesischen Mandschurei bildet, zu erreichen.

Die Japaner fanden die Straßen in Nordkorea erträglicher als südlich von Pinghang, weil die Chinesen sie einigermaßen ausgebessert hatten, um ihre Artillerie vorwärts bringen zu können. Der japanische Vortrab kam infolgedessen bereits am 6. Oktober bei Wiju am Yalu an, und vierzehn Tage später waren alle ihre Truppen am Südufer des Flusses versammelt, nämlich die dritte und die fünfte Division, die hier zu einem Armeekorps unter dem Marschall Yamagata vereinigt wurden. Dies war der erste derartige Schritt, denn bisher war in Japan die höchste militärische Einheit eine Division gewesen.

Der Yalu ist in seinem untern Teil ein breiter und tiefer Strom, der sich vortrefflich als Stütze für eine Verteidigungsstellung eignet. Aber mit chinesischen Truppen war auch hier wieder nichts zu machen, obwohl sie jetzt der General Sung führte, der später dem Feinde einen nicht ganz erfolglosen Widerstand leistete. Die Japaner wußten ihre in der Kriegskunst sehr unerfahrenen Gegner durch Scheinanstalten zu täuschen, so daß sie ohne viel Schwierigkeit vom 24. bis zum 26. Oktober oberhalb und unterhalb von der Wiju gegenüberliegenden, befestigten Stadt Tschilientcheng über den Fluß gehen konnten. Die Chinesen hatten dagegen angenommen, die Feinde würden direkt von Wiju herüberkommen. Als sie nun plötzlich beträchtliche Teile derselben am Nordufer des Flusses sahen,

verloren sie den Mut und räumten Tschientscheng. Der Verlust der Sieger bei den während des Uebergangs vorkommenden Scharmützeln betrug nur 144 Mann. Damit verglichen war ihre Beute beträchtlich, nämlich 74 Kanonen, 4 Maschinengeschütze und sehr viel Munition, darunter eine Anzahl Kisten mit Patronen, die noch nicht einmal aufgemacht, sondern noch ganz in dem Zustande waren, wie man sie in Deutschland verpackt hatte. Mußten die Japaner hierüber den Kopf schütteln, so erstaunten sie andererseits auch hier wieder darüber, was für vortreffliche Forts die Chinesen in kurzer Zeit am Jalusfluß aufgeworfen hatten.

Die japanischen Truppen standen jetzt also an der Thür des riesigen Reiches der Mitte. Wollten sie noch bis zum 30. November in Peking sein, wie Jung-japan am Beginne des Krieges prahlend verkündet hatte, so mußten sie sich sehr beeilen. Nach den bisherigen Erfahrungen schien allerdings Berechtigung genug zu der Annahme da zu sein, daß die erste Armee einen winterlichen Spaziergang durch Nordchina antreten und vielleicht zu Weihnachten vor der Hauptstadt des Reiches anlangen könnte. Aber die Dinge sollten diesmal anders kommen.

Zunächst wurde die Stadt Fenchuang am 30. Oktober noch ohne Widerstand besetzt. Hierauf theilte man die erste Armee, indem die dritte Division in westlicher, die fünfte in östlicher und nördlicher Richtung vorging. Doch die Operationen kamen nun bald völlig zum Stehen. Während alle Welt erwartete, das nächste

Ziel der fünften Division werde Mukden sein, die alte Hauptstadt der Mandschudynastie, deren Einnahme einen gewaltigen Eindruck in ganz Nordchina gemacht hätte, verhielten sich die Japaner einstweilen völlig defensiv. Ihre Spionirer hatten die Nachricht gebracht, die nach Mukden führenden Pässe wären sehr stark besetzt, weshalb man sich wohl für zu schwach hielt, weiter vorzugehen, ehe die inzwischen in Liaotung gelandete zweite Armee zur Unterstützung herankommen konnte.

Der Umstand, daß die Japaner ihre Kriegsschiffe erst gründlich ausbessern mußten, wirkte auch auf den Landkrieg ein, weil die Flotte eine Weile außerstande war, die Transportschiffe zu begleiten, die dem in Korea vorrückenden Heere Lebensmittel zuzuführen hatten. Anfang Oktober hörte man zuerst etwas von der Zusammenziehung einer weitem Division, die von Japan aus direkt ins feindliche Land befördert werden sollte. Viele nahmen an, es würde nun sicherlich auf Peking losgehen, weil man sich mit diesem Stoß ins Herz des Gegners beeilen mußte, wenn er überhaupt noch in demselben Jahre gethan werden sollte. Denn in der zweiten Woche des Dezember friert der Peiho zu, und bald darauf bildet sich auch an der westlichen und nördlichen Küste des Busens von Petschili Eis, das bei der scharfen Kälte rasch zunimmt und den Schiffen leicht gefährlich wird.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Japaner zu dieser Zeit, statt sich gegen die chineijischen Kriegshäfen zu wenden, unbehindert eine Division in

der Nähe von Taku an der Mündung des Peiho hätten landen und auf Peking hätten marschieren können, ohne stärkeren Widerstand zu finden, als während des Krieges überhaupt. Ihre Heeresleitung wird dies auch sicherlich gewußt haben. Weshalb that sie es denn nicht, und um so eher, als dies stets ein Herzenswunsch des ganzen japanischen Volkes war? Man muß wohl annehmen, den verantwortlichen japanischen Ministern graute einigermaßen vor den unabsehbaren politischen Folgen und Verwickelungen mit andern Mächten, die ein so kühner Stoß zur Folge gehabt hätte. Dem gegenüber wird der Eindruck auf die Chinesen trotz seiner wahrscheinlichen Größe zu leicht befunden sein. Es blieb daher bei der bedächtigen Kriegsführung.

Die zweite Armee, bestehend aus der ersten Division und der Gemischten Brigade von der sechsten Division, wurde dem Oberbefehle des bisherigen Kriegsministers, Marschall Oyama, unterstellt. Ende September war die Zusammenziehung dieser Streitmacht bei Hiroshima vollendet, und Mitte Oktober landeten die Truppen bei der Mündung des Tatumgflusses an der Westküste von Korea. Am 23. Oktober verließ zunächst die Gemischte Brigade den Tatumgfluß, und am folgenden Tage ankerten die Transportschiffe vor Huanüankoh (d. h. Blumengartenhafen) ungefähr in der Mitte der Korea gegenüberliegenden Küste der Halbinsel Liaotung. Der Generalstab der zweiten Armee wünschte sehr die Wahl eines näher bei dem Angriffsziel Port Arthur liegenden Punktes, aber die Marine-

offiziere erklärten, weiter nach Süden zu wäre trotz vielen Suchens nirgends eine Stelle zu finden, wo die Schiffe bis nahe an die Küste fahren könnten, was bei Quahüankoh möglich war. Deshalb blieb es bei dieser Wahl, denn man nahm mit Recht an, der längere Marsch überland wäre ein geringeres Uebel als die große Schwierigkeit und Mühseligkeit, die Artillerie über die der ganzen Küste vorgelagerten Watten zu schaffen.

Der kleine Hafen von Quahüankoh wird sonst nur von wenigen Dschunken besucht, weshalb die Einwohner des Küstenortes nicht wenig erschrocken waren, plötzlich eine so gewaltige Kriegsflotte vor sich zu sehen. Die meisten entflohen, aber die Japaner fingen bald einige von ihnen ein, denen sie erklärten, sie hätten nichts zu fürchten, so lange sie sich friedlich verhielten. Diesen Chinesen kaufte man Kleider ab, die für japanische Späher dienen sollten.

Die Ausseeschiffung der zweiten Armee dauerte zwölf Tage. Während dieser Zeit machte die chinesische Flotte nicht den geringsten Versuch, die Operationen der Feinde zu stören.

Bevor wir in der Darstellung fortfahren, wird es angezeigt sein, einige Worte über die Lage von Port Arthur und seine Umgebung zu sagen. Die Halbinsel von Liaotung verengt sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten rasch, bis sie an der Landenge von Kintschau nur zwei Kilometer breit ist. Dieser Isthmus heißt das Regentenschwert, und danach ist dann auch wohl die ganze Halbinsel so genannt worden.

Der Name ist wegen der großen Wichtigkeit der Landenge vollständig berechtigt, denn wer den Isthmus besitzt, ist zugleich Herr der beiden in nördlicher wie der beiden in südlicher Richtung laufenden Landstraßen, die sich alle bei der Stadt Kintschau vereinigen. Die Landenge liegt unmittelbar an dem sehr geräumigen Hafen von Talien, gewöhnlich Talienwan genannt (wan heißt Bucht). Dieser Hafen ist einer der ausgezeichnetsten in ganz Ostasien. Er wird rings von Bergen umkränzt, auf denen der Hauptmann von Hanneken eine Reihe von Forts erbaut hatte, die alle mit vielen schweren Geschützen, meist Kruppschen, versehen waren. Port Arthur selbst hat keinen so geräumigen Hafen wie Talienwan, aber der Fleiß europäischer, meist französischer Köpfe und chinesischer Hände hat hier vorzügliche Docks für die Ausbesserung der größten Kriegsschiffe geschaffen. Diese Anlagen sind durch eine ganze Reihe von Forts geschützt.

Vorstehende kurze Beschreibung wird schon genügen, die Behauptung zu rechtfertigen, daß ein paar hundert gut geschulter Artilleristen und ein paar tausend tapferer Fußsoldaten die Südspitze der Halbinsel Liaotung gegen weit überlegene feindliche Streitkräfte halten könnten. Die Neutralen in Ostasien meinten deshalb damals auch allgemein: daß die Japaner anfangs erfolgreich waren, ist erklärlich, weil sie vorbereitet waren, die Chinesen dagegen nicht. Jetzt sind aber wohl die Seefestungen in den besten Zustand gesetzt worden, wozu man ja Zeit genug gehabt hat; die Japaner werden sich also sicherlich die Zähne aus-

beißen, wenn sie sich an eine von diesen Festungen hinanwagen.

Als zehn Jahre früher Frankreich Krieg mit China führte, war Admiral Courbet überzeugt, Port Arthur könnte nur eingenommen werden, wenn eine starke Flotte die Unterstützung von wenigstens zwanzigtausend Landtruppen hätte. Weil ihm nicht annähernd eine so starke Macht zur Verfügung stand, so wagte er sich nicht nach Port Arthur hinauf, sondern führte unfruchtbare Kämpfe in Formosa. Auch die Japaner glaubten, daß sie diesmal kein ganz leichtes Spiel haben würden, obwohl sie doch alle Schwächen ihres Gegners weit gründlicher kannten, als dies Europäern möglich gewesen wäre. Es sollte sich aber bald zeigen, daß sie die Chinesen doch noch überschätzt hatten.

Vom 2. November an marschierten die Japaner ihrem Ziele zu, wobei sie die an beiden Küsten entlang und in einem spitzen Winkel auf Kintschau zulaufenden Straßen benutzten. Dies ermöglichte es ihnen, sich ohne viel Mühe von der einen nach der andern Seite hin zu unterstützen, wovon sie mehrfach Gebrauch machten. Die Chinesen wurden hierdurch regelmäßig rasch in Verwirrung gebracht, weil sie sich trotz wiederholter früherer Erfahrung immer wieder leicht durch einen unerwarteten Flankenangriff überraschen ließen.

Am 5. November kam es zu den ersten unbedeutenden Gefechten, in denen die Chinesen einige kleine Vorteile errangen. Aber am folgenden Tage erstürmten die Japaner nach kaum halbstündigem Kampfe zwei die östliche Straße sperrende Forts. Die auf der west-

lichen Straße herankommende Heeresabteilung nahm fast zu derselben Zeit die Stadt Kintschau, wobei die Japaner nur einige Verwundete hatten. Durch diese Erfolge der Feinde wurden die Chinesen dermaßen entmutigt, daß sie sämtliche Forts von Talienwan fast ohne jeden Widerstand preisgaben. Die Sieger fanden hier 129 Geschütze nebst einer großen Menge Munition, ferner viele Pferde, Reis und andere brauchbare Sachen. Die japanischen Offiziere der zweiten Armee, die bisher kaum Gelegenheit gehabt hatten, ihr Schwert ordentlich zu benutzen, mußten jetzt zur genauen Feststellung der reichen Beute tüchtig die Feder führen.

Die Sieger, wenn man diesen Ausdruck anwenden kann, fanden in einem der Forts einen guten Plan für alle zum Schutze der Bucht von Talien angelegten Minen und Torpedos, die sie nun also mit Leichtigkeit zu entfernen vermochten.

Am Nachmittage des 6. November langte die japanische Flotte, die das Landheer bei dem Angriff auf die Forts unterstützen sollte, vor Talienwan an. Die Aufregung auf den Schiffen war nicht gering, weil man deutlich den Kanonendonner von Kintschau hören konnte. Am folgenden Tage hofften die Seeleute tüchtig mit eingreifen zu können. Doch es sollte nicht dazu kommen. Ungeduldig wurde der Morgen erwartet; mit dem ersten Tagesgrauen war alles auf dem Posten, brennend vor Verlangen nach Kampf. Aber die Schiffe mußten wegen der zu fürchtenden Torpedos warten, bis es vollständig hell war. Als sie dann endlich langsam und vorsichtig in die Bucht eindampften, wunderte

sich die ganze Bemannung nicht wenig, alle die formidablen, Talienwan umkränzenden Forts vollständig ruhig zu finden. Man gab einige Schüsse auf sie ab. Keine Antwort. Das Erstaunen und die Spannung wuchsen, während die Schiffe langsam weiterfuhren. Noch einmal wurden ein paar Granaten ans Land geschickt, aber die feindlichen Geschütze schwiegen nach wie vor. Endlich war die Flotte so nahe, daß man die Menschen auf den Forts erkennen konnte, und da hatte man mit einemmal die Erklärung für die räthselhafte Schweigsamkeit der Geschütze: die Seeleute erblickten auf den Wällen zu ihrer freudigen Ueberraschung lauter japanische Uniformen. Bald darauf ging auch die japanische Flagge über allen Befestigungen empor, und nun war der Jubel auf der Flotte gewaltig groß.

Der mit so geringer Anstrengung errungene Erfolg war sehr wertvoll. Denn erstens gab es reiche unmittelbare Beute, und zweitens hatten die Japaner mit dem prachtvollen Hafen von Talienwan nahe bei Port Arthur eine Operationsbasis gewonnen, wo sie ohne viel Umstände schweres Geschütz zur Beschießung der Festung ausschiffen konnten.

Die chinesischen Truppen in Port Arthur saßen jetzt wie in einem zugeschnürten Sack. Denn die chinesischen Kriegsschiffe hatten es vorgezogen, dem Kampfe mit der japanischen Flotte aus dem Wege zu gehen und in Weihaiwei*) Schutz zu suchen. Die Zustände, die in Port Arthur kurz vor seinem Falle herrschten,

*) Eigentlich sollte man im Deutschen Weihaiweh schreiben, weil so die chinesische Aussprache ist, und nicht Waihaiwai.

müssen arg gewesen sein. Nach dem Verluste von Talienwan beschloß Kapitän Calder, der Hafenmeister von Port Arthur, Li Hung Tschang um jeden Preis von der Lage der Dinge in dem Kriegshafen zu unterrichten. Er fuhr also in einem chinesischen Transportdampfer nach Tientsin, wo es ihm trotz endloser Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm die untern Mandarinen in den Weg legten, schließlich gelang, bis zum Bizekönige vorzudringen. Li fragte zunächst, ob wirklich eins oder zwei der Forts bei Talienwan vom Feinde genommen worden wären. „Sie sind alle verloren!“ war die Antwort. „Es ist nicht möglich!“ rief Li mit bewegter Stimme, „die Japaner können doch nicht Nankuoling (d. h. den schwierigen Paß) erstürmt haben.“ „Sie sind im Besitze des Passes,“ antwortete Kapitän Calder. Dann versuchte er, dem Bizekönige begreiflich zu machen, daß der Taotai Kung, der Höchstkommandierende in Port Arthur, als Zivilbeamter und Gelehrter gar keinen Begriff vom Kriege hätte, und daß die verschiedenen Generale nichts thäten, als sich gegenseitig befehlen; die einzige Möglichkeit, den Hafen noch zu halten, bestände darin, Admiral Ting dort zum Kommandanten zu ernennen. Li sagte, das ginge jetzt nicht mehr, und fragte darauf, ob nicht noch mehr Truppen nach Port Arthur geschafft werden könnten. Auf die verneinende Antwort beauftragte er Kapitän Calder, wenigstens das Kriegsschiff „Lai-hün“ aus dem Dock von Port Arthur herauszuschaffen.

Als der Hafenmeister nach Port Arthur zurückkehrte, fand er, daß sich die Dinge dort inzwischen sehr

verschlimmert hatten. Er konnte nicht einmal sein eigenes Haus wieder betreten, weil es von Soldaten, die dicht vor offener Meuterei standen, besetzt worden war. Von Mannszucht war keine Rede mehr; alle Ordnung hatte aufgehört, und zuchtlose Banden streiften überall umher, die zum Spaß auf die Lampen der elektrischen Beleuchtung schossen und sonst allerlei Unfug trieben. In einigen Forts feuerten die Soldaten sogar aus reiner Teufelei die kleinern Geschütze auf die Fischerboote im Hafen ab. Selbst das Hospital wurde nicht verschont. Die Flagge mit dem roten Kreuze, die die Soldaten als ein Signal für den Feind betrachteten, mußte auf ihr Verlangen heruntergeholt werden. Dies beruhigte sie dann für eine kurze Weile. Aber bald darauf drangen sie gleichwohl ins Krankenhaus ein, so daß der Arzt und die Wärter fliehen mußten. Die chinesische Flotte, einschließlich der wieder seetüchtig gemachten „Laiyün“ die einem weit schrecklichen Schicksal entgegengehen sollte, dampfte inzwischen aus dem Hafen und überließ Port Arthur seinem unentrinnbaren Geschick.

Am 17. November begann der Marsch der Japaner von Talienwan nach Port Arthur, wobei die Hauptmasse die nördliche und nur eine kleine Abteilung die südliche Straße benutzte. Nach vier Tagemärschen, während welcher unbedeutende Scharmügel stattfanden, waren alle Truppen der zweiten Armee vor den den Hafen umlagernden Forts angelangt.

Den stärksten Teil der Befestigungen bildeten drei Forts im Westen und Südwesten etwas hinter der

eigentlichen Verteidigungslinie. Zwei von ihnen lagen 128 und 137 Meter hoch, wodurch sie die übrigen, weniger hohen befestigten Berge beherrschten. Auf diesen gab es weitere elf Forts, einige darunter unmittelbar am Meere. Damit war aber die ausgezeichnete Verteidigungsfähigkeit der Feste nicht einmal erschöpft, denn auf einer in den Hafen vorspringenden Landzunge, dem sogenannten Tigerchwanz, befanden sich noch acht Forts, von denen besonders eins wegen seiner Höhe von 111 Metern die Landforts auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens wirksam unterstützen konnte. Sämtliche Befestigungen waren gut mit schweren, meist Kruppschen Geschützen sowie mit Schnellfeuerkanonen versehen. Die chinesischen Truppen werden auf 13 bis 14 000 Mann angegeben. Hiervon sind zwar sicherlich einige tausend Mann abzuführen, aber selbst wenn man nur 10 000 Mann annimmt, so waren diese bei einiger Tapferkeit vollkommen ausreichend, viele Stürme der Japaner abzuschlagen.

Der Angriff war auf den 21. November festgesetzt. Das schwere Belagerungsgeschütz langte erst in der Nacht vor dem Sturm an, obgleich sich die patriotischen japanischen Kulis Tag und Nacht unermüdlich abgequält hatten, die Kanonen über die sehr schwierigen Gebirgspfade zu schaffen. Um zwei Uhr morgens war jedoch alles zur Stelle, so daß man das Feuer beginnen konnte. Der Plan der japanischen Oberleitung war, vor allem die drei wichtigen Westforts, den Schlüssel der Landbefestigungen, zu stürmen, und dann

womöglich an demselben Tage auch noch die übrigen Landforts einzunehmen. Den Tigerschwanz und den Hafen wollte man am folgenden Tage in seine Gewalt zu bringen suchen. Aber die Japaner hatten ihren Gegnern zu viel zugetraut. Schon um Mittag war das ursprüngliche Programm für den ersten Tag erschöpft, so daß man es für den Nachmittag noch erweitern konnte.

Die chinesische Artillerie beantwortete das Feuer der Japaner zuerst recht kräftig. Ueberhaupt ist dieser Teil der Streitmacht des himmlischen Reiches am wenigsten schlecht. Mit Kanonen kann man einen so gewaltigen Lärm machen, daß ein Chinese hierdurch ordentlich mütig wird, weil er halbwegs glaubt, der Feind müsse sich schon durch das große Getöse verschrecken lassen. Die Artillerie ist daher sehr beliebt im Reiche der Mitte. Der schlechteste Teil seiner Streitmacht sind immer die Fußtruppen gewesen, was sich auch bei Port Arthur wieder zeigte. Als nämlich die japanische Artillerie das Feuer der drei westlichen Forts zum Schweigen gebracht hatte, wurde der Sturmangriff auf sie befohlen. So wie nun eins der Forts mit stürmender Hand genommen war, rief dies bei der Besatzung der beiden andern einen derartigen Schrecken hervor, daß sie ohne weitem Widerstand davonlief.

Um acht Uhr morgens befanden sich alle drei Forts im Besitze der Angreifer. Damit war das Schicksal des Tages entschieden, denn einer unter Chinesen einmal ausgebrochenen Panik zu steuern ist fast unmöglich.

Von den drei gewonnenen Forts aus konnten die andern wirksam beschossen werden. Das nächste war wenige Stunden nach dem Falle der ersten drei in den Händen der Japaner, die nur wenige Schüsse darauf abzugeben brauchten. Bald darauf wurden auch die noch übrigen eigentlichen Landforts von der Gemischten Brigade, die den Chinesen gegenüber bedeutend in der Minderzahl war, erstürmt.

Am Nachmittage bezwangen die Japaner dann noch das hauptsächlichste der Küstenforts, wobei sie den Ort Port Arthur zu passieren hatten. Bei dieser Gelegenheit ließen sie sich Grausamkeiten zu schulden kommen, die gleich näher erwähnt werden sollen.

Als der Tag zur Neige ging, hielten die Chinesen außer wenigen Küstenforts nur noch die Forts auf dem Tigerschwanz. Sie waren jedoch so entmutigt und demoralisirt, daß es kein Halten mehr gab. Noch in der Nacht räumten sie sämtliche Befestigungen. Die Japaner sorgten dafür, daß dem fliehenden uniformierten Gesindel eine Straße offen blieb, auf der es laufen konnte, so weit es wollte, eine in der Kriegsgeschichte vielleicht einzig dastehende Thatsache. Welch eine Verachtung des Gegners drückte sich hierin aus! Die Sieger handelten jedoch keineswegs aus blindem Hochmut, wenn sie sich nicht mehr mit Gefangenen belasten wollten, als unumgänglich war, sondern sie bewiesen hierdurch nur wieder, wie gut sie ihre bezopften Feinde kannten. Die Chinesen, die eine Panik wie bei Port Arthur durchgemacht haben, werden nämlich auf lange Zeit hinaus ein Gruseln vor dem Soldatenrock

bekommen und diese Furcht vor den Japanern überall hin verbreitet haben, wohin sie flohen.

Der wichtige Sieg war mit dem geringen Verluste von 270 Mann errungen worden, worunter sich nur achtzehn Tote befanden. Bei den Chinesen gab es dagegen allein an Toten über tausend Mann. Der materielle Gewinn der Japaner wurde auf 130 Millionen Mark veranschlagt, wovon ihnen jedoch nur ein Teil zugute kommen sollte, weil sie Port Arthur wieder herausgeben mußten. Dadurch verloren sie den in obiger Summe mitgerechneten Wert der Docks und anderer Anlagen wieder. Doch auch ohne dies war die Beute recht ansehnlich. Viel mehr ins Gewicht fiel aber der Umstand, daß sie nun mitten im Gelben Meere einen ausgezeichneten Stützpunkt für ihre Schiffe gewonnen hatten, von wo aus sie sich beliebig nach den verschiedensten Seiten wenden konnten.

Am wichtigsten war die moralische Wirkung, die die fast unblutige Eroberung des stärksten Kriegshafens Chinas ausübte. Millionen über Millionen waren in Port Arthur hineingesteckt worden, mit keinem andern Erfolge, als daß die Seefeste einem kühnen Feinde an einem einzigen Tage erlag. Unwillkürlich vergleicht man damit die beinahe ein Jahr dauernde heldenmütige Verteidigung von Sewastopol, obwohl seine Befestigungen am Anfang der Belagerung viel zu wünschen übrig ließen, während die Forts bei Talienwan und Port Arthur nach dem Urtheil aller Sachverständigen uneinnehmbar gewesen wären, hätten europäische Truppen sie zu verteidigen gehabt.

Was für einen Eindruck machte nun aber die jämmerliche Flucht der Chinesen bei Port Arthur und die fast widerstandslose Preisgabe des starken Kriegshafens im chinesischen Volke? Wer sich vorstellt, wie bestürzt ganz Deutschland sein würde, wenn die Franzosen Wilhelmshaven genommen hätten, der ist leicht geneigt, anzunehmen, eine ähnliche Erregung müsse auch im Reich der Mitte geherrscht haben. Aber davon war nichts zu merken. Mir selbst machte ein unterer Mandarin die erste Mitteilung von der Niederlage. Er drückte sich ungefähr so aus: „Der Taotai (Regierungspräsident) hat ein Telegramm bekommen, wonach die Japaner Port Arthur erobert haben; das ist eine böse Geschichte für Li Hung Tschang.“ Von irgend welchem Gefühl einer mit der schimpflichen Preisgabe des Kriegshafens verbundenen nationalen Schmach habe ich jedoch weder bei diesem Manne noch bei andern Chinesen etwas entdecken können. Einige hatten offenbar die Empfindung, ihrem Lande wäre ein Unglück zugestoßen, aber sie drückten dies so aus, als wenn eine höhere Gewalt es verursacht hätte, ähnlich wie ein Erdbeben: oder eine Hungersnot, und nicht lediglich die Unfähigkeit und Feigheit der chinesischen Offiziere und Soldaten. Im übrigen wurde der Vorfall für etwas gehalten, das vor allem Li Hung Tschang angehe, und worüber man sich nicht weiter aufzuregen brauchte.

Es muß nun noch ein Wort über die bei Port Arthur vorgekommenen Grausamkeiten gesagt werden. So häßlich derartige Vorfälle sind, so wenig werden

sie wohl jemals ganz aus der Kriegsgeschichte verschwinden. Es läßt sich keineswegs leugnen, daß die Japaner durch die unmenschliche Behandlung, die die wenigen in die Hände der Chinesen gefallenen Gefangenen erfuhren, aufs äußerste gereizt sein mußten. Ein Truppenteil, der auf scheußlich verstümmelte Leichen von Kameraden stößt, läßt sich nicht leicht abhalten, gleiches mit gleichem zu vergelten. Das ist menschlich vollkommen begreiflich. Schwerer fällt schon ins Gewicht, daß nach glaubwürdigen Berichten das Gemetzel mehrere Tage lang angehalten hat. Auch hierfür fehlt es jedoch nicht an westlichen Vorbildern. Die Engländer banden in Indien mit kaltem Blute ihre Gefangenen zu Duzenden vor die Kanonen, um sie „wegblasen“ zu lassen, und Skobelev befahl vor der Erstürmung von Geok-Depe ausdrücklich, die Tekke-Turkmenen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niederzumachen, ein Befehl, der auch noch befolgt wurde, als längst jeder Widerstand aufgehört hatte. Endlich sei nur noch an den während der französischen Revolution vorgekommenen Rückfall in die Barbarei hingewiesen, den sich ein hochzivilisiertes Volk zu schulden kommen ließ.

In dieser Beziehung kann man also die Japaner wohl einigermaßen entschuldigen, um so mehr, als sie erst vor wenigen Jahrzehnten begonnen haben, die europäische Kultur in ihr Land einzuführen. Nicht zu entschuldigen ist dagegen das Verschulden der japanischen Regierung, die Sache strenge zu untersuchen. Sie hatte dies nach dem ersten Entrüstungsschrei der

Neutralen versprochen, aber es ist nichts daraus geworden. Wahrscheinlich hoffte man, die Angelegenheit würde bald in Vergessenheit geraten. Ueberdies hatte man im eignen Lande keinen Widerspruch zu fürchten, wenn man in dieser Beziehung unthätig blieb. Denn in Japan selbst wurde, abgesehen von den dort lebenden Ausländern, keine Stimme des Abscheus laut, und es fand sich keine Zeitung und kein im öffentlichen Leben stehender Mann, der ein Wort des Tadelß über die traurigen Vorkommnisse bei Port Arthur geäußert hätte.

Dies zeigt uns, was die Japaner von uns Europäern trennt. Menschlichkeit ist uns ein angeborener Begriff geworden, weil er auf der religiösen und ethischen Grundlage ruht, die mühsam in der Arbeit von Jahrhunderten gelegt worden ist. Dergleichen läßt sich nicht im Handumdrehen verpflanzen. Die Gleichgültigkeit des ganzen japanischen Volkes gegen die Greuel von Port Arthur ist ein Beweis hierfür. Durch politische Berechnung läßt sich einem Volke keine echte Menschlichkeit beibringen.

Der Jubel über die leichte Eroberung des stärksten chinesischen Seehafens war in ganz Japan ungemein groß. Das begabte, thatkräftige und kriegerische Volk sah jetzt die Zeit der Ernte für seine Anstrengungen kommen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Acker beinahe wüß, auf den man mit kühnem Wagemut die europäische Zivilisation zu verpflanzen suchte. Oft genug hatten Westländer dies ein aussichtsloses

Unterfangen genannt, das kaum ernsthaft zu nehmen wäre. Jetzt hatte man vor aller Welt bewiesen, daß man fähig war, kriegerische Thaten zu vollbringen, die sich schon neben den westlichen Vorbildern sehen lassen konnten. Begreiflich genug, wenn man in Japan etwas eitel wurde, als die Augen des ganzen Erdballs plötzlich auf das entlegene Inselland gerichtet waren.

Aber das japanische Volk hörte in seinem Siegestaumel nicht die mahnende Stimme, die sich von nun an immer wieder erhob. Es glaubte allein darüber entscheiden zu können, wie groß sein Siegespreis sein sollte. Die Unmöglichkeit für Rußland, eine starke Machterweiterung Japans vor den Thoren Sibiriens ohne Kampf zu dulden, nicht rechtzeitig erkannt zu haben, ist der größte Fehler, den die Japaner während des ganzen Krieges gemacht haben. Und dabei fehlte es nicht an Warnungen. Offiziöse russische Zeitungen, die nur die Auffassung ihrer Regierung wiedergeben konnten, sagten gleich nach dem Falle von Port Arthur, das Festland von Nordchina müßte bei dem Friedensschluß aus dem Spiele bleiben. Zugleich wurde Kriegsschiff auf Kriegsschiff aus dem europäischen Rußland nach Ostasien geschickt. Der Sultan, der ja wußte, daß der russische Bär diesmal nicht ihm zu Leibe wollte, drückte ein Auge zu, als ohne Unterlaß Transportdampfer mit „Gefangenen“ die Dardanellen passieren wollten, und er erkundigte sich nicht weiter nach der Ursache der seltsamen Zunahme von Verbrechen im Reiche des Zaren. Aber Jungjapan merkte hiervon nichts, oder es schloß absichtlich die Augen davor.

Stürmischer als je verlangte es die energische Fortsetzung des Krieges.

Auf chinesischer Seite hatte der Schlag von Port Arthur doch etwas gefessen. Li Hung Tschang wurde deshalb beauftragt, zu versuchen, die unbequemen Angreifer los zu werden. Der alte Bizekönig schickte seinen langjährigen Vertrauten und Ratgeber in ausländischen Angelegenheiten, den Zolldirektor Detring in Tientsin, nach Japan, damit er dort Unterhandlungen anknüpfe. Aber die Japaner ließen ihn gar nicht so weit kommen, indem sie sofort nach seiner Landung erklärten, nur mit einem vom Kaiser ordentlich beglaubigten chinesischen Gesandten verhandeln zu wollen. Detring mußte also unverrichteter Sache nach China zurückkehren.

In Reiche der Mitte hatten sich inzwischen manche kluge Leute die Köpfe darüber zerbrochen, wie man sich der unverschämten Eindringlinge wohl am einfachsten entledigen könnte. Einige der aus chinesischen Zeitungen entnommenen erstaunlichen Vorschläge seien hier erwähnt. Der europäische Leser wird zunächst geneigt sein, sie alle für schlechte Witze eines chinesischen Späßvogels zu halten. Es fallen einem unwillkürlich die bekannten Jagdgeschichten dabei ein, wie man einen Löwen oder einen Elefanten fängt. Es sei jedoch ausdrücklich hervorgehoben, daß alles ganz ernsthaft gemeint war und von unzähligen Menschen für ausführbar gehalten wurde.

Da ist zunächst die schöne Geschichte von den Schweinsblasen zu erzählen. Ein erfindungsreicher

Kopf schlug vor, man sollte in dunkler Nacht nahe bei der japanischen Flotte tausende mit Luft gefüllter Schweinsblasen ins Meer werfen. Auf den feindlichen Kriegsschiffen würde man dann bei Tagesanbruch diese Blasen für lauter fahlgeschorene Chinesenköpfe halten und sofort ein wütendes Feuer darauf eröffnen. Schließlich müßte die Munition auf den Schiffen erschöpft sein, und dann sollten schnell zahllose chinesische Böte herankommen und die wehrlos gewordene feindliche Flotte überrumpeln.

Beinahe ebenso wunderbar war der Einfall eines andern Chinesen, der dem ewigen Ausreißen der Krieger des himmlischen Reiches auf sinnreiche Art Einhalt thun wollte. Man sollte, sagte er, vor jeder Schlacht im Rücken des chinesischen Lagers gewaltige Wände von Stroh errichten und sie beim Beginne des feindlichen Feuers anzünden, so daß dann auch dem größten Hasenfuß nur übrig bleiben würde, gegen den Feind vorzugehen.

Schließlich sei noch angegeben, daß die Mandarinen der großen Insel Tjungming an der Mündung des Yangtzejiang sämtlichen Einwohnern Soldatenröcke gaben, um die Japaner auf diese einfache Weise von einer Landung abzuschrecken. Da jedoch der Feind zur Zeit der Ebbe nicht erwartet wurde, so brauchten die Leute die Uniformen nur bei auflaufender Flut zu tragen, wodurch man also die bunten Kleidungsstücke um so länger schonte.

Man sieht hieraus schon, eine wie ungemein kindliche Auffassung über Krieg und Kriegführen noch im

Reiche der Mitte verbreitet war. Es hatte sich in dieser Beziehung seit dem ersten Kriege gegen England, also seit mehr als einem halben Jahrhundert, nichts geändert. Als im Jahre 1841 zum erstenmal Raddampfer den Yangtzejiang hinauffuhren, waren die Chinesen grenzenlos erstaunt darüber. Ein schlauer Mandarin kam auf den Gedanken, eine Anzahl von Kriegsschiffen auch mit solchen Rädern zu versehen, wodurch er die große Ueberlegenheit der englischen Flotte sehr einfach auszugleichen hoffte.

Alle derartigen Erzählungen stimmen weit mehr zum Volkscharakter, als die hoffnungslosen Versuche, es in moderner Kriegsführung andern Nationen gleich zu thun. Die Chinesen sind ein handeltreibendes und ackerbauendes, aber kein kriegerisches Volk. Da es nun schon in gewöhnlicher Zeit stets geneigt ist, den albernsten, ihm von seinen Wahrsagern aufgebundenen Unsinn zu glauben, so liefen natürlich während des Krieges erst recht die ungeheuerlichsten Geschichten um. In ganz Nordchina schien es ausgemacht zu sein, daß Rußland den Japanern helfe. Herr von Hanneken sah, so stand in den chinesischen Zeitungen Schanghai's, in der Seeschlacht am Yalu deutlich auf mehreren feindlichen Schiffen die russische Flagge wehen. Nach andern Angaben wären dann wieder alle Ausländer in chinesischen Kriegsdiensten absichtlich auf den Kriegsschiffen dem Feuer des Feindes möglichst ausgesetzt worden, weil sie samt und sonders Verräter wären. Die wenigen von ihnen, die dann unter schrecklicher Todesangst mit dem Leben davongekommen wären, hätten

sich nachher bei Li Hung Tschang melden müssen. Der Bizekönig in seiner übergroßen Gnade hätte ihnen erlaubt, sich durch große Summen Geldes als Sühne für ihren Verrat freizukaufen. Im Innern des chinesischen Reiches wußten die meisten Leute beim Beginne des Krieges überhaupt nicht, daß es ein Land Namens Japan gäbe. Mehrere Missionare berichteten dies übereinstimmend und fügten meist hinzu, daß man allgemein Rußland für den Feind hielt. Noch am Ende des Krieges konnte man am mittlern Yangtze-kiang vielfach fliegende chinesische Kunsthändler sehen, die unter lautem Trommelgetöse ihre Waren anpriesen. „Große Siege über die Fremden! Die Franzosen gänzlich geschlagen! Alles Skizzen von Augenzeugen!“ „Die Franzosen zu Lande und zur See geschlagen! Dreizehn ihrer Schiffe zerstört!“ „Die Russen von unsern Truppen in wilder Flucht über die Grenze zurückgetrieben!“ Das waren einige der gewöhnlichen Ausrufe.

Nur in Tientsin selbst, dem Sitz Li Hung Tschangs, wurden auch Bilderbogen anderer Art feilgehalten. Li wurde darauf wenig schmeichelhaft als auf einer Schildkröte reitend dargestellt; mit der einen Hand schwang er ein Schwert, und in der andern hielt er eine Kanone, womit er ein japanisches Kriegsschiff zum Sinken zu bringen suchte.

Die erste japanische Armee in der Mandschurei hatte sich ganz auf die Verteidigung beschränkt. Ihre Vorposten litten stark unter dem strengen Frost. Oft blieben sie tagelang ohne Zufuhr, weil alle Lebens-

mittel in Karren über die verschneiten Gebirgspfade gebracht werden mußten.

Weil sich die Japaner so lange still verhielten, gingen die Chinesen schließlich ihrerseits zum Angriff über. Das Verdienst, in diesem Kriege auf chinesischer Seite die erste größere Offensivbewegung vorgenommen zu haben, gebührt dem Tatarengeneral Jkotinga. Er suchte Fenghuang wieder einzunehmen, wurde aber von der fünften japanischen Division unter General Tachimi zurückgeschlagen.

Die dritte Division unter Katsura wurde am 13. Dezember bis Haitsheng vorgeschoben, das sie nach unbedeutenden Kämpfen besetzte. Diese wegen der sich dort kreuzenden Straßen sehr wichtige Stadt liegt etwas südöstlich vom eigentlichen Niutschwang am Viaoflusse, nicht zu verwechseln mit dem Vertragshafen Niutschwang, von den Chinesen Yingkoh genannt, unweit von der Mündung des genannten Stromes. Die Japaner waren durch die Einnahme Haitshengs in die unmittelbare Nähe der direkten Verbindung zwischen Mukden und dem Meere gekommen. Einem nur einigermaßen unternehmenden Gegner gegenüber wäre dies freilich Waghalsigkeit gewesen, da die in Haitsheng stehende Division von mehreren Seiten auf einmal angegriffen werden konnte. Hier zeigte es sich besonders deutlich, was ordentliches Zusammenwirken der Führer verschiedener Truppenteile bedeutet. Bei den Chinesen mangelte es hieran vollständig, und schon darum konnten ihre Versuche,

die Japaner wieder aus ihrer Stellung zu vertreiben, keinen Erfolg haben.

General Sung, der in Ningkoh (dem Vertragshafen Niutschwang) befehligte, brach von dort gegen Haitsheng auf. Er wollte indessen offenbar die Ankunft der bei Liaohang im Nordosten von Haitsheng versammelten chinesischen Truppen abwarten, bevor er zum Angriff schritt. Um dem zuvorzukommen, griff ihn Katsura am 19. Dezember bei Kangwasai an, wo sich Sung verschanzt hatte. Dieses Gefecht ist endlich einmal eins, das keineswegs unehrenhaft für die Chinesen verlief. Sie hielten wacker stand und fügten ihren Gegnern große Verluste zu, da diese in ihren dunkeln Uniformen auf der weiten Schneefläche, die sie zu überschreiten hatten, leicht zu treffende Zielscheiben bildeten. Schließlich mußten die Chinesen allerdings weichen; aber sie zogen sich in guter Ordnung zurück und brachten es sogar fertig, alle ihre Toten mitzunehmen, woran nach den frühern Schlachten gar nicht zu denken gewesen war. Die Japaner hatten diesmal ihren Erfolg nicht ohne ziemlich bedeutende Opfer erungen: vierhundert Mann oder neun Prozent ihrer Stärke wurden kampfunfähig, was relativ der stärkste Verlust ist, den sie während des ganzen Krieges an einem einzigen Tage gehabt haben.

Nach Sung's Mißerfolge wagten die bei Liaohang stehenden Chinesen lange Zeit nicht, gegen Haitsheng vorzurücken. Erst am 17. Januar kamen sie bis auf Kanonenschußweite heran, thaten jedoch den ganzen Vormittag nichts als möglichst viel Lärm mit ihren

Geschützen zu machen, wodurch sie vermutlich die Feinde einzuschüchtern hofften. Am Nachmittage wurden sie dann von den aus der Stadt hervorgebrochenen Japanern mit Leichtigkeit vertrieben. Aehnlich ging es bei einem zweiten, gleichfalls sehr schwächlichen Angriffsversuche der Chinesen bei Liaohang, obwohl sie sich inzwischen auf 20 000 Mann verstärkt hatten.

Viel mehr als vom Feinde hatten die Japaner von der Kälte zu leiden, die außerordentlich genannt werden muß, wenn man bedenkt, daß die Truppen auf dem Breitengrade von Konstantinopel, Neapel und Madrid standen. Einundzwanzig Grad Réaumur Kälte hat der Verfasser dort selbst einmal erlebt, und dies war durchaus keine besondere Ausnahme, da Temperaturen bis zu -24° R. vorkommen. Im Januar steht das Quecksilber oft wochenlang auf 15 bis 20° Kälte. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Krieg in der Mandschurei lange auf derselben Stelle blieb! Der gestrenge General Winter machte den Japanern mehr zu schaffen als alle chinesischen Feldherren, die ihnen bisher gegenübergestanden hatten.

Ueberdies wollte General Ratsura, bevor er dem Gegner ernstlich zu Leibe ging, erst die Ankunft eines Theiles der zweiten Armee abwarten. Weshalb dieser Teil nicht schon eher von Port Arthur nach Norden marschierte, ist nicht recht ersichtlich. Allerdings waren wegen der zu erwartenden strengen Kälte längere Vorbereitungen nötig, ehe man vorrücken konnte; aber allzu große Eile scheint man hierbei nicht gehabt zu

haben, da die Truppen in und um Port Arthur länger als einen Monat unthätig blieben. Am 1. Januar brach endlich eine Gemischte Brigade unter dem General Rogi auf, die nach einer Woche trotz sehr scharfen Frostes bis Raiping und damit in die Nachbarschaft der ersten Armee gelangte. Noch an demselben Tage wurde die Verbindung mit dieser hergestellt.

Am 10. Januar nahm die Gemischte Brigade Raiping nach verhältnismäßig guter Gegenwehr ein. Die Japaner geben selbst zu, daß die Chinesen hier eine weit bessere Haltung gezeigt hätten, als die Brigade nach ihren Erfahrungen bei Port Arthur erwartet hätte. Statt sich, wie gewöhnlich, möglichst hinter Mauern zu halten, erwarteten die Chinesen diesmal den Angriff am Nordufer des südlich von Raiping laufenden Flusses, dessen Eis sie aufgebrochen und aufgehäuft hatten, um die Feinde dadurch zu hindern. Auch feuerten sie nicht, wie sonst meistens, bei viel zu großer Entfernung unvernünftig drauf los, sondern sie warteten, bis der Feind auf 400 oder 500 Meter heran war. Endlich verbrauchten sie nicht zwecklos Munition, während die Japaner in den Pausen ihres Sturmangriffs, der meistens aus mehreren Absätzen besteht, am Boden lagen, sondern sie feuerten nur beim Weitervorrücken des Feindes. Der Verlust der Gemischten Brigade in dem dreistündigen Kampfe war daher nicht unbedeutend, er betrug über 300 Mann. Aber damit war auch ein wichtiger Erfolg errungen. Denn mit dem Falle von Raiping war General Katsuras Stellung in Haitsheng ungleich viel sicherer geworden,

weil er nun keinen Flankenangriff von Südwesten mehr zu befürchten hatte.

Für eine geraume Zeit trat jetzt auf der ganzen Linie Ruhe ein. Erst am 16. Februar rückten die Chinesen unter Sung vom eigentlichen Niutschwang und unter Fotenga von Liaohang her wieder gegen Haitsheng vor. Sie wurden aber wiederum mit Leichtigkeit zurückgewiesen. Die Japaner wollen bei dieser Gelegenheit bemerkt haben, daß die feindliche Artillerie besser feuerte als bis dahin. Da nun während des ganzen Tages nur drei Japaner von den Geschossen der feindlichen Geschütze getötet wurden, so kann man hieraus einen Schluß ziehen, wie die Leistungen der chinesischen Artillerie bis zu diesem Gefechte gewesen sein müssen.

Inzwischen hatte der Kaiser einen Generalissimus aller Truppen in Nordchina ernannt. Seine Wahl war auf den alten Liu Kun Yi gefallen, der bisher Vizekönig in Nanking gewesen war. Liu hatte wenig Neigung, den verantwortlichen Posten anzutreten. Er bat deshalb den Thron in einer dringenden Eingabe, ihn seiner neuen Pflichten zu entbinden, weil er sich ihnen nicht gewachsen fühle. Aber der Kaiser erließ daraufhin sofort folgende Verfügung: „Der gegenwärtige Krieg bringt Operationen von der größten Wichtigkeit mit sich, weshalb wir dringend eines guten Oberbefehlshabers für unser Heer bedürfen. Liu Kun Yi hat viele Jahre hindurch unsere Truppen befehligt, und er hat stets einen guten Ruf und Einfluß unter ihnen gehabt. Aus diesem Grunde haben wir ihn zum

Höchstkommandierenden aller unserer Heere innerhalb und außerhalb der großen Mauer berufen. Der genannte Vizekönig muß sich des Vertrauens, das wir in ihn setzen, würdig zeigen und beweisen, daß er die ihm zugetheilte Macht gut zu brauchen versteht. Er sollte eine solche, ihm durch kaiserliche Gnade zuteil gewordne Ehre nicht ablehnen. Andernseits geben wir hierdurch bekannt, daß jeder General, Offizier oder Gemeiner, der die Verwegenheit haben sollte, sich Liu Kun Nis Anordnungen zu widersetzen, vor ein Kriegsgericht gestellt werden wird.“

Diesem Generalissimus stellte man einen Vizegeneralissimus zur Seite, Namens Wu Ta Tscheng, der bisher Gouverneur der Provinz Hunan gewesen war. Schon längere Zeit hatte er sich als militärischer Ratgeber Li Hung Tschangs in Tientsin aufgehalten.

Am 24. Februar ging General Yamaji, der General Mogi bei Raiping verstärkt hatte und nun die erste Division befehligte, und am 28. ging endlich auch General Katsura, nachdem er von der fünften Division Verstärkung erhalten hatte, zum Angriff über. Die Chinesen wurden in mehrtägigen Gefechten zurückgedrängt, die damit endeten, daß die Japaner am 4. März das eigentliche Niutschwang erstürmten, nicht ohne ziemlich hartnäckigen Widerstand zu finden, so daß ihr Verlust mehr als 200 betrug. Bei besserer Führung auf feindlicher Seite wäre er sicherlich noch größer gewesen, weil die Chinesen rauchloses Pulver und Revolverkanonen hatten, mit denen sie aus den Häusern ein heftiges Feuer unterhielten.

Drei Tage später wurde auch der Vertragshafen Niutschwang (Yingkoh) von General Yamaji besetzt. Dem General Sung, der Yingkoh so lange gehalten hatte, blieb nichts übrig, als es jetzt zu räumen, da er sonst von den beiden von Süden und Norden kommenden Generalen Yamaji und Katsura erdrückt worden wäre. Er zog sich in westlicher Richtung nach Tientschuangtai zurück. Bei dieser Stadt, die drei Monate lang das Hauptquartier der chinesischen Heere in dieser Gegend gewesen war, kam es am 9. März zur letzten Schlacht. Sie fiel wieder recht ungünstig für die Chinesen aus, weil die Japaner sie dadurch, daß sie ihre Rückzugslinie bedrohten, bald in Verwirrung brachten. Ihr Verlust war ziemlich bedeutend, während die Japaner nur 80 Mann einbüßten. Hiermit endete die kriegerische Thätigkeit in der Mandchurei.

Inzwischen hatten die Chinesen eine zweite Friedensgesandtschaft vorbereitet. Nachdem die erste unter dem Zolldirektor Detring aus Tientsin sofort nach der Landung in Japan zurückgewiesen worden war, wollte man es jetzt mit hohen Mandarinen versuchen. Der frühere Vertreter Chinas in Washington, Tschang, und der Gouverneur von Formosa, Schao, wurden zu außerordentlichen Gesandten ernannt. Mit ihrer gehörigen Beglaubigung schien es den Chinesen diesmal wirklich Ernst zu sein, denn sie suchten sich die Dienste des Amerikaners Foster, einer anerkannten Autorität auf dem Gebiete des Völkerrechts, zu sichern. Weil er jedoch nicht in Ostasien war, sondern in Amerika, so ging viel Zeit mit dem Warten auf seine

Ankunft verloren. Aber auch als er angelangt war, schienen die Gesandten noch immer keine besondere Eile zu haben, ihren Auftrag auszuführen. Wahrscheinlich war ihre Regierung durch den dermaligen ziemlichen Stillstand in den kriegerischen Operationen wieder mutiger geworden.

Erst als man von der Landung der Japaner in der Provinz Schantung und ihrem Vormarsch auf Weihaiwei hörte, erhielten die Gesandten endgültigen Befehl, nach Japan hinüberzufahren. Am 31. Januar, gerade zu derselben Zeit, wo die Japaner bei Weihaiwei zu ihrem letzten entscheidenden Schlage ausholten, landete die Gesandtschaft in Hiroshima. In der Begleitung von Tschang und Schao befanden sich nicht weniger als dreiundzwanzig andere Mandarinen der verschiedensten Rangklassen. Bald sollte es sich herausstellen, daß die Chinesen durch diesen äußern Pomp hauptsächlich bezweckten, ihren Gegnern Sand in die Augen zu streuen, damit sie die abermalige Unzulänglichkeit der Beglaubigung nicht bemerkten. Sobald sich die Japaner nämlich das Beglaubigungsschreiben der Gesandten näher angesehen hatten, erkannten sie sofort, daß hier ein Täuschungsversuch vorlag. Niemand konnte bei den Chinesen eine genaue Kenntniß der internationalen Etikette für derartige Lagen voraussetzen. Deshalb hatte sich der amerikanische Gesandte in Peking, Oberst Denby, der zugleich Doyen des diplomatischen Korps war, erboten, ihnen ein ordentliches Beglaubigungsschreiben aufzusetzen. Aber sie scheinen sich nicht dazu haben entschließen können, es

unverändert zu benutzen, ohne indessen der amerikanischen Gesandtschaft vorher hiervon Mitteilung zu machen, wie es sich gehört hätte. Man nahm vielmehr stillschweigend allerhand Aenderungen an dem Konzept des Oberst Denby vor, was dieser erst erfuhr, als die Japaner zum nicht geringen Erstaunen der amerikanischen Gesandtschaft erklärten, das Beglaubigungsschreiben wäre wieder nicht in Ordnung.

So mußten also auch die Herren Tschang und Schao, ebenso wie vorher Herr Detring, unverrichteter Sache wieder abziehen. Die Unfertigkeit der Begriffe von internationaler Schicklichkeit in der großen Masse des japanischen Volkes erhielt durch die verschiedene Art und Weise, wie es die beiden Gesandten beurteilte, eine eigentümliche Beleuchtung. Während die japanischen Zeitungen über die Wahl des Herrn Detring, der jahrzehntelang im Dienste Chinas stand, ein gewaltiges Geschrei erhoben und sie eine Beleidigung des Inselvolkes nannten, fanden sie kein Wort des Tadelns für die Ernennung eines Mannes wie Schao, der einer von denjenigen Mandarinen gewesen war, die eine Belohnung auf japanische Köpfe ausgesetzt hatten. Wenn es begreiflich war, daß ein nichtchinesischer Vermittler zurückgewiesen wurde, so hätte man sich einen Gesandten von solcher Auffassung erst recht von vorn herein verbitten sollen. Aber daran scheint niemand gedacht zu haben.

Einigermaßen belustigend war es, daß sich die Japaner, die doch ihre Nachbarn im allgemeinen vortrefflich kannten, bei der kurzen Anwesenheit der zweiten

Friedensgesandtschaft nicht genügend vor einer bekannten Eigenschaft der Chinesen in acht genommen hatten, zu mausen, wo es angeht. Als sich die Gesandten mit ihrer zahlreichen Dienerschaft wieder eingeschifft hatten, merkte man, daß in den Gasthäusern, wo sie untergebracht worden waren, allerhand zum Teil ziemlich wertvolle Dinge fehlten, die die Diener offenbar ausgeführt hatten. Die japanische Regierung ersetzte den Schaden.

Es bleiben jetzt noch die Operationen bei Weihaiwei zu erwähnen, die den Frieden herbeiführten. Nach dem Falle von Port Arthur wurde von den drei Brigaden der zweiten Armee eine unter General Nogi zur Unterstützung der ersten Armee nach Norden geschickt, während eine zweite als Besatzung auf der Südspitze der Halbinsel Liaotung blieb. Somit war die dritte frei für weitere Operationen. Sie wurde zusammen mit der zweiten, jetzt mobil gemachten Sendai-Division dem Oberbefehl des Marschalls Oyama unterstellt.

Wozu wollte man nun diese neugebildete Streitmacht verwenden? Wie gewöhnlich, hatte die japanische Heeresleitung ihre Absichten vortrefflich geheim zu halten gewußt. Man vermutete zwar, es würde jetzt Weihaiwei gelten, aber weil sich der dort ankernde, aus der Yaluschlacht entkommene Teil des Peihang-Geschwaders niemals wieder auf das freie Meer getraut hatte, so war offenbar von diesen Schiffen wenig oder nichts mehr für die Japaner zu fürchten. Deshalb meinten damals viele Neutrale in Ostasien, der Angriff auf Weihaiwei wäre ziemlich zwecklos, weil er zu dem

eigentlichen Endziele des Krieges, der Einnahme Peking's, nicht beitragen könnte. Man geht nun kaum fehl, wenn man den ganzen Kampf um Weihaiwei als einen Verlegenheitskampf bezeichnet, der nur deshalb begonnen wurde, weil die Japaner gerade nichts Besseres anzufangen wußten. Denn in der Mandschurei hatten sich die Verhältnisse viel ungünstiger erwiesen, als die Angreifer angenommen haben können. An ein direktes Vorgehen gegen Peking war aber wegen des Eises vor Mitte März nicht zu denken. Bis dahin mochten aber die immer bedrohlicher werdenden russischen Rüstungen einen solchen Angriff überhaupt unthunlich erscheinen lassen. Von Operationen weiter nach Süden war ferner bei weitem nicht dieselbe Wirkung auf den Peking's Hof zu erwarten, als wenn man zunächst möglichst im Norden blieb. Einen tiefen Eindruck zu machen war die Eroberung der zweiten starken Seefeste in Nordchina allerdings um so mehr geeignet, als damit auch der immer noch beträchtliche Rest des Peihang-Geschwaders in die Hände der Japaner fallen mußte. Der ganze Kampf bei Weihaiwei hatte also viel mehr den Zweck, China eine weitere empfindliche Lektion beizubringen, als daß er militärisch unbedingt nötig gewesen wäre.

Weihaiwei, das nach dem treffenden Ausdruck des Kaisers von Japan mit Port Arthur die Flügel des Thores zu Nordchina bildet, liegt ungefähr in der Mitte zwischen dem Vertragshafen Tschifu und dem Vorgebirge Schantung. Die Japaner landeten südöstlich von diesem Vorgebirge in der Bucht von Jung-

tsheng, die gut gegen den dort in dieser Jahreszeit meistens heftig wehenden Nordostwind geschützt ist. Auch bei dieser Gelegenheit bemerkte man wieder die vorzügliche Organisation der Japaner, denn vor der Landung teilten sie die Küste der Bucht in eine Anzahl von Teilen ein, die dann den einzelnen Heeresabteilungen zugewiesen wurden. Hierdurch vermied man jede Unordnung, und alles ging trotz starken Schneefalls glatt von statten.

Die Chinesen zeigten sich hier dagegen wieder von ihrer jämmerlichsten Seite. Ein paar Schüsse von einem der Kriegsschiffe auf eine an der Bucht aufgestellte Batterie genügten, diese zum Schweigen zu bringen. Ebenso rasch wurde die von einigen tausend Mann besetzte Stadt Jungtsheng preisgegeben. Ein halbes Duzend japanischer Soldaten erkletterte eines der Thore und öffnete es den Kameraden, die darauf fast ohne Kampf einzogen.

Am 26. Januar war die ganze Streitmacht gelandet und der Marsch nach Weihaiwei konnte beginnen. Die Japaner fanden die Landstraßen in einem so schlechten Zustande, daß sie keine Belagerungsartillerie, ja nicht einmal Feldgeschütze, sondern nur Gebirgskanonen mitnehmen konnten. Auf nennenswerten Widerstand des Feindes stieß man nicht, bevor die Festung erreicht war.

Der halbkreisförmigen, nach Nordosten geöffneten Bucht von Weihaiwei sind zwei Inseln vorgelagert, eine größere, Liukung, 150 Meter hoch und ungefähr zehn Kilometer im Umfang, und eine kleinere mitten

in der östlichen Einfahrt, Namens Jih. (Das J wird wie in Journal ausgesprochen.) Die Küste der Bucht ist 30—35 km lang. Das Wasser ist meist seicht, nur an der westlichen Ecke von Liukungtao (tao heißt Insel) ist ein vortrefflicher, ausgedehnter Ankergrund für größere Schiffe. Am Strande des Festlandes und auf den beiden Inseln gab es folgende Befestigungen: an der Südosteinfahrt drei Strandforts, die auf der Landseite durch vier Forts geschützt waren; nahe bei der nordwestlichen Einfahrt ebenfalls drei durch zwei Landforts geschützte Strandbefestigungen; endlich auf der Insel Jih ein Fort und auf Liukungtao zwei besonders starke. Zur Verteidigung aller dieser mit den besten Geschützen versehenen Befestigungen hatte man etwa 6000 Landtruppen, vor allem jedoch die 4000 Matrosen der Flotte zur Hand, die viel tüchtiger waren als das Gesindel der Infanterie und der Landartillerie. Bei den Chinesen befanden sich auch einige Ausländer, darunter der Deutsche Th. Schnell, die indessen wenig Einfluß hatten. An Kriegsschiffen waren noch vorhanden: die beiden Panzerschiffe „Tschenhün“ und „Tinghün“, sieben andere größere Kriegsschiffe, sechs kleine Kanonenboote, sieben große und vier kleine Torpedoboote. Die „Tschenhün“ konnte allerdings nur sehr bedingt mitgezählt werden, weil sie schon seit einiger Zeit auf einem Felsen saß, von dem sie nicht wieder abzubringen gewesen war. Die kleinen Schiffe konnten unter den obwaltenden Umständen bei richtiger und übersichtlicher Verwendung kaum minder nützlich werden, als die großen, weil sie in dem großen-

teils feichten Wasser des Hafens nahe ans Ufer zu fahren und den am Lande anrückenden Feind wirksam zu beschießen vermochten.

Um sich gegen Torpedoangriffe zu schützen, hatten die Chinesen quer über die beiden Eingänge zur Bucht zwei gewaltige Hasenbäume gelegt. Sie bestanden aus mehreren starken Lizen aus Stahldraht, an die von neun zu neun Metern Holzbalken befestigt waren. Die Bäume wurden durch Ketten und Anker gehalten und waren durch Torpedos geschützt.

Am 30. Januar begann der Kampf mit dem Angriff der japanischen Landtruppen auf die sieben östlichen Forts. Die chinesische Flotte, besonders das Panzerschiff „Tinghün“, leistete anfangs erfolgreiche Hilfe bei der Verteidigung und fügte dem Feinde ziemliche Verluste bei, so daß sich die zweite Division zeitweilig sogar zurückziehen mußte. Als jedoch die japanische Flotte und die von Port Arthur herübergekommene Brigade eingriffen, wurden sämtliche östlichen Befestigungen erstürmt. Die Verteidiger hatten vor ihrem Abzuge die vier Landforts teilweise in die Luft gesprengt. Aber in den drei Küstenforts fanden die Sieger zwölf durchaus brauchbare schwere Kanonen, die ihnen sehr willkommen waren, weil sie selbst gar kein Belagerungsgeschütz hatten mitbringen können. Vom Admiral Ting waren den Landtruppen geschulte Artilleristen der Flotte angeboten worden, die zuerst die Geschütze bedienen und sie im Falle der Preisgabe vernageln könnten. Die Militärmandarinen wollten jedoch nichts von dem verständigen Vorschlage hören.

Noch in der Nacht des 30. Januar machten die japanischen Torpedoboote den ersten Versuch, den östlichen Hafensbaum zu durchbrechen. Man hatte aber die Kameraden in den unlängst eroberten östlichen Forts nicht genügend unterrichtet, und diese feuerten daher, in der Meinung, die Chinesen griffen an, auf die eigenen Landsleute, worauf sich die Torpedoboote ununterrichteter Sache wieder zurückzogen. In der folgenden Nacht gedachte man den Versuch zu wiederholen, mußte jedoch davon abstehen, weil die ganze Flotte gezwungen wurde, vor einem furchtbaren Sturme Schutz zu suchen. Während er tobte, ankerte sie in der Bucht von Jungtscheng, wohin sich ebenfalls die die Operationen mit Aufmerksamkeit verfolgende beträchtliche Zahl neutraler Kriegsschiffe begab. Der von grimmgiger Kälte begleitete Sturm war ein recht unglückliches Ereignis für die Japaner, weil Admiral Ting hierdurch Zeit gewann, am 1. Februar mit einer Anzahl Freiwilliger von der Flotte zu landen und sämtliche Geschütze in den westlichen Forts unbrauchbar zu machen. Diese entschlossene That Tings, die zugleich bezeichnend war für seine nur allzu begründete Mißachtung der Landtruppen, verlängerte die Möglichkeit des Widerstandes von Weihaiwei wahrscheinlich um eine Woche. Wäre das böse Wetter nicht dazwischen gekommen, so wären die jetzt vernagelten Geschütze, oder wenigstens ein Teil davon, den Japanern wohl ebenso rasch unversehrt in die Hände gefallen, wie die in den östlichen Forts. Dann hätten aber die Angreifer auch den westlichen Teil des Hafens artilleristisch be-

herrscht. Admiral Ting zerstörte gleichfalls alle im Hafen liegenden Dschunken und Boote.

Die Chinesen waren mit ihrer Verteidigung jetzt also auf ihre Schiffe, auf die Inselforts und auf die Hafensäume angewiesen. Aber da Liukungtao so steil nach der Seeseite abfällt, daß eine Landung dort unmöglich ist, und da weder die Flotte noch die Geschütze in den entlegenen östlichen Forts den starken Befestigungen auf der Insel nennenswerten Schaden zufügen konnten, so mußten die Japaner vor allem versuchen, die Hafensäume zu durchbrechen und darauf den Feind mit Torpedos anzugreifen. War dies erfolglos, dann konnte sich der Widerstand der Chinesen noch lange hinziehen.

Nachdem am 3. Februar den Tag über die chinesischen Forts auf den Inseln beschossen worden waren, um die Chinesen für die Nacht Ruhe erwarten zu lassen, versuchten die Torpedoboote nach dem Eintritt der Dunkelheit abermals, den östlichen Hafensäum zu sprengen. Dies mißlang, obgleich man dabei sogar Dynamit anwandte. Mehr Erfolg hatten die Japaner, als sie durch Zerstörung des einen Endes des Baumes den Zwischenraum zwischen diesem und der südlichen Küste zu erweitern suchten. Es glückte ihnen, dort eine Oeffnung herzustellen, die breit genug für ihre Torpedoboote war.

Gleich am folgenden Abend sollte dieser Erfolg nach Kräften ausgenutzt werden. Von den ausgesandten zehn Booten gelang es indessen nur vieren, im ganzen acht Torpedos auf die chinesische Flotte

abzugeben. Mehrere hiervon trafen das Panzerschiff „Tinghün“, das am folgenden Morgen sank. Damit war das stärkste Schiff der feindlichen Flotte aus dem Wege geräumt. Die Japaner verloren zwei Torpedoboote, eins durch Kesselexplosion und eins durch Strandung. Außerdem liefen noch einige Boote auf. Sie kamen zwar mit der Unterstützung von andern allmählich ohne Schaden wieder ab, aber damit ging so viel Zeit verloren, daß alle diese Boote in dieser Nacht nichts mehr machen konnten.

Am Abend des 5. Februar erneuerten die Japaner den Angriff. Admiral Ito hat später bekant, den Befehl hierzu zu geben hätte ihm mehr Schmerz bereitet, als irgend etwas anderes während des ganzen Krieges. Denn waren schon in der vorhergehenden Nacht einige Matrosen verbrüht und mehrere in der eijigen Kälte erfroren, so glaubte der Admiral nicht anders, als daß er wegen der vor auszusetzenden erhöhten Wachsamkeit des aufmerksam gewordenen Feindes seine Leute jetzt in einen fast sichern, schrecklichen Tod schicken müßte. Auch die Bemannung der Boote wußte dies. Trotzdem zeigte sie nicht die geringste Verzagtheit, sondern sie freute sich, Gelegenheit zu haben, sich bei großer Gefahr auszeichnen zu können. Diesmal wurden nur fünf Boote vorgeschickt, während die andern draußen den Verlauf der Operation abwarteten. Bei zweien geriet die Schraube in Unordnung, aber die andern drei feuerten zusammen sieben Torpedos auf die chinesische Flotte ab, wodurch die mittelgroßen Schiffe „Laiyün“ und „Behyün“ sowie

das Kanonenboot „Paohua“ zum Sinken gebracht wurden. Die „Laiyün“, die schon in der Schlacht am Jalusflusse durch heftiges, an Bord ausgebrochenes Feuer arg mitgenommen worden und später in unfertigen Zustande von Port Arthur nach Weihaiwei gefahren war, um nicht in Gefangenschaft zu geraten, wurde nun von einem weit schlimmern Geschick betroffen. Als das Schiff den tödtlichen Schuß erhalten hatte, kenterte es; sein Rumpf blieb aber bei der geringen Tiefe, worin er sank, teilweise über Wasser. Nun sollen sich noch mehrere Tage nachher hilfessuchende Hände aus den kleinen Fenstern des unglücklichen Schiffes herausgestreckt haben. Man mußte jedoch die auf so schauerliche Weise Eingekerkerten ihrem Schicksal überlassen, weil es unmöglich war, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Wider alle Erwartung hatten die Japaner während dieses letzten erfolgreichen Angriffs gar keine Verluste. Ihre Zuversicht hob sich daher bedeutend, während der Mut der Verteidiger sank. Sie sahen die Zahl ihrer Schiffe unter den nächtlichen Schlägen des Feindes schwinden, was selbst beherzten Menschen das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang rauben mußte. Dazu kam, daß die Bracks der gesunkenen Fahrzeuge eine beständige Mahnung für die andern Schiffe sein mußten, daß sie in jeder Nacht ein gleiches Schicksal treffen konnte. Dieses Mene Tekel, dem die Augen nicht auszuweichen vermochten, mußte noch entmü- wirken als die Angriffe selbst. Trotzdem wollte Admiral Ting noch nichts von Uebergabe hören.

In der Nacht ließen die Japaner ihren bedrängten Gegnern von jetzt an Ruhe. — Wahrscheinlich wollten sie die sichere Beute nicht selbst ohne zwingenden Grund zerstören. Früh am Morgen des 7. begannen sie dagegen eine heftige Kanonade auf das Fort der Insel Sih, und es gelang ihnen, das dortige Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, worauf das Fort nicht mehr zu halten war. Kurze Zeit darauf versuchten die chinesischen Torpedoboote und einige Dampfbarkassen, zusammen dreizehn Fahrzeuge, in westlicher Richtung zu entkommen. Sie wurden jedoch bis auf zwei Torpedoboote sämtlich von den japanischen Kriegsschiffen abgefangen, weil sie von so veraltetem Typus waren, daß sie nicht annähernd die heute von Torpedobooten geforderte Schnelligkeit besaßen.

An den beiden folgenden Tagen wurde der Geschützkampf auf beiden Seiten fortgesetzt, wobei die japanische Artillerie in den östlichen Forts so glücklich war, die „Tschinghün“ gerade an der Wasserlinie zu treffen, so daß sie sofort sank. Damit war die chinesische Flotte auf das auf einem Felsen sitzende Panzerschiff „Tschenhün“, drei mittelgroße Schiffe und einige Kanonenboote zusammengeschmolzen, in deren ursprüngliche Bemannung das Feuer des Feindes zahlreiche Lücken gerissen hatte. Die allgemeine Mutlosigkeit wurde immer größer.

Admiral Ting mußte daher die Nutzlosigkeit weitem Wiphandes einsehen. Am Morgen des 12. Februar schickte er in einem seiner kleinern Schiffe einen Parlamentär mit einer weißen Flagge an Admiral Ito,

um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Der japanische Admiral nahm den Abgesandten sehr freundlich auf und beantwortete Tings Brief in entgegenkommendem Sinne. Dann aber that er etwas, was zwar gut gemeint sein mochte, allen Europäern jedoch kindlich und allen Chinesen sehr taktlos erscheinen mußte. Er schickte seinem Gegner eine Kiste Champagner und andere schöne Sachen, gerade als ob er zu diesem sagen wollte, wie ein Junge zum andern nach einer Raubalgerei: „So, nun die Prügelei zu Ende ist, worin ich Sieger geblieben bin, will ich dir auch großmütig etwas Schönes schenken.“ Admiral Ito hätte ganz gut wissen können, daß der unglückliche Ting durchaus nicht in der Lage war, das Geschenk anzunehmen. Denn dann würden die Chinesen gesagt haben, er hätte um einer Kiste Champagner willen den Rest der Flotte und die Festung ausgeliefert.

Admiral Ting wies die Sachen natürlich zurück. Nachdem er dann einen zweiten Brief an Ito geschrieben und ein Telegramm an Li Hung Tschang aufgesetzt hatte, ging er in seine Kajüte und nahm sich das Leben, indem er eine große Dosis Opium verschluckte.

Daß die chinesische Streitmacht damit einen ihrer besten Offiziere verloren hatte, konnte keinem Zweifel unterliegen. Aus niedern Verhältnissen kommend und zuerst dem in China wenig angesehenen Offizierskorps der Landarmee angehörend, arbeitete sich Ting später gut in die Marineverhältnisse ein, als ihm sein engerer Landsmann Li Hung Tschang den Oberbefehl über die nördliche Flotte gegeben hatte. Ting war nach

allgemeinem Urtheil ein angesehenener und ein tapferer Mann. Eine wissenschaftliche Erziehung hatte er allerdings nicht genossen, und dieser Umstand sollte ihm allmählich sehr hinderlich werden. Als er in die Marine kam, wurden noch meistens chinesische Lotsen zu Kommandanten von Kriegsschiffen ernannt, die sich dem Admiral leicht fügten. Aber nach und nach traten besser vorgebildete Offiziere an ihre Stelle, und diesen gegenüber hatte Ting einen schweren Stand. In China ist das landsmannschaftliche Klippenwesen weit stärker als in andern Ländern. Die ihren Admiral an wissenschaftlichen Kenntnissen überragenden Offiziere waren meistens aus Futschau in Südchina, Ting dagegen aus Anhui in Mittelchina. Sobald er nun irgend etwas anordnen wollte, was diesen Herren nicht paßte, dann kamen sie mit ihren Logarithmen und mit ihrer Trigonometrie, wovon er nichts verstand, und bewiesen ihm, daß dies oder das nicht anginge. Für die Flotte war ein solcher Zustand von großem Nachtheil. Wenn sich viele Mängel zeigten, so war dies nicht allein die Schuld des Admirals, der vielmehr stets den besten Willen hatte, mit den vorhandenen Mitteln alles so gut zu machen, wie er konnte. Unser Landsmann Th. Schnell, der viele Jahre Instruktionsoffizier in Weihaiwei war, giebt ihm folgendes ehrende Zeugnis: „Niemals in meinem Leben, auch unter Christen nicht, habe ich einen edelmütigern, gütigern und tapferern Mann getroffen, als Ting.“

Durch einen freiwilligen Tod wollte der Admiral seine Ehre retten. Für hohe chinesische Beamte und

Offiziere ist ein solcher Selbstmord geradezu Pflicht, wenn alles verloren ist. Es wird ihnen dann wenigstens eine posthume ehrenhafte Anerkennung in der amtlichen „Fefinger Zeitung“ zu teil, was für ihre Familie von größtem Wert ist. In diesem Falle verfuhr der Kaiser jedoch anders. Er erklärte in der „Fefinger Zeitung“, Ting könnte keine posthume Anerkennung erhalten, da seine Vergehen zu schwer wären. Nach Schnells Aussage hat es hauptsächlich die Unehrenhaftigkeit der andern, auf Liukungtao weilenden Ausländer verschuldet, daß den Admiral selbst noch nach seinem Tode das Geschick verfolgte. Denn weil diese Menschen den Kampf möglichst rasch beendet sehen wollten, siegelten sie den Kapitulationsbrief mit Tings Siegel, obwohl er schon tot war. Nun mußte es also so aussehen, als ob Ting den Brief noch vor seinem Ende aufgesetzt hätte, was aber nicht der Fall war.

Die Japaner wußten ihren toten Gegner, der sich nach Kräften gewehrt hatte, besser zu ehren, als dessen eigene Landsleute. Ritterlichkeit ist überhaupt einer der besten Charakterzüge des Inselvolkes. Admiral Ito schickte nach der Uebergabe von Weihaiwei eins der eroberten Kriegsschiffe zurück, damit es die Leiche des chinesischen Admirals nach dem nahen Vertragshafen Tschifu bringen sollte. Diese ritterliche That rührte sogar die Chinesen, die wahrlich nicht zur Sentimentalität neigen. Vor der Abfahrt erzeigten dann noch viele andere japanische Offiziere der Leiche durch einen Besuch der Kajüte, wo sie aufgebahrt war, die letzte

Ehre. In Tschifu schickten die zahlreichen dort versammelten ausländischen Kriegsschiffe Abordnungen, die den Sarg zu geleiten hatten. So machte also wenigstens das Ausland in etwas wieder gut, was das undankbare Vaterland des Admirals versäumte.

Einige andere chinesische Offiziere folgten dem Beispiele Tings, indem sie sich auch das Leben nahmen. Hierdurch gerieten die Japaner etwas in Verlegenheit, weil sie nun nicht recht wußten, mit wem sie wegen der Uebergabe der Festung und der Flotte verhandeln sollten. Die Chinesen hatten begreiflicherweise das Verlangen, das unerwünschte Geschäft den in ihrem Dienste stehenden Ausländern zuzuschieben. Aber davon wollten die Japaner nichts wissen. Schließlich fand sich der Taotai (Regierungspräsident) Niu von Weihaiwei bereit dazu, die Kapitulation abzuschließen. Danach erhielten die chinesischen Soldaten und Matrosen freien Abzug. Auf dem Rest der Flotte zählte man noch 183 Offiziere und 2871 Matrosen. Dazu kamen 40 Offiziere und 2000 Mann von den Landtruppen, die nur darum noch da waren, weil sie auf Siukungtao saßen, wie Ratten in einer Falle. Sie alle wurden jetzt gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Japan zu kämpfen, auf freien Fuß gesetzt. Es wäre kaum nötig gewesen, ihnen dieses Versprechen abzunehmen, weil sie wohl sämtlich das grausame Spiel gründlich satt hatten.

Die ausgelieferten Schiffe waren das Panzerschiff „Tschenhün“ von 7430 Registertons, drei mittelgroße Fahrzeuge und sechs kleine Kanonenboote. Außerdem

hatten die Japaner bei dem Versuche der chinesischen Torpedoboote, zu entkommen, sieben von ihnen in unverkehrtem Zustande erbeutet.

Bei der Uebergabe der Flotte kam ein kleiner, gut beglaubigter Zwischenfall vor, der einen besonders schlagenden Beweis davon giebt, wie wenig die einzelnen Teile des Reiches der Mitte zusammenhängen. Der Taotai Niu richtete folgenden merkwürdigen Brief an Admiral Ito:

„Excellenz! Ich habe die Ehre, Sie darauf hinzuweisen, daß das Kriegsschiff „Kuangping“ zum Geschwader von Kanton gehört. Als der Bizekönig Li Hung Tschang im vorigen Frühling eine Flottenparade abhielt, nahmen drei Schiffe des Geschwaders von Kanton, darunter die „Kuangping“, daran teil. Nachher blieben sie noch für eine Weile in den nördlichen Gewässern und wurden so mit in den Krieg verwickelt. Zwei dieser drei Kriegsschiffe sind schon verloren gegangen, und nur die „Kuangping“ ist noch übrig. Der jetzige Krieg geht nun die Provinz Kuangtung gar nichts an; wie sollen wir uns also vor dem Höchstkommmandierenden dieser Provinz wegen des Verlustes aller seiner drei Schiffe verantworten? Euer Excellenz wird dies gewiß einsehen und uns daher die „Kuangping“ zurückgeben. Ich verspreche dann, daß das Schiff in diesem Kriege nicht mehr gegen Japan kämpfen soll. Wenn wir nicht das Kriegsschiff mit Ausrüstung zurückerhalten können, dann vielleicht doch den Rumpf ohne die

Waffen, damit wir in der Lage sind, wenigstens etwas nach Kanton zurückzuschicken. Hoffentlich wird Euer Excellenz unsere Verlegenheit zu würdigen wissen.“

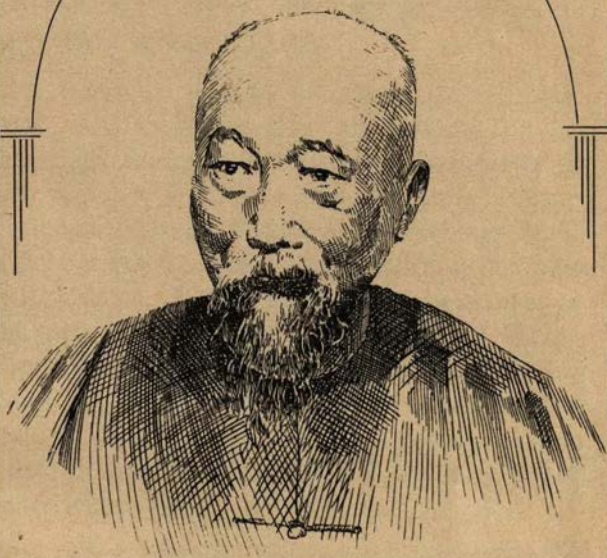
Dies lieft sich komisch, aber es ist echt chineſiſch. Mag jede Provinz ſelbſt ſehen, wie ſie mit fremden Feinden fertig wird! Während des letzten Krieges zwiſchen China und Frankreich erklärte ein gebildeter Chineſe dem Verfaſſer, es wäre geradezu eine Ruchloſigkeit geweſen, daß England und Frankreich im Jahre 1860 zuſammen eine einzige Provinz überfallen hätten, da ſich dieſe allein natürlich nicht gegen zwei Mächte hätte wehren können.

Als die chineſiſchen Truppen Weihaiwei verlaſſen hatten, zerſtörten die Japaner ſämtliche Landſorts und ließen nur eine Garniſon auf Liukungtao zurück. Der größere Teil der Truppen wurde ſofort nach Taliengewan eingeſchifft, um für etwaige weitere Zwecke bereit zu ſein. Nach Beendigung des vierzehntägigen Dramas von Weihaiwei ging jedoch die Widerſtandsluſt der Chineſen offenbar ihrem Ende entgegen. Ich ſage abſichtlich: Widerſtandsluſt, weil die Behauptung, China wäre jetzt völlig von der Gnade des Siegers abhängig geweſen, lächerlich iſt. Das war vielmehr eine von denjenigen Annahmen, die einer dem andern gedankenlos nachzuſprechen pflegt. Denn wie ſtanden die Sachen wirklich? Vom eigentlichen China hatten die Japaner erſt einen einzigen Punkt in der Gewalt, Weihaiwei, da die außerhalb der großen Mauer liegende Mandſchurei nicht zum wirklichen China gehört. Nun

ist es keine Frage, daß die Japaner bei der Fortsetzung des Krieges unschwer im Frühling oder im Sommer hätten Peking einnehmen können, vorausgesetzt, daß ihnen niemand außer den Chinesen in den Weg getreten wäre. Aber es ist auch keine Frage, daß eine fortgesetzte Unnachgiebigkeit der Chinesen selbst nach dem Falle Pekings die Sieger in nicht geringe Verlegenheit gesetzt hätte. Man bedenke nur, wie langsam sie in der Mandschurei vorwärts kamen, obwohl dort ein beträchtlicher Teil ihres überhaupt verfügbaren Heeres stand. Die japanische Regierung konnte nach diesen Erfahrungen kein Verlangen nach einem zweiten Winterfeldzuge haben, und gar ein mehrjähriger Krieg mußte die Kräfte des Landes aufs äußerste erschöpfen. Daher konnte dem besonnenen Teile der Bevölkerung des Inselreiches eine Beendigung des Kampfes ebenso recht sein, wie den Chinesen.

Hierzu kam noch der schwerwiegende Umstand, daß die japanische Regierung allmählich von dem Ernste der russischen Rüstungen überzeugt sein mußte. Ohne das drohende Auftreten der Russen hätte sie sich vielleicht trotz ihrer bessern Einsicht von der heißspornigen Kriegspartei zur Fortsetzung des Kampfes verleiten lassen. Denn für Jungjapan mußte es allerdings eine herbe Enttäuschung sein, seinem Herzenswunsch, die Flagge der aufgehenden Sonne von den Zinnen der Stadtmauer von Peking wehen zu sehen, entsagen zu sollen.

In China war dem stets friedliebenden Volke der Krieg von Anfang bis zu Ende gleichgültig gewesen,



Li-Hung-Tschang

wogegen die fremde Dynastie der Mandſchuren, weil ſie im Norden wurzelte, die Hauptſtadt auf keinen Fall preisgeben wollte. Dieſer Umſtand arbeitete der japaniſchen Regierung in die Hände. Eine nationale chineſiſche Dynaſtie hätte vielleicht Peking in die Hände der Feinde fallen laſſen und dann den Kampf mit allen Mitteln fortſetzen können.

Der Boden für eine Verſtändigung war alſo vorbereitet. Von japaniſcher Seite wurde Graf Ito, der Miniſter des Aeußern, zum Friedensunterhändler ernannt, und von chineſiſcher Seite Li Hung Tſchang, der bekannte biſherige Vizekönig der Provinz Tſchihli und Berater des Drachenthrones in allen auswärtigen Angelegenheiten. Als er einige Tage in Japan geſeſen war, wurde von einem Fanatiker auf ihn geſchoſſen. Die Kugel drang dem alten Herrn in den Knochen der linken Backe und konnte nicht entfernt werden. Unſer Bild zeigt deutlich die vernarbte Schußwunde. Li nahm jedoch ſchon nach kurzer Zeit ſeine Arbeiten wieder auf.

Die beiden Männer, die ſich jetzt gegenüberſtehen ſollten, waren einander nicht fremd, ſondern ſie hatten ſich ſchon vorher getroffen und Freundschaft mit einander geſchloſſen. Hatten ſich die japaniſchen Waffen den chineſiſchen unendlich überlegen gezeigt, ſo zog dagegen die Diplomatie des Inſelreiches bei den Friedensverhandlungen den kürzern. Sie ſtand entſchieden nicht auf der Höhe der Leiſtungen des Heeres. Als Belohnung für die nicht allzu bedeutenden ge-

brachten Opfer versuchte man sich einen unverhältnißmäßig großen Siegespreis auszubedingen. Das einzige, was den japanischen Staatsmännern dabei zur Entschuldigung dient, ist der Umstand, daß ihnen das Drängen der starken chauvinistischen Partei im eigenen Lande das unbefangene Urtheil über den drohenden Einspruch des Auslandes trüben mußte. Vergebens hatte Rußland von Zeit zu Zeit die warnende Stimme erhoben, vergebens hatte man schließlich auch in Berlin und in Paris den Vertretern des Mikado gegenüber kein Nehl daraus gemacht, daß nicht nur Rußland, sondern auch Deutschland und Frankreich keine Machterweiterung Japans auf dem chinesischen Festlande zulassen könnten. Jungjapan wollte nicht hören und trieb die Staatsmänner seines Landes, die sich nach einem englischen Ausdruck zwischen den Teufel und das tiefe Meer gestellt sahen, immer mehr dem Abgrund einer empfindlichen diplomatischen Niederlage zu.

Alle die vorhergegangenen Monate des Krieges boten trotz ihrer Bewegtheit kaum irgend ein so dramatisches Bild, wie es die Friedensverhandlungen von Simonoseki thaten. Auf der einen Seite der japanische Staatsmann, dem es schwül genug zu Mute sein mochte, weil ihn sein siegestrunkenes Volk zwang, mehr zu verlangen, als seine bessere Einsicht hätte billigen sollen. Auf der andern Seite der vielgewandte alte Li, gewitzigt in allen diplomatischen Kniffen des Ostens und des Westens. Er wußte recht gut, daß er getrost halb China abtreten konnte, weil sich der russische Bär bereits von seinem Lager erhoben hatte und sich an-

schickte, die breite Tasse auf jede in sein Interesse eingreifende Abmachung zu legen.

Hätte Graf Ito noch irgendwelche Zweifel über die sehr bedenkliche Haltung Rußlands hegen können, so hätte ihm das Verhalten des chinesischen Unterhändlers diese Zweifel benehmen müssen. So friedliebend und so wenig kriegerisch das Reich der Mitte ist, so giebt es selbst zweifelhafte Hoheitsrechte doch nicht ohne Kampf preis, wie Tongking und Korea bewiesen haben. Einen Teil ihres eigenen Landes abtreten zu sollen ist vollends für chinesische Staatsmänner eine unangenehmere Zumutung als für irgend jemand anders. Denn theoretisch ist der Sohn des Himmels der Herrscher aller Menschen.

Was finden wir aber bei den Friedensverhandlungen von Simonoseki? Li Hung Tschang gab zunächst Formosa ohne viel Widerspruch preis. Denn er sagte sich wohl selbst, daß irgend ein Landopfer gebracht werden mußte, und da war die Insel Formosa als verhältnismäßig junge Erwerbung (sie hat etwas mehr als zwei Jahrhunderte zu China gehört) noch der am wenigsten schmerzliche Verlust. Er machte aber auch wegen der Halbinsel Liaotung mit Port Arthur und Talienswan wenig Schwierigkeiten, sondern er suchte vor allem die Kriegskosten zu ermäßigen. Daß ein so unerwartetes Verhalten des alten Li den Grafen Ito nicht stutzig machte, ist schwer zu begreifen. Glaubte er vielleicht den schlauen Bizekönig überlisten zu können? Da war Li doch früher aufgestanden. Statt der geforderten dreihundert Millionen Taels bot er ein-

hundert, und er einigte sich schließlich mit Ito auf zweihundert. Die Frage von Liaotung überließ er dann dem weißen Zaren zur endgültigen Entscheidung.

Die Chinesen konnten mit diesen Bestimmungen, wozu noch einige andere weniger wichtige kamen, wie die Eröffnung mehrerer neuer Vertragshäfen, wohl zufrieden sein. Aus eigener Kraft waren sie außerstande, bessere Bedingungen zu verlangen. Zwar sträubte sich die Peking-Regierung bis zum letzten Augenblick, den Vertrag zu ratifizieren, aber das geschah hauptsächlich aus der alten Gewohnheit, die das Ausland angelenden Dinge zu verschleppen, und entsprang nicht etwa ernstlichen Zweifeln, ob man den Kampf nicht doch lieber wieder beginnen sollte.

Nun kam es darauf an, was das Ausland zu den Friedensbedingungen sagen würde. Hätten die Japaner aus der Geschichte lernen wollen, so hätten sie sich sagen müssen, daß die europäischen Großmächte schwerlich einer einzelnen Macht erlauben würden, vom chinesischen Reiche ein beliebiges Stück abzuschneiden. Ähnliches hatte Rußland bei dem Frieden von San Stefano trotz sehr viel schwererer Opfer erfahren. Deshalb war es eine Naivität von Jungjapan, anzunehmen, es könne mit dem kranken Manne im fernen Osten nach eigenem Gutdünken verfahren. Wer die durch die Abmachungen von Simonoseki geschaffene Lage unbefangen betrachtet, muß zugeben, daß jeder Staat, der die Macht dazu hatte, damit auch kraft des Stärkeren das Recht besaß, Einspruch gegen die Abtretung von Liaotung oder von irgend einem andern Teile

Chinas zu erheben. Der Krieg war ein Eroberungskrieg, nichts weiter. Wenn die Eroberer gegen die Lebensinteressen eines Dritten verstießen, so durften sie sich nicht über ein ihnen zugerufenes Halt wundern. Die Haltung der Russen war durchaus begreiflich. Sie fanden dabei die Unterstützung Deutschlands und Frankreichs.

Durch den glücklichen Krieg mit China ist Japan, das vorher wenig beachtet wurde, mit einem Schlage in die Reihe der Mächte eingetreten, mit denen ernstlich zu rechnen ist. In Europa hatte man dem Orient so etwas kaum mehr zugetraut. Seine frühere Angriffskraft schien ihm verloren gegangen zu sein, seitdem der Ansturm Kara Mustafas und seiner zweihunderttausend Türken vor Wien glücklich abgewehrt worden war. Nach der Erfahrung von zwei Jahrhunderten hatte sich Europa vollständig daran gewöhnt, daß Asien in der hohen Politik nicht mehr mitzählte. Jetzt plötzlich trat wieder ein kriegerisches und gewappnetes asiatisches Volk auf den Schauplatz der Geschichte. Ohne europäische militärische Ratgeber suchte es sich durch den Krieg mit einem volkskräftigen Nachbarn den ersten Platz im fernen Osten zu erobern. Die Zukunft muß lehren, ob es ihm gelingen wird, sich dem wachsenden russischen Kolosse gegenüber zu behaupten.



Verein der Bücherfreunde

Erster Jahrgang 1891/92

- Todsünden.** Roman von Hermann Heiberg. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Aus Mitleid und andere Novellen von Alexander Baron von Roberts geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Seelenanalysen. Novellen von Max Nordau. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von Dr. Theodor Jaensch. geh. Mk. 3.75; geb. Mk. 4.50.
Carriere. Roman von Olga Wohlbrück. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
fliegender Sommer. Geschichten von Ludwig Ganghofer. geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Zwei reiche Frauen. Roman von M. von Eschen. geh. Mk. 3.— geb. Mk. 3.75.
Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von Johannes Biegler. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Zweiter Jahrgang 1892/93

- Das Leben auf der Walze.** Roman von Wolfgang Kirchbach. Mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier v. Georg Koch. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Töte sie! Roman von Balduin Groller. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. H. Haas. I. Teil. Mit 55 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Pfarrer Streccius. Roman von G. Eschricht. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Der Telamone. Roman von Fedor von Bobeltik. Mit 77 Textzeichnungen von Friedrich Stahl. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.
Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Das Sternenzelt, von Prof. Dr. Carl Titus. Mit 70 Abbildungen im Text und drei doppelseitigen Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von Hermann Heiberg und Konrad Celmann: Das Schicksal auf Moorheide — Ruggiero, der Brigant. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Dritter Jahrgang 1893/94

- Hančička, das Chodenmädchen.** Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge. Von Maximilian Schmidt. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von Wilhelm Jensen (Altflorentinische Tage), Heinrich Heidel (Die silberne Verlobung), Julius Stinde (Martinshagen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. u. 16. Jahrhundert. Von Johannes Renatus. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. H. Haas. Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Mit Beiträgen von Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Ruß, Max Dreuer, Franz Ewers, Casar Flaishlen, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Hendell, Peter Hille, Maria Janitschek, Detlev von Liliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlol Gottfrid Reuling, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Hans Schliepmann, Heinz Cuvotte; herausgegeben von Dr. Casar Flaishlen. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

Die Geisterseher. Humoristischer Roman von Erik Mauthner. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Talenpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Von Otto v. Leirner. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Von Luise Westkirch. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Vierter Jahrgang 1894/95

Der Scharffenstein. Roman von Anton Freiherr von Persfall. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman von A. von der Elbe. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwicklung und Hilfsquellen. Von Hauptmann Rochus Schmidt.

Band I. Ostafrika. Mit über 100 Bildern und 25 Originalzeichnungen von Hellgrewe nebst einer Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Band II. Westafrika und Südsee. Mit 150 Bildern und 6 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Der Pförtnersohn von St. Veit. Roman von Otto Elster. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Gewissensqualen. Zwei Novellen von Gerhard von Amyntor. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Von Victor Ottmann. Mit 125 Bildern. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Fröhlich Gejaid. Jagdgeschichten von Arthur Ahlertner. geh. Mk. 4.— geb. Mk. 5.—.

Fünfter Jahrgang 1895/96

Richard Nordhausen: Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Gregor Samarow (Oskar Meding): Palle. Historischer Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Paul von Schönthan: Jahreszeiten der Feder. Allerlei Humoresken. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Eduard Berth: Das Sabinergut. Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. Heidel, Sekretär d. deutsch. Kolonialges.: Geschichten und Lieder der Afrikaner. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Otto von Leirner: Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Graf v. Adlersfeld-Ballestrem: Aus der Kumpelkammer der Weltgeschichte. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Dr. Arthur Sperling: Medizinische Streiflichter. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Sechster Jahrgang 1896/97

- Anton Freiherr von Persall:** Die Krone. Romantische Erzählung. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.
- C. Freiherr von der Goltz-Pascha,** Kgl. Preuß. Generallieutenant, Osman. Marschall a. D.: Anatolische Ausflüge. Reisebilder. Mit 37 Bildern und 18 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.
- Arthur Ahleitner:** Schwarzwald-Novellen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.
- Dem Schwarzwaldbuche Ahleitners ist an den Höfen zu Stuttgart und Karlsruhe regües Interesse entgegengebracht und die Wahl der Novellenstoffe dortselbst als eine sehr glückliche bezeichnet worden.
- A. Heidel,** Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft: Goldene Worte der Hohenzollern. Mit 20 Portraits in Holzschnitt. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.
- A. von Boguslawski,** Generallieutenant z. D.: Aus bewegten Zeiten. Novellen und Skizzen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.
- Gräfin Bethusy-Huc** (Moritz von Reichenbach): Glückskinder. Roman. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.
- Professor Em. Schmidt:** Ceylon. Mit 39 Bildern und 1 Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.
- F. Freiherr von Dinklage-Campe,** Generallieutenant z. D.: Erinnerungen eines Veteranen. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Siebenter Jahrgang 1897/98

- Arthur Ahleitner:** Der Hirsch von Eßlingen. Roman. geh. M. 4.—; geb. M. 5.—.
- Hippolyt Haas,** Prof. Dr.: Der Bergmeister von Grund. Erzählung. Mit Bildern von Jul. Fürst. geh. M. 4.—; geb. M. 5.—.
- Thilo v. Wardenberg.** Zeit- und Charaktergemälde aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. geh. M. 5.—; geb. M. 6.—.
- Richard Bredenbrücker:** Kein Sommer ohne Wetter. — Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht. geh. M. 4.—; geb. M. 5.—.
- W. von Dünheim:** Wie ich Schriftsteller wurde und was ich dann schrieb. Humoresken. geh. M. 4.—; geb. M. 5.—.
- H. Orschiedt,** Prof.: Aus der Werkstätte der Natur. Allgemeinverständliche Betrachtungen wichtiger, meist chemischer Naturerscheinungen zum Zwecke der Selbstbelehrung und Unterhaltung. Mit 155 Abbildungen. geh. M. 5.—; geb. M. 6.—.
- Hermann Heiberg:** Grevinde. Roman. geh. M. 3.—; geb. 4.—.
- Johannes Biegler:** Augenblicksbilder. Skizzen. geh. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Beitrittserklärungen und Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die Geschäftsleitung Berlin W. 62, Furfürstenstr. 128 entgegen.





10369